Herrn von Büffons
allgemeine

Naturgeschichte.

Eine freye mit Anmerkungen vermehrte Uebersetzung.

Sechster Theil.

Mit allergnädigstem Königl. Preuß. Privilegio.

Berlin 1774.
Bey Joachim Pauli, Buchhändler.

Herrn von Büffons
allgemeine

Naturhistorie.

VI. Band.

Natürliche Geschichte

des

M e n s c h e n.

IIte Abtheilung.

Naturgeschichte des Menschen.

Von den unterschiedenen Gattungen im Geschlechte der Menschen.

Was in den vorigen Bänden von Erzeugung, Bildung, Auswickelung und Wachsthum des Menschen a), von seinem Zustand in den unterschiedenen Altern seines Lebens b), vom Alter, vom Tode c), und von seinen Sinnen d) angeführet worden, beziehet sich bloß auf die Geschichte des einzelnen Menschen. Etwas anders ist aber die Geschichte der Gattung. Diese fordert eine weit umständlichere Beschreibung, deren vorzüglichster Stoff und hauptsächlichste Umstände vornämlich aus dem Unterschiede genommen werden müßen, den man unter den Menschen der mancherley Himmelsstriche bemerket. Den ersten und merkwürdigsten Unterschied findet man in der

 Farbe,

a) S. III Th. p. 160 ꝛc. IV. Th. p. 191 ꝛc. und p. 245 ꝛc.

b) V. Th. S. 29 — 174.

c) Ebend. S. 177 — 254.

d) Ebend. S. 257 — 339.

Farbe, den andern in der Gestallt und Größe, den dritten in den natürlichen Eigenschaften der Völker. Jeder von diesen drey Gegenständen, in seinem ganzen Umfang betrachtet, würde schon für sich allein zu einer sehr großen Weitläuftigkeit Anlaß geben; Wir wollen uns aber in unserer Geschichte bloß auf das Allgemeinste und auf das Zuverläßigste einschränken.

Durchwandert man in dieser Absicht die Erdfläche und macht in den nordlichen Theilen des Erdbodens den Anfang, so trift man gleich in Lappland und auf den mitternächtlichen Küsten der Tartarey eine Art kleiner Menschen von einer wunderlichen Gestallt an, auf deren wilde Sitten man schon aus ihrer eben so wilden Gesichtsbildung schlüßen kann. Die Anzahl dieser, dem Scheine nach ausgearteter Menschen, ist indeßen sehr groß und verbreitet sich in sehr weitläuftigen Landesstrichen. Die dänische, schwedische, rußische und freye Lappen, die Zemblaner, Borändier, Samojeden, die nordliche Tartarn, vielleicht auch die Ostiaken in der alten, ingleichen die Grönländer und nordwärts an die Eskimaux gränzende Wilden in der neuen Welt, scheinen sämmtlich von einerley Geschlecht abzustammen, welches hernach längs der Küsten der mitternächtlichen Meere, in Wüsten und unter einem Himmelsstrich, der für andere Völker unbewohnbar seyn würde, sich ausgebreitet und vermehret hat. Alle diese Völker pflegen sich von andern durch ein breites und plattes Gesicht e), durch eine stumpfe, breit gedrückte Nase, durch

e) S. Le Voyage de *Regnard* Tom. I. de ses Oeuvres, p. 169; ingleichen Il Genio vagante del Conte *Aurelio*

durch einen gelbbraunen, ins Schwärzliche spielenden Augenring f), durch dicht an den Schläfen stehende Augenbraunen g), ungemein aufgeblasene Backen, einen sehr großen **Mund**, einen schmalen Untertheil des Gesichts, durch aufgeworfene dicke Lefzen, durch eine feine oder kreischende Stimme, durch einen dicken Kopf, schwarze, glatte Haare und eine schwarzbraune Haut, merklich auszuzeichnen. Sie haben einen sehr kleinen, aber bey sichtbarer Magerkeit dennoch untersetzten Körper. Gemeiniglich pflegt ihre Höhe nicht über vier Fuß zu steigen. Es ist schon eine seltne Größe, wenn unter ihnen einige angetroffen werden, die einen halben Fuß über viere haben. Man siehet leicht, wie sehr diese Art Menschen von andern abweichet. Sie scheinen eine ganz eigene Gattung auszumachen, und jeder unter ihnen scheint ein zu früh gebohrnes Kind gewesen zu seyn. Der ganze Unterschied bey diesen Völkern ist bloß in dem geringern oder höhern Grad ihrer Ungestalltheit anzutreffen. Die Borendier zum B. sind noch kleiner, als die Lappen. Die Farbe ihres Regenbogens im Auge stimmt zwar mit leztern überein, der Augapfel hat aber ein röthlicheres Gelb, und ihre Haut eine dunklere Farbe. Dabey sind sie mit ungleich dickern Beinen, als die Lappen, versehen.

Die Samojeden findet man untersezter, als die Lappen. Sie unterscheiden sich überdies noch von den

lio degli Anzi, in Parma 1691; und les Voyages du Nord faits par les Hollandois.

f) S. *Linn.* Faun. Suec. 1746. p 1. und 1761. p 1.

g) S. La *Martiniere* p. 39.

den leztern durch einen dickern Kopf und eine breitere Nase, durch eine dunklere Gesichtsfarbe, kürzere Beine, mehr auswärts stehende Knie, durch einen kleinern Bart und längere Haare.

Die Grönländer haben unter allen die dunkelste, schwärzlich olivenfarbige Haut. Man behauptet sogar, daß es unter ihnen eben so schwarze Menschen, als unter den Mohren gebe. Bey allen diesen Völkern ist die Häßlichkeit sowohl das Erbtheil der Weiber, als der Mannspersonen, denen sie oft so ähnlich sehen, daß es schwer hält, sie beym ersten Anblicke von ihnen zu unterscheiden. Der Körper der Grönländerinnen ist nur klein, alle Theile desselben sind aber nach einem richtigen Ebenmaaß gebildet. Sie haben auch viel schwärzere Haare und eine minder weiche Haut, als die Weibspersonen unter den Samojeden. Ihre weiche Brüste sind von einer solchen Länge, daß es ihnen leicht wird, selbige rücklings über die Schultern zu legen und ihre Kinder so daran saugen zu laßen. Die Warzen sind an selbigen so schwarz wie eine Kohle, an den übrigen Theilen des Leibes hat ihre Haut eine sehr dunkle Olivenfarbe. Einige Reisebeschreiber sagen, daß an ihrem Leibe nirgends, als auf dem Kopf, ein Haar zu finden, und daß ihnen von den periodischen Ausleerungen, welche diesem Geschlecht eigen sind, gar nichts bekannt wäre. Sie haben ein breites Gesicht, kleine, schwarze, ungemein feurige Augen, kurze Füße und Hände, im übrigen aber das Ansehen der Samojedischen Frauenspersonen. Die nordwärts gegen die Eskimaux und so gar im nördlichen Theil der Insel Neuland wohnende Wilden gleichen diesen Gronländern in Ansehung der Kleinheit. Sie haben ein breites, plattes Gesicht,

I. Lange Brüste der Hottentotten, Grönländer etc. P. 8. u. 53.

Gericke Junior sculps.

Kolbe.

Gesicht, eine stumpfe Nase, aber größere Augen, als die Lappländer h).

Die Aehnlichkeit aller dieser Völker untereinander beziehet sich nicht bloß auf ihre Häßlichkeit, auf die Kleinheit ihrer Statur, auf die Farbe der Haare und Augen, sondern auch auf ihre Gemüthsneigungen und Sitten. Sie sind insgesammt, eines eben so ungeschickt, abergläubisch und dumm, als das andere. Die Dänische Lappen haben ihr ganzes Heil auf eine große schwarze Katze gesetzt, welche sie zur Vertrauten aller ihrer Geheimnisse machen und in allen ihren Angelegenheiten zu Rathe ziehen, besonders wenn sie gern wißen mögten, ob es rathsam sey, auf die Jagd auszugehen oder einen Fischfang zu wagen? Unter den Schwedischen Lappen findet man in jedem Haus eine Trommel. Ihre große Bestimmung ist, vermittelst derselben sich Raths beym Teufel zu erhohlen. Bey aller Stärke des Leibes und Flüchtigkeit ihrer Beine, sind eben diese Lappen doch viel zu furchtsam, jemahls im Kriege sich brauchen zu laßen. Gustav Adolph machte den Versuch, aus dieser Nation ein Regiment zu errichten, ohne jemals zu seinem Zweck zu gelangen. Sie scheinen so wenig für ein ander Land, als für eine andre Lebensart, als ihre eigne, gemacht zu seyn. Sie bedienen sich, um bequem über den Schnee zu laufen, sehr dicker Schuhe von Tannenholz, etwa zwo Ellen lang und einen halben Fuß breit. Vorn gehen sie spitzig in die Höhe, mitten sind sie durchbohret, um lederne Riemen zu Bevestigung des Fußes durchzie-

 hen

h) S. Le Recueil des Voyages du Nord. 1716. Tom. I. p. 130. und Tom. III. p. 6.

hen zu können. Mit dieser Bekleidung der Füße laufen sie dermaßen hurtig über den Schnee, daß ihnen von den flüchtigsten Thieren so leicht keines zu entwischen vermag. Ein mit Eisen beschlagener, an einem Ende zugespitzter, am andern runder Stab dient ihnen, sich in Bewegung zu setzen, zu regieren, aufrecht zu erhalten, stille zu stehen und flüchtende Thiere mit selbigem zu erlegen. Mit solchen Schlittschuhen können sie eben so leicht in die jähesten Tiefen herab, als an den steilesten Bergen hinaufsteigen. Die Schlittschuhe der Samojeden pflegen kürzer und nicht über zween Fuß lang zu seyn. Die Weiber bedienen sich derselben bey diesen beyden Völkern auf eben die Art, wie die Männer. Es ist unter ihnen auch gewöhnlich, Bogen und Armbrust zu brauchen. Die Rußischen Lappen stehen in dem Ruf, einen Wurfspies mit solcher Gewalt und Geschicklichkeit zu werfen, daß es ihnen fast nie fehl schläget, in einer Entfernung von dreyßig Schritten einen weißen Fleck, eines Thalers groß, richtig zu treffen oder einen Menschen, wann sie es nöthig fänden, in eben dieser Entfernung durch und durch zu schüßen. Sie sind insgesammt gute Jäger. Ihr Wildpret sind hauptsächlich die Hermeline, Luchse, Füchse, Marder rc. um ihrer Bälge sich zu bemächtigen und sie gegen Brandwein oder Toback, wovon sie große Liebhaber sind, vertauschen zu können.

Ihre Nahrung besteht in gedörrten Fischen, im Fleische der Bären und Rennthiere, ihr Brod aus Mehl von klein gestampften Fischgräten, mit der zarten Rinde von Fichten und Birkenbäumen vermischet. Die wenigsten pflegen ihre Gerichte mit Salz zu würzen. Walfisch-Thran und Waßer, worinn sie

Wach-

Wachholder-Beeren einweichen, ist ihr gewöhnlichstes Getränke. Von Religion oder von einem höchsten Wesen fehlen ihnen beynahe die rohesten Begriffe. Die meisten sind Götzendiener und jeder ein Sklave des Aberglaubens. Man hat sie mehr für dumm und unflätig, als für wild zu halten. Unter ihre gewöhnlichen Eigenschaften pflegen weder Herzhaftigkeit, noch Achtung für sich selbst zu gehören. Alle Sitten dieser niederträchtigen Leute zielen bloß dahin, sie höchst verächtlich zu machen. Sie baden sich nackend und vermischt untereinander, Mädchen und Knaben, Mütter und Söhne, Brüder und Schwestern, ohne sich in diesem Zustande vor jemandes Anblicke zu scheuen. So bald sie aus ihren überaus heißen Bädern kommen, stürzen sie unverzüglich in einen eben so kalten Fluß, um sich wieder abzukühlen. Gegen Fremde sind sie dermaßen gastfrey, daß sie diesen ihre Töchter und Weiber anbiethen und sichs zur Ehre rechnen, wenn man diese Höflichkeit nicht verschmähet, welche bey den Samojeden und Borandiern eben so gewöhnlich ist, als bey den Lappen und Grönländern. Im Winter kleiden sich die Lappländischen Weiber mit Rennthierhäuten, im Sommer mit den abgezognen Häuten erdroßelter Vögel, weil sie vom Gebrauch des leinenen Zeuges gar nichts wißen.

Die Zemblanerinnen durchbohren sich Nasen und Ohren, um diese Theile mit einem Schmuck von blauen Steinen behängen zu können. Ihre Stirn und Kinn werden zugleich mit blauen Streifen zierlich bemalet. Die Männer scheren sich rund herum den Baart ab, und verachten überhaupt alle Zierde der Haare.

Die

Die Grönländerinnen bedecken sich mit Seehundfellen, tragen ebenfalls Ohrenringe und pflegen ihr Gesicht nicht minder mit blauen und gelben Farben zu übertünchen. Sie leben fast alle, wie die Maulwürfe, unter der Erde oder in Hütten, die ganz in der Erde versteckt liegen und so wohl mit Baumrinden, als Fischgräten bedecket sind. Einige machen sich unterirrdische Gänge, damit sie den Winter hindurch ihre Nachbarn besuchen, und mit ihnen gesellschaftlich leben können. Weil es bey ihnen verschiedene Monathe lang Nacht bleibet, so müßen sie hier, in einer Art von Lampen, ein beständig brennendes Licht unterhalten, wozu ihnen der Fischthran behülflich ist, womit sie nicht allein ihre Lampen anfüllen, sondern auch ihren Durst gelegentlich zu löschen pflegen. Im Sommer genüßen sie nicht viel mehr Bequemlichkeit, als im Winter, denn sie müßen bey dieser schönen Jahreszeit beständig in dicke Rauchwolken verhüllet leben, weil sie noch kein ander Mittel haben finden können, sich wider die schmerzhaften Stiche der **Mücken** zu vertheidigen, deren es in diesem kalten Erdstriche vielleicht größere Schwärme giebt, als in den heißesten Ländern *).

Bey

*) Hier werden ohnstreitig eben die **Mücken** verstanden, welche der **Archiater von Linné** in seinem **Natursf.** Ed. XII, p. 1002. n. 1. §) Culex Pipiens, **Kalm** im II Th. seiner Reise Musquetoes, **Kranz** in seiner Beschreibung von Grönland I Th. p 105 große **Mücken**, *Vallm. de Bomare* in s. Dict. d'Hist. Nat. T. III. p. 434 Marignons nennet, und welche bey den Afrikanern *Maringuoin* heißen. Zu gewißen Zeiten sagt Hr. **Adanson** in seiner Senegal-Reise, Brandenburg 1773. gr.

Bey dieser harten und so traurigen Lebensart ist es dennoch unter ihnen etwas ungemein seltsames, einen

gr. 8 p. 52. kömmt dieses Geschmeiß aus den schilfreichen unzugänglichen Gegenden des schwarzen Flußes in Senegal in einer so ungeheuren Menge zum Vorschein, daß die Luft beynahe davon verdunkelt wird. Man kann sich ihrer kaum erwehren, weil ihr Stachel das vesteste Zeug zu durchdringen vermögend ist. Ihr Stich wird um der ungeheuren Menge willen dieser Insekten, die einen zu gleicher Zeit anfallen, ganz unerträglich und verursachet in einem Augenblick über den ganzen Leib ein heftiges Brennen. Die Neger pflegen daher in solchen Gegenden unter freyem Himmel in sehr hohen Betten zu schlafen, um sich wider diese Wasserschnaken in Sicherheit zu setzen. Hr. Bankrooft führt in seiner **Naturgeschichte von Guiana** p. 147. dreyerley Gattungen an, die sich nur in den Graden der Größe von einander unterscheiden. Man findet sie hauptsächlich in tiefen schlammichten Gegenden an der See, in den Wäldern, welche durch die Menge dieser Insekten unbewohnbar gemacht werden, bis die Bäume niedergehauen sind und der Wind freyen Zug erhält, wo sie dann tiefer in die Wälder flüchten. In **Guiana** erscheinen sie an solchen Orten wie Wolken, sie erfüllen die Luft mit einem summenden Geräusche, und ihr Biß verursachet außerordentliche Schmerzen. Wenn die weißen Einwohner oder Indianer genöthigt sind, an solchen Orten zu schlafen, wie es bisweilen auf Reisen, oder bey Fischereyen an der Seeküste, geschiehet, so machen sie einen großen Dampf unter ihren Hangematten, in welche sie sich über und über einwickeln,

einen Kranken zu finden. Sie gelangen vielmehr alle zu einem hohen Alter, und man bemerket selbst an ihren Greisen so viel muntere Lebhaftigkeit, daß es schwer hält, sie von den Jünglingen unterscheiden zu können. Die einzige Beschwerde, die unter ihnen sehr gemein ist, bestehet in dem Ungemach einer gewöhnlichen Blindheit. Die beständige Blendung vom Glanze des Schnees im Winter, Herbst und Frühjahr, hernach aber der beißende Rauch im Sommer, sind Ursachen, warum die meisten Einwohner im Alter ihr Gesicht verlieren.

Die **Samojeden**, **Zemblaner**, **Borandier**, die **Lappen**, die **Gronländer** und nordwärts über die **Eskimaux** wohnende **Wilden** sind also lauter Menschen von einerley Art, weil sie alle fast einerley Gestallt, Leibeslänge, Farbe, Sitten und höchst lächerlich scheinende Gewohnheiten oder Gebräuche haben. Der unter ihnen allen eingeführte Gebrauch, den Fremden ihre Weiber anzubiethen und sich etwas darauf einzubilden, wenn diese von ihrer Freygebigkeit Gebrauch machen, kann vielleicht von der Einsicht ihrer eigenen Unförmlichkeit, und der natürlichen Häßlichkeit ihrer Weiber herrühren. Indeßen finden sie diejenigen weit minder häßlich, welche von den

ckeln, und es für ein Glück halten, durch die Gefahr, beynahe zu ersticken, der größern Gefahr zu entgehen, von diesen Insekten aufgefressen zu werden. Cf. Reise einiger englischen Officire in das Südmeer rc. Nürnb. 1772. gr. 8vo. p. 44. und 174. und *Journ. des Sçav.* 73. Oct. 1 p. 257 &c. imgl. Gött. Sammlung neuer Reisen II B. p. 47 — 50. III B. p. 21.

M . . .

den Fremden einer genauen Umarmung gewürdiget worden. Man kann sich wenigstens darauf sicher verlaßen, daß unter allen benannten Völkern dieser Gebrauch allgemein ist, ob sie gleich sehr weit von einander entfernt und sogar durch einen großen See getrennet leben. Eben diese Gewohnheit haben auch die krimmische Tartarn, Kalmucken und viel andere Völker in Siberien und in der Tartarey, welchen die Häßlichkeit fast in eben dem Grade, wie diesen nordischen Völkern eigen ist; Bey allen benachbarten Völkern hingegen, wo es schöne Weiber giebt, als in China und Persien a), pflegen die Männer die Eifersucht bis zur Ausschweifung zu treiben.

Bey Untersuchung aller der Völker, die an den weitläuftigen vom Lappengeschlecht bewohnten Strich Landes grenzen, wird man so gleich wahrnehmen, daß unter ihnen und diesem Geschlechte gar nichts von Aehnlichkeit herrschet. Bloß die Ostiaken und Tungusen scheinen mit ihnen vieles gemein zu haben. Sie grenzen gegen Süden und Südosten an die Samojeden. Weder die Samojeden, noch Borandier haben mit den Rußen, noch die Lappen die mindeste Aehnlichkeit mit den Finnen, Gothen, Dänen und Norrwegern. Eben so merklich ist auch der Unterschied

a) La Boulaie versichert, man wiße nach dem Tode der Weiber des Schachs nie, wo sie begraben worden, und man suche dadurch allen Anlaß zur Eifersucht von ihm abzuhalten, welche bey den alten Aegyptiern so weit gieng, daß diese ihre Weiber nicht vor dem vierten oder fünften Tag balsamiren laßen wollten, aus Furcht, die Wundärzte mögten dabey in einige Versuchung gerathen. S. *Voyage de la Boulaie* p. 110.

terschied zwischen den Grönländern und kanadensischen Wilden. Alle diese letzte Völker sind groß und wohlgestalltet, zwar untereinander selbst schon merklich, unendlich mehr aber von den Lappen unterschieden. Die Ostiaken aber scheinen Samojeden, doch nicht so häßlich und etwas größer, als die andern zu seyn. Ihr kleiner Körper hat eine schlechte Bildung b). Ihre Nahrung besteht in Fischen und rohem Fleische, welches ihnen von allen Arten der Thiere, ohne weitere Zubereitung, schmecket. Zu ihrem Getränke lieben sie das Blut mehr, als das Waßer. Die meisten sind herumschweifende Gözendiener, wie die Lappen und Samojeden. Mit einem Worte, sie scheinen mir eine Mittelgattung zwischen den Lappen und Tartarn, oder deutlicher, die Lappen, Samojeden, Borandier, Zemblaner, vielleicht auch die Grönländer und Zwerge der nördlichen Gegenden von Amerika, scheinen so sehr als möglich ausgeartete Tartarn, die Ostiaken aber nur wenig, die Tungusen noch weniger, aus der Tartarischen Art ausgeschlagen zu seyn, weil sie zwar nicht so klein und übel gebildet, aber doch eben so häßlich, als die Tartarn sind.

Die Samojeden und Lappen wohnen ohngefähr unter dem acht oder neun und sechzigsten, die Ostiaken und Tungusen unter dem sechzigsten Grade nördlicher Breite. Die Tartarn, welche sich, längs der Wolga, unter dem fünf und funfzigsten Grade aufhalten, sind bey merklicher Unförmlichkeit ungemein

b) S. Voyage d' *Ebert Ibrand* p. 212. 217. &. und Nouv. Memoires sur l'état de la Russie 1725. Tit. I. p. 270.

ungemein dumm und viehisch, fast wie die Tunguusen, weil sie, gleich diesen, von Religionsbegriffen fast gar nichts wißen, und kein ander Mädchen zum Weibe verlangen, als das schon von andern zu diesem Stande hinlänglich vorbereitet worden.

Ueberhaupt genommen bewohnet die Tartarische Nation in Asien unermeßliche Länder. Sie verbreitet sich durch den ganzen Landstrich von Rußland bis nach Kamtschatka, folglich in einem Raum, der eilf bis zwölf hundert Meilen lang, über sieben hundert und funfzig Meilen breit, also zwanzigmal größer, als ganz Frankreich, ist. An der mitternächtlichen und Abendseite gränzen die Tartarn an China, in Norden an die Königreiche Butan, Ava, imgleichen an des großen Moguls und an das Persische Gebiethe bis an das Kaspische Meer. Man findet so gar noch Tartarn längs der Wolga und der westlichen Küste des Kaspischen Meeres bis nach Dagestan, ja sie dringen bis zur nördlichen Küste des schwarzen Meeres und haben in der Krimmischen so wohl, als in der kleinen Tartarey bey der Moldau und Ukräne noch ihre Wohnplätze aufgeschlagen.

Alle diese Völker haben oben ein sehr breites und in der Jugend schon runzlichtes, unten aber schmales Gesicht, eine kurze dicke Nase, kleine, tief im Kopf liegende Augen c), starke Paußbacken, ein langes hervorstehendes Kinn, eine starke eingedrückte Ober-

c) S. Les Voyages de *Rubrisquis*, de Marc *Paule*, de Jean *Struys*, du Pere *Avril* &c besonders aber des Hrn. Prof. Pallas Reisen durch unterschiedene Provinzien des Russischen Reichs, I. Th. Petersb. 1771 gr. 4to. v. B. u. M.

Oberkinnlade, lange, weit von einander stehende Zähne, starke über die Augen herabhängende Augenbraunen, dicke Augenlieder, ein plattes Gesicht, eine dunkle, oliven-ähnliche Farbe der Haut und schwarze Haare. Bey ihrer mittelmäßigen Statur sind sie ungemein stark und wohl bey Kräften. Statt eines Baartes tragen sie, gleich den Chinesern, einzelne dünne Haarbüschel, und haben übrigens dicke Schenkel und kurze Beine.

Die Kalmucken sind unter allen die häßlichsten, weil schon ihr bloßer Anblick einen Abscheu erregen kann. Sie ziehen, unter beständigem Herumschweifen von einem Orte zum andern, wohnen unter Gezelten von Leinwand, Filz oder Fellen, eßen das Fleisch von Pferden und Kamelen bald ganz roh, bald unter ihren Satteln ein wenig mürbe gemacht. Unter ihre Nahrungsmittel gehören auch an der Sonne gedörrte Fische. Pferdemilch mit Hirsenmehl aufgegohren, ist ihr gewöhnlichstes Getränke. Sie gehen alle mit einem kahlen Kopf, doch laßen sie vorn einen Haarschopf so lange wachsen, bis er lang genug ist, an jeder Seite des Gesichts eine Haarlocke daraus zu machen.

Die Weiber, die an Häßlichkeit ihren Männern gar nichts nachgeben, tragen ihre Haare in Zöpfen und pflegen kleine Kupferplatten und andere Zierrathen dieser Art an denselben zu bevestigen. Der gröste Theil dieser Völker weis nichts von Religion, von Enthaltsamkeit in den Sitten, oder vom Wohlstande. Man hat sie alle für bloßes Raubgesindel zu halten. Die Dagestanische Tartern, die an wohl eingerichtete Staaten grenzen, treiben einen großen Handel mit Sklaven und solchen Unglücklichen, welche sie mit

mit Gewalt entführeten, um sie an die Türken und Persianer zu verkaufen.

Der gröste Reichthum dieser Völker besteht in Pferden. Es mag wohl in der ganzen Welt kein Land seyn, wo man eine so große Menge von Pferden findet, als in der Tartarey. Hier ist es auch gewöhnlich, daß Menschen und Pferde beständig mit einander in Gesellschaft leben. Die Tartern sind unaufhörlich mit ihren Pferden beschäftiget, sie wißen sie auch so geschickt abzurichten und in so guter Uebung zu erhalten, daß man diese Thiere für eben so klug, als die Menschen halten sollte, von denen sie abgerichtet worden. Sie laßen sich nicht allein durch die geringste Bewegung des Zaumes regieren, sondern errathen auch gleichsam die Absicht und Gedanken ihres Reiters.

Um den besondern Unterschied bey den mancherley Arten des Tartarischen Geschlechts genau einzusehen, muß man die Beschreibungen der Reisenden von einem jeden der unterschiedenen Völker, woraus das ganze Geschlecht bestehet, wohl mit einander vergleichen. Nach **Taverniers** Berichte sind die **Kalmucken** der Gegenden des Kaspischen Meeres starke, zugleich aber unter der Sonne die häßlichsten und ungestalltetsten Leute. Ihr Gesicht ist so platt und breit, daß zwischen ihren beyden außerordentlich kleinen Augen ein Raum von fünf oder sechs Fingerbreiten bleibet. Ihr Bißchen **Nase** liegt so platt im Gesichte, daß man davon beynahe nichts mehr, als ein Paar Oefnungen siehet, welche die Nasenlöcher vorstellen. Diese Unförmlichkeit wird noch durch ihre auswärts stehende **Knie** und einwärts gedrehte Füße verstärket.

Nach den Kalmucken sind ohnstreitig die Dagestanische Tartern untern allen übrigen die häßlichsten. Die kleinen oder Nogaischen Tartern, nicht weit vom rothen Meere, sind an sich viel weniger häßlich, als die Kalmucken, sie haben aber doch mit ihnen das breite Gesicht, die kleinen Augen und eine gewiße lächerliche Form des Leibes gemein. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Art kleiner Tartern einen Theil ihrer Häßlichkeit durch die Vermischung mit den Zirkaßiern, Moldauern und andern benachbarten Völkern verbeßert habe.

Die Vagolistischen Tartern in Siberien mit ihrem breiten Kalmuckischen Gesichte, kurzer und plumper Nase und kleinen Augen, haben zwar eine von der Kalmuckischen merklich unterschiedene Sprache, dennoch aber im übrigen so viel Aehnlichkeit mit ihnen, daß man sie billig für zwey von einerley Art entstandene Völker halten muß. Die Bratskischen Tartern gehören, wie der Pater Avril versichert, nicht minder zum Geschlechte der Kalmucken. Je weiter man ostwärts in die freye Tartarey eindringet, desto erträglicher werden die Züge der Tartarischen Gesichter; ob sie gleich den wesentlichen Charakter ihrer Art unverändert beybehalten. Mit einem Worte: die Monguliscchen Tartern, oder die Eroberer des chinesischen Reiches, die von je her unter allen diesen Völkern am besten eingerichtet waren, sind noch heut zu Tage diejenigen, welchen man den geringsten Grad von Häßlichkeit und Unförmlichkeit des Leibes nachsagen kann. Dennoch haben sie, gleich allen andern, kleine Augen, ein breites, plattes Gesicht, einen kleinen, aber allezeit schwarzen oder auch rothbraunen Bart d), eine

d) S. Palafox. S. 444.

eine kurze, breit gedrückte Nase, und schwarzbraune doch nicht so stark olivenartige Farbe der Haut und des Gesichtes.

So wohl die Völker in Thibet, und in den andern südlichen Provinzen der Tartarey, als die zunächst in China wohnende Tartarn haben vor den andern ein weit erträglicheres Ansehen. Hr. Sanchez, oberster Feldarzt bey der Rußischen Armee, ein Mann von ausnehmenden Verdiensten und ausgebreiteten Kenntnißen, hat mir alle die Anmerkungen, die er auf seinen Reisen durch die Tartarey gemacht, aufzuschreiben und gefälligst mitzutheilen beliebet.

In den Jahren 1735, 1736 und 1737 hat er die Ukräne, die Länder am Donfluße bis zu der Zabachischen See und von den Kubanischen Grenzen bis nach Asoff, hernach die Wüsten zwischen der Krimmischen Tartarey und Backmut bereiset. Ferner hat er die Kalmucken, welche den Strich Landes vom Königreiche Kasan bis zu den Ufern des Dons bewohnen, an statt aber darinn einen vesten Siz zu haben, beständig von einem Orte zum andern ziehen, imgleichen die Krimmischen und Nogaischen Tartarn, welche beständig in den Wüsteneyen zwischen der Krimm und Ukraine herumschwärmen, auch die Kergissischen und Tscheremißischen Tartern besuchet, welche nordwärts von Astrakan vom funfzigsten bis zum sechzigsten Grade der Breite wohnen. An den Krimmischen und Kubanischen Tartern hat er eine mittelmäßige Länge, breite Schultern, schlanken Unterleib, starke Glieder, chwarze Augen und eine dunkelbraune Gesichtsfarbe; an den Kergißischen und Tscheremißischen Tartern eine kleinere, untersetztere Statur, weniger Behendigkeit

hendigkeit und mehr Ungeschicklichkeit, sonst aber ebenfalls schwarze Augen, eine dunkelbraune Farbe und noch ein breiteres Gesicht, als an den erstern, bemerket. Nach seinen Beobachtungen finden sich unter diesen Tartern viele Männer und Weiber, die mit ihnen überhaupt entweder gar keine oder nur sehr wenig Aehnlichkeit haben, und von welchen einige so weiß, als die Polacken, aussehen.

In so fern es unter diesen Völkern sehr viele Sklaven von beyderley Geschlechte giebt, welche sie aus Pohlen und Rußland entführet haben; in so fern ihre Religion die Vielweiberey begünstiget und ihnen eine Menge Beyschläferinnen erlaubet, auch ihre Sultane und Murzen, welche den Adel dieser Nation ausmachen, sich mit Weibern aus Zirkassien und Georgien zu versorgen pflegen, ist es wohl natürlich, daß aus dieser Vermischung minder häßliche, auch weißere Kinder, als die andern sind, erzeuget werden. Man findet sogar unter diesen Tartarn ein ganzes Volk, die Kabardinski genannt, dessen Männer und Weiber den Ruf einer besondern Schönheit haben. Hr. Sanchez erzählet, er habe dreyhundert Mann davon zu Pferde wahrgenommen, die sich in Rußische Dienste begeben, und an edlem, stolzem und männlichem Ansehen, keinem andern Menschen nachzusetzen gewesen wären. Sie haben ein schönes munteres, rothes Gesicht, große, feurige, schwarze Augen, eine große und ansehnliche Statur. Der Generallieutenant von Serapikin, der sich zu Kabarda lange aufgehalten, hatte den Hrn. Sanchez versichert, ihre Weiber wären eben so schön, als die Männer. Dieses von den Tartarn, welche dasselbe rings umgeben, so merklich unterschiedene Volk stammet,

met, wie Hr. Sanchez behauptet, aus der Ukraine, und ist, vor ohngefähr 150 Jahren, nach Kabarda versetzet worden.

Obgleich dieses Tartarische Blut sich auf der einen Seite mit den Chinesern, auf der andern mit den östlichen Rußen vermischet hat, so war doch diese Vermischung nicht hinlänglich, die Kennzeichen dieser Gattung gänzlich zu vertilgen. Noch immer haben die Moskoviter eine Menge Tartarischer Gesichter aufzuweisen. Der Umstand, daß dieses Volk, überhaupt genommen, mit den Europäern aus einerley Geblüt entsproßen ist, konnte doch nicht verhindern, daß unter ihnen jezt noch viele mit unförmlichem vierschrötigen Leib, dicken Schenkeln und kurzen Beinen, wie die Tartarn, angetroffen werden. Doch unterscheiden sich die Chineser noch lange nicht so stark von den Tartarn, als die Rußen. Es ist nicht einmal ausgemacht, ob jene zu einer andern Art gehören. Bloß der Unterschied unter den Gemüthsneigungen, Sitten und Gewohnheiten dieser beyden Völker könnte zu einer solchen Vermuthung Anlaß geben.

Ueberhaupt genommen hat man die Tartarn für verwegene, kriegerische, der Jagd ergebne Menschen zu halten, welche die beschwerlichsten Arbeiten so sehr, als die Unabhängigkeit lieben, dabey aber viehisch grob und abgehärtet sind. Bey den Chinesern findet man gerade das Gegentheil von diesen Sitten. In ihrem Charakter herrscht Weichlichkeit, Friedfertigkeit, Unempfindlichkeit, Aberglauben, Unterwürfigkeit, Abhängigkeit bis zur Sklaverey, und Komplimentirsucht bis zur abgeschmacktesten Ausschweifung. Wann man aber in Ansehung der Figur und ihrer

Züge zwischen den Tartarn und Chinesern eine Vergleichung anstellt, so finden sich zwischen beyden Merkmale der unzweifelhaftesten Aehnlichkeit.

Nach Johann Hugo's Außage haben die Chineser zwar nach ziemlich richtigem Verhältniß gebildete Glieder, dabey aber einen dicken, fetten Leib, ein breites, rundes Gesicht, kleine Augen, große Augenbraunen, erhabne Augenlieder, eine kleine gedrückte Nase, sieben oder acht schwarze Baartbüschel an jeder Lippe, und am Knie einen kleinen Vorrath von Haaren. Die Chineser der mittäglichen Provinzen sind brauner und von dunklerer Gesichtsfarbe, als die andern. Sie haben in dieser Absicht viel Aehnlichkeit mit den Mauritaniern und braunsten Spaniern, da hingegen die Einwohner mitten im Chinesischen Reiche so weiß, als die Deutschen, zu seyn pflegen.

Dampier und andere Reisebeschreiber versichern zwar, die Chineser wären lange nicht alle so dick und fett, als man von ihnen glaubte; dennoch ist es ausgemacht, daß unter ihnen eine dicke, plumpe Leibesgestallt für eine Schönheit gehalten wird. Eben dieser Verfaßer saget so gar, indem er von den Einwohnern der Insel St. Johann, auf den chinesischen Küsten, redet, die Chineser wären groß, gerade und nicht sonderlich mit Fett beschweret; sie hätten ein langes Gesicht, hohe Stirn, kleine Augen, eine ziemlich breite, mitten erhabne Nase, mittelmäßigen Mund, ziemlich dünne Lefzen, ein aschenfarbiges Gesicht, schwarze Haare, und einen dünnen Baart, von welchem sie so viel ausrupfen, daß nur einzelne Haare davon am Kinn und auf der Oberlippe stehen bleiben.

Herr

Herr Gentil hat in der Gesichtsbildung der Chineser nichts Widriges bemerket. Von Natur pflegen sie, vornämlich in den mitternächtlichen Provinzen, weiß zu seyn; sie werden aber, besonders in den südlichen Ländern, schwarzbraun, wenn sie genöthigt sind, sich der Sonnenhitze bloß zustellen. Ueberhaupt entdeckt man an ihnen kleine, länglicht runde Augen, eine kurze Nase, dicke Leibesgestallt und mittelmäßige Länge. Die Weiber geben sich, wie Herr Gentil versichert, alle Mühe, die Augen so klein, als möglich, zu zeigen. Die junge Mägdchens zerren, durch das Beyspiel ihrer Mütter gereitzet, unaufhörlich an ihren Augenliedern, um das Ihrige zur Bildung kleiner, länglicher Augen treulich beyzutragen, weil sie ohne diese und eine breit gedrückte Nase, auch lange, breite, offene und hangende Ohren unmöglich unter die vollkommne Chinesische Schönheiten gerechnet werden könnten. Uebrigens hat er ihnen eine schöne Gesichtsfarbe, hochrothe Lippen, einen wohlgebildeten Mund, sehr schwarze Haare beygelegt, aber zugleich bekennen müßen, daß der Gebrauch des Betel *) ihre Zähne schwärzet, und ihre Haut von

 der

*) *Piper Betele* Linn. Sp. Pl. 1. p. 40. n. 2. *Burman.* Zeylan. 163. T. 82. f. 2. Betela-Codi *Rheed.* Malab. VII. p. 29. T. 15. Betel, Dietr. Pflanzenr. I. p. 47. *Vallm. de Bomare Dict.* d'Hist. Nat. T. II. P. 58. Bétele, Bétre oder Temboul. Dieser Betel ist eine Ostindische rankende Rebenpflanze, die sich um alles, was ihr am nächsten stehet, herumschlinget, es mögen Bäume, Stauden, Stangen, oder andere Körper seyn. Die Blätter, welche den Zitronblättern gleichen, haben

der häufigen Schminke dermaßen verdorben werde, daß man gemeiniglich in einem jungen Mädchen vor dem
drey-

haben einen bittern Geschmack und sind mit einem rothen Saft angefüllet. Die Früchte bestehen aus Beeren, mit welchen die langen schwanzförmigen Fruchtähren überall besetzet sind.

Mit den Blättern dieser Pflanze wird ein ansehnlicher Handel getrieben. Eine Menge großer Kaufleute unterhalten viele Schiffe, welche sie fast in ganz Orient verführen, wo sie von einem so allgemeinen Gebrauche sind, daß niemals, weder die Großen oder das Volk, noch die Reichen oder die Armen, sich ohne Schachteln oder seidne Beutel mit Betel sehen laßen. Sie biethen sie, wie wir den Schnupftoback, bey allen Gelegenheiten einander an, wenn sie sich begegnen, und es gehört unter die eingeführten Höflichkeiten, sowohl unter Manns- als Frauenspersonen, bey jedem Besuch dergleichen einander vorzusetzen. Man siehet es auf der einen Seite für eine Beschimpfung an, wenn man damit nicht bewirthet wird, und auf der andern, wenn jemand, welchem man dergleichen vorsetzet, sie ausschläget. Kaum getrauet man sich, mit einer angesehenen Person zu sprechen, ohne Betelblätter im Munde zu haben. Die Frauenspersonen betrachten sie als einen starken Reitz zur Liebe.

Diese Handlung wird noch mehr dadurch erleichtert, weil die Betelsblätter, ohne zu verderben, sich lange Zeit erhalten können. Sie verdünnen den zähen Schleim, stärken den Magen und bevestigen das Zahnfleisch. Die eingebohrnen Indianer vermischen sie mit
Arecka,

dreyßigsten Jahre schon ein altes runzliches Mütterchen zu sehen glaubte.

Palafox versichert uns, die Chineser wären zwar weißer, als ihre Nachbarn in der östlichen Tartarey, hätten auch einen kleinen Bart, übrigens aber sey kein merklicher Unterschied in den Gesichtern beyder Nationen wahrzunehmen. Es gehöre zu den grösten Seltenheiten, in China oder auf den Philippinischen Inseln ein Paar blaue Augen zu sehen; man habe nie dergleichen in diesem Lande bemerket, als an den Europäern oder an Personen, die von europäischen Aeltern in diesem Land erzeuget und gebohren worden.

Nach Innigo de Biervilles Erzählung sind in China die Weiber beßer gestalltet, als die Männer. Leztere haben, seiner Aussage nach, auf einem breiten Gesicht eine stark ins Gelbe fallende Gesichtsfarbe, eine dicke, fast mispelförmige, mehrentheils breit gedrückte Nase, und eine Leibesgestallt, fast so dick, als die Holländer. Die Weiber hingegen, ob sie gleich fett sind, genüßen den Vortheil einer ungezwungenen Leibes-

Arecka, mit Kardamomen, mit Nelken oder auch gebrannten Austerschalen. Von diesem Gerichte käuen sie, um sich einen wohlriechenden Athem zu machen. Den ersten Saft spucken sie aus, und er pfleget Blutroth zu seyn. Mäßig angewendet ist das Betel gut und heilsam; allein die meisten Indianer mißbrauchen es allzu sehr, weil sie es beständig, auch wenn sie schlafen, im Munde haben, welches ihre Zähne anfrißt und so schwarz machet, als Kohlen.

M...

Leibesgestallt, einer vortreflichen Haut, schönen Gesichtsfarbe und mit nichts zu vergleichender Augen; bloß die Nase hat bey den wenigsten einen Anspruch auf Schönheit zu machen, weil man sie, wie er sagt, in der Jugend allen Mädchens breit zu drücken pfleget.

Die Holländischen Reisebeschreiber behaupten einstimmig, daß die Chineser überhaupt mit einem breiten Gesicht, kleinen Augen, einer stumpfen Nase und fast gar keinen Baarte versehen, daß die zu Kanton und längs der ganzen südlichen Küste gebohrnen, so schwarzbraun, als die Einwohner zu Fez in Afrika, die Chineser in den mittlern Provinzen aber größtentheils von weißer Gesichtsfarbe sind. Vergleichen wir nun die Beschreibungen aller angeführten Schriftsteller mit unserer Beschreibung von den Tartarn, so bleibt uns kein Zweifel übrig, daß zwar unter den Chinesern selbst ein Unterschied in Ansehung ihres Gesichtes und ihrer Leibesgestallt herrschet, daß aber dennoch eben dieses Volk viel mehr Aehnliches mit den Tartarn, als mit allen andern Völkern hat und daß weder die Vermischung der Arten, noch der Himmelsstrich an diesen Verschiedenheiten und Abänderungen Schuld haben könne. Chardins Meynung ist folgende:

„Die Leibesgestallt der kleinen Tartarn, „sagt er, ist gemeiniglich um vier Zoll kleiner, verhält„nißmäßig aber dicker, als die unsrige. Sie haben „eine roth und schwarzbraune Gesichtsfarbe, platte, „breite und beynahe viereckichte Gesichter, breit ge„drückte Nasen und kleine Augen. Eine Schilde„rung, die sich vollkommen auf die Einwohner von „China paßet! Nach genauer Beobachtung auf mei„nen Reisen, fand ich auch eben diese Gesichtsbildung, „eben diese Leibesgestallt bey allen ost- und nordwärts

vom

„vom kaspischen Meere, auch ostwärts von der Halb-
„insel Malakka wohnenden Völkern. Ich machte
„daraus den Schluß, diese Völker müßten insge-
„sammt von einer gemeinschaftlichen Art abstammen,
„ob sich wohl in ihrer Gesichtsfarbe und in ihren
„Sitten einige Verschiedenheit bemerken läßet. Die
„Abänderung der ersten gründet sich auf die Beschaf-
„fenheit des Himmelsstriches und der Speisen, die
„Verschiedenheit in den Sitten ebenfalls auf die Na-
„tur des Erdreichs, und auf den kleinen oder größern
„Vorrath aller zum Unterhalt oder Vergnügen gehö-
„rigen Bedürfniße a).

Der Pater Parennin, welcher bekannter maa-
ßen so lange sich in China aufgehalten und über die
Völker dieses Landes und ihre Sitten so mancherley
Beobachtungen angestellet hat, beschreibet alle Nach-
barn der Chineser auf der westlichen Seite von Thi-
bet nordwärts bis Chamo, als Leute, welche den
Chinesern weder in den Sitten, noch in der Sprache,
weder in den Gesichtszügen, noch in der äußern Bil-
dung zu gleichen schienen, und, ganz wider die Art
der Chineser, unwißend, grob und faul wären.
Wenn einer von diesen Tartern, fährt er fort, nach
Pecking kömmt, und ein Chineser um die Ursach die-
ses Unterschiedes befraget wird, so schreibt er dieselbe
auf die Rechnung des Waßers und der Erde, d. i.
auf die Beschaffenheit des Landes, und glaubt, aus
diesem Grunde könne die Veränderung sowohl im
Körper, als im Gemüthe der Einwohner, hergeleitet
werden. Der P. Parennin hält in China dieses für
wahr-

a) S. Les Voyages de *Chardin*, à Amsterdam. 1711
Tom. III. p. 86.

wahrscheinlicher, als in allen andern Ländern, die er bereiset hat. Er erinnert sich, da er dem Käyser auf seinen Reisen in die Tartarey bis zum 48ten Grad nördlicher Breite gefolget war, daß er daselbst angeseßene Chineser von **Nankin** gefunden, deren Kinder sich in wahre **Mogulen** verwandelt, tief zwischen den Schultern liegende Köpfe, auch krumme Beine bekommen hatten, und daß man in ihrem ganzen Ansehen ein höchst widriges, plumpes und unflätiges Wesen bemerke b).

Die Japaner haben mit den Chinesern so viel Aehnliches, daß man beyde Völker für Leute von einerley Geschlechte halten kann. Sie haben bloß eine gelbere oder braunere Gesichtsfarbe, weil sie einen südlichern Erdstrich bewohnen, überhaupt aber eine starke Leibesbeschaffenheit, untersetzten **Körper**, ein plattes, breites **Gesicht** und eben solche **Nasen**, kleine **Augen** c), einen dünnen Baart und schwarze Haare. In ihrem Charakter herrschet Stolz, kriegerisches Wesen, Geschicklichkeit, Stärke und gefällige Höflichkeit. Hierzu kömmt noch eine Fertigkeit, wohl zu reden, eine große Fruchtbarkeit an Komplimenten, zugleich aber eine zur Wankelmuth und Eitelkeit antreibende Neigung. Die Beharrlichkeit in Ertragung des Hungers, des Durstes, der Kälte, der Hitze, der Schlaflosigkeit, Ermüdungen und aller von ihnen verlachten Beschwerlichkeiten des Lebens, ist nicht genug

b) S. La Lettre du Pere *Parennin* datée de Pekin le 28 Sept. 1735. In der 24ten Sammlung der Lettres édifiantes.

c) S. Les Voyages de *Jean Struys*, Tom. I. p. 112. a Rouen 1719.

nug an ihnen zu bewundern. Beym Eßen bedienen sie sich, wie die Chineser, kleiner Stöckchen, und genüßen ihre Mahlzeit unter tausendfältigen Zeremonien und allerley seltsamen Geberden. In den Künsten und allen Handwerken beweisen sie ungemein viel Fleiß und Geschicklichkeit. Kurz, man findet bey ihnen fast eben die Gemüthsneigungen, Sitten und Gebräuche, wie bey den Chinesern.

Die lächerlichste Gewohnheit, welche beyde Nationen, die Chineser und Japaner, mit einander gemein haben, besteht in dem Zwang, den sie den Füßen ihrer Weiber anthun, um sie mit Gewalt in eine so kleine Form zu bringen, daß es ihnen fast unmöglich ist, auf selbigen zu stehen. Unterschiedene Reisebeschreiber melden, daß man in China den Mädchen, so bald sie das dritte Jahr überlebet, einen Fuß nach dem andern dergestallt entzwey breche, daß die Zeen sich unter die Fußsohlen biegen laßen, daß man hernach das Fleisch, durch ein starkes, hitziges Wasser zu verzehren suche, hernach aber den Fuß in allerley Binden einwickele, bis er die Krümmung angenommen, die zur Schönheit eines chinesischen Fußes erfordert wird. Nichts ist natürlicher, als die Versicherung der Reisebeschreiber, daß der Schmerz dieses erzwungenen Zierrathes der Füße, worauf die Weiber kaum sicher treten können, sich über ihre ganze Lebenszeit erstrecke und einen unbeschreiblich albernen Gang verursachet? Was thut aber ein Frauenzimmer nicht, um sich einer eingebildeten Schönheit sicher zu bemächtigen! Die Chineserinnen wenigstens dulden mit Freuden diesen fortdauernden Schmerz, weil sie dadurch sich ihrer Liebhaber versichern können, und sie würden vielleicht, um ihre Liebhaber zu fesseln, sich

die

die Füße, wenn es erfordert würde, nicht bloß verstümmeln, sondern mit Freuden gar abnehmen laßen.

Andere Reisebeschreiber scheinen mit dem schwächern Geschlechte gelinder umzugehen, und jungen Mädchens in der Kindheit ihre Füße zwar nicht brechen, aber doch so gewaltsam und anhaltend preßen zu laßen, daß aller Wachstum dadurch nothwendig muß verhindert werden. Die Absicht ist einerley, nur die Mittel sind verschieden; und es stimmen wenigstens darinn alle historische Schriftsteller überein, daß ein vornehmes oder artiges chinesisches Frauenzimmer in jedem Alter den Fuß eines Kindes von weniger als sechs Jahren, kurze Füße zum Besehen, aber nicht zum Gehen haben müße.

Die Japaner und Chineser sind also Leute von einerley Geschlechte, die schon seit undenklichen Jahren auf eine regelmäßige Lebensart bedacht waren, und sich nicht sowohl durch die Gestallt, als durch die Sitten von den Tartern unterscheiden. Zur Einrichtung ihrer bürgerlichen Verfaßung haben sowohl die Güte des Erdreichs, als die Annehmlichkeit des Himmelsstriches und die Nachbarschaft des Meeres das Ihrige beygetragen. Dagegen führen die Tartarn, welche von der See und von allem Handel mit andern Völkern, auch von diesen südwärts durch hohe Gebirge, abgesondert sind, beständig ein herumschweifendes Leben in ihren abgelegenen Wüsteneyen, in welchen Luft und Wetter, besonders gegen Mitternacht, so rauh sind, daß nur die härtesten und wildesten Menschen beydes auszuhalten vermögen.

Das nordwärts von Japan gelegene Land Jedso, liegt zwar unter einem Himmelsstrich, der gemä-

ßiget seyn sollte; weil es aber dennoch kalt, unfruchtbar und bergicht ist, so läßt sich auch zwischen den Einwohnern desselben und so wohl Japanern, als Chinesern, ein merklicher Unterschied wahrnehmen. Sie haben, bey vieler Wildheit und Unvernunft unter sich weder Künste, noch Sitten, einen kurzen, dicken Leib, lange, borstige Haare, schwarze Augen, platte Stirn und nicht völlig so gelbe Gesichtsfarbe, als die Japaner. Auf dem Leibe, sogar im Gesichte, sind sie stark mit Haaren bewachsen. An Lebensart gleichen sie den Wilden, und nähren sich von Wallfischspeck und Fischthran. Ihre Faulheit ist so groß als ihre Unreinlichkeit in der Bekleidung; die Kinder sieht man fast ganz nackend herumlaufen. Der vorzüglichste Putz der Weiber besteht in einem blauen Anstrich der Augenbraunen und Lefzen; das gröste Vergnügen der Männer in der Seewolf- Bären- Elenn- und Rennthierjagd, ingleichen im Wallfischfang. Bloße Kleinigkeiten haben einige von den Japanischen Gewohnheiten angenommen, den Gebrauch z. B. mit einer zitternden Stimme zu singen. Sonst haben sie aber, im Ganzen genommen, mehr Aehnlichkeit mit den nordlichen Tartern oder Samojeden, als mit den Japanern.

Geht man von hier weiter, um die zunächst in Süden und Westen an China gränzende Völker näher kennen zu lernen, so wird man bemerken, daß die Kochinchineser in ihren bergichten, weiter südwärts, als China, liegenden Lande schwarzbrauner und häßlicher, die Tunquineser aber in einem Lande, das unter einem nicht so heißen Himmelsstriche lieget, beßer gestalltet und minder häßlich sind.

Dampier beschreibet die Tunquineser als Leute von einer mittelmäßigen Länge, mit eben so brauner Gesichtsfarbe, als die eingebohrnen Indianer haben, zugleich aber mit einer schönen, glatten Haut, auf welcher man die geringste Veränderung des Roth= oder Blaßwerdens zu erkennen vermag. Eine Erscheinung, worauf man bey Indianischen Gesichtern vergeblich wartet! Gemeiniglich sind sie mit einem länglicht plattrunden Gesicht, einer wohlgebildeten Nase, regelmäßigen Lefzen, schwarzen, dichten und langen Haaren versehen. Ihre Zähne färben sie so schwarz, als möglich ist. Nach den Erzählungen, welche hinter Taverniers Reisen stehen, findet man bey den Tunquinesern eine schöne Leibesgestallt, und eine den Oliven etwas ähnliche Farbe. Sie haben dabey eine minder platte Nase und überhaupt eine beßere Bildung, als die Chineser.

Beym ersten Anblick siehet man schon, daß diese Völker von den Chinesern sich nur wenig unterscheiden. Den Chinesern in den südlichen Provinzen gleichen sie hauptsächlich in der Farbe. Die mehrere Bräune läßt sich aus dem heißern Himmelsstrich, den sie bewohnen, erklären. Das minder platte Gesicht und ihre nicht so platt gedrückte Nase kann uns noch nicht hindern, sie als Völker, welche mit den Chinesern einerley Ursprung haben, zu betrachten.

Eben so verhält sichs mit den Siamern, Peguanen, den Einwohnern in Arakan, Laos u. s. w. Alle diese Völker haben in Ansehung der Gesichtszüge viel Aehnlichkeit mit den Chinesern. In der Farbe pflegen sie zwar bald mehr oder weniger von ihnen abzuweichen, der Unterschied aber zwischen ihnen und den Chinesern ist lange nicht so beträchtlich, als zwischen

schen ihnen und den andern Indianern. La Loubere beschreibt die Siamer vielmehr klein, als groß, und mit einem wohlgebildeten Körper. Ihr Gesicht, sagt er, ist mehr länglicht rund, als länglicht viereckig, breit und oben an den Wangen erhaben, ihre Stirn aber, die so gleich schmal zu werden anfängt, läuft oben so spitzig, als unten ihr Kinn zusammen. Ihre kleine Augen pflegen tief geschlitzt, ihr Weißes in den Augen gelblich, ihre oben zu erhabene Wangen unten eingefallen, das Maul groß, die Lefzen dick, die Zähne schwarz gefärbt, ihre grobe Gesichtsfarbe braun mit roth gemischt, oder, wie andere Reisebeschreiber sagen, aschengrau zu seyn, wozu, ihrer Meynung nach, die beständige Sonnenhitze so viel, als die Geburth beyträget. Sie haben eine kurze, vorn zugerundete Nase, größere Ohren, als die unsrigen, und bilden sich auf sie desto mehr ein, je mehr sie von dieser Größe haben. Ueberhaupt ist es den morgenländischen Völkern eigen, lange Ohren vorzüglich hoch zuschätzen. Einige suchen sie durch beständiges Herabziehen zu verlängern, und nur so viel, als wegen des Gebrauchs der Ohrringe nöthig ist, zu durchbohren. Andere, besonders die Einwohner im Lande Laos, machen allmählig so ungeheure Löcher in die Ohrenlappen, daß man fast eine Faust bequem durchstechen könnte; und bey diesen ist es gewöhnlich, daß die Ohren bis auf die Schultern herabhängen. Die Ohren der Siamer sind von Natur, und ohne Beyhülfe der Kunst etwas, aber nicht viel, größer, als die unsrigen, ihre Haare dick, schwarz und gerade. Männer und Weiber laßen sie, rund um den Kopf herum, nicht weiter als bis an die Ohren herunter hängen. Ihre Lefzen überziehen sie mit einer wohlriechenden Salbe, wodurch sie ein unnatürlich blaßes Ansehen

bekommen. Die Natur hat ihnen von einem Baarte nur eine kleine Spur gegeben, aber auch diese geringe Anzeigen deßelben pflegen sie noch mühsam auszurupfen, dagegen aber ihre Nägel u. s. w. niemals abzuschneiden.

Struys versichert von den Siamischen Weibern, sie trügen so starkes, schweres Ohrengeschmeide, daß man leicht einen Daumen durch die von diesem Gewicht vergrößerte Löcher stecken könnte. Männer und Weiber, sagt er ferner, haben eine schwarzbraune Gesichtsfarbe, und eine zwar nicht unverbeßerliche, aber doch ungezwungene, schlanke Leibesgestallt, überhaupt aber ein sanftes, freundliches und höfliches Betragen. Nach des Pater Tachards Berichte sind alle Siamer sehr behend und leicht auf den Füßen. Es giebt unter ihnen Springer und Seiltänzer, die an Geschicklichkeit den Europäischen gar nichts nachgeben. Die Gewohnheit, sich die Zähne zu schwärzen, gründet sich, wie er sagt, auf der lächerlichen Vorstellung der Siamer, daß es für Menschen unanständig sey, eben so weiße Zähne, als die Thiere zu haben. Sie schwärzen daher ihre Zähne mit einer Art von Firniß, der oft frisch aufgestrichen werden muß, und sind genöthiget, sich einige Tage nach dem Anstrich des Eßens gänzlich zu enthalten, um dem Firniß Zeit zu laßen, sich vest anzusetzen.

An den Einwohnern in Arakan und Pegu entdeckt man ziemlich viel Aehnlichkeit mit den Siamern. Von den Chinesern sind sie hauptsächlich in der mehrern Schwärze, sonst aber nicht sonderlich, weder in der Leibes- noch Gesichtsbildung unterschieden b).

Die

b) S. Partem primam Indiæ orientalis per *Pigafettam*, Franc. 1598. p. 46.

Die Arakaner halten eine breite, flache Stirn für eine große Zierde. Um sich dieser Schönheit gewiß zu versichern, pflegen sie, gleich nach der Geburth ihrer Kinder, die zarte gewölbte Stirn mit einer bleyernen Platte zu beschweren und ihr dadurch allmählig eine flache Form zu verschaffen. Außerdem haben sie große, weite Nasenlöcher, kleine, feurige Augen und lange, bis auf die Schultern herabhängende Ohren. Sie verzehren ohne Widerwillen Mäuse, Ratten, Schlangen und verdorbene Fische c).

Die Weiber der Arakaner haben eine ziemlich weiße Haut und eben so lang gedehnte Ohren, als die Männer d).

Die Völker in Achem, die noch weiter nordwärts als die Arakaner wohnen, unterscheiden sich durch ein zwar auch plattes, aber olivenfarbiges Gesicht. Es ist eine grobe ungesittete Art von Menschen, deren Kinder ganz nackend herumlaufen, und deren Töchter das Kennzeichen ihres Geschlechts bloß mit einem silbernen Bleche bedecken e).

Man siehet leicht ein, daß zwischen allen diesen Völkern und den Chinesern kein großer Unterschied herrschet, und daß ihnen auch die kleinen Augen, das platte Gesicht und die Olivenfarbe, mit den Tartarn gemein-

c) S. Les Voyages de *Jean Ovington*. Par. 1725. Tom. II. p. 274.

d) S. Recueil des Voyages de la Compagnie Holland. Amst. 1702. Tom. VI. p. 251.

e) S. Ebend. Tom. IV. p. 63, und Voyage de *Mandelslo*, Tom. II. p. 328.

gemeinschaftlich, zukommen. Reiset man aber weiter gegen Mittag, so findet man schon eine sehr merkliche Veränderung oder wenigstens eine merkliche Verschiedenheit in den Gesichtszügen. Die Einwohner der Halbinsel Malacka und der Insel Sumatra sind schwarz, klein, lebhaft, von kleiner, aber sehr guter Leibesgestallt. Sie haben sogar ein gewißes trotziges Ansehen, ob sie gleich bis an die Lenden völlig nackend gehen, und nichts als eine kleine Scherpe, bald auf der einen, bald auf der andern Schulter tragen f). Sie besitzen eine natürliche Herzhaftigkeit, wodurch sie alsdann wirklich furchtbar werden, wenn sie, nach ihrer Gewohnheit, eben Opium genommen haben, das ihnen die Köpfe verwirret und eine rasende Trunkenheit verursachet g). Nach des Hrn. Dampier Vermuthung machen die Einwohner von Sumatra und Malacka einerley Geschlecht aus und reden fast einerley Sprache. Die Gemüthsart ist bey ihnen trotzig und stolz, ihre Leibesgestallt von mittelmäßiger Länge, das Gesicht lang, die Nase von mittlerer Größe, die Lippen zart oder dünne, die Zähne vom häufigen Gebrauche des Betel h) schwarz gefärbet i).

Auf der Insel Pugniatan oder Pissagan, sechzehn Meilen dießeit Sumatra, gleichen die Eingebohrnen an Größe der Leibesgestallt und an gelber Gesichtsfarbe den Brasilianern. Sie tragen sehr lange

f) S. Les Voyages de *Gherardinio* Par. 1700. p. 46. rc.

g) S. Lettres édifiantes Rec. II. p. 60.

h) S. oben die Anmerkung p. 25.

i) S. les Voyages de Guill. *Dampier* Rouen 1715. T. III. p. 156.

lange glatte Haare, und erscheinen übrigens in ihrer vollkommnen Blöße k). Die Einwohner der Nikobarischen Inseln nordwärts von Sumatra sind auf der Haut schwarzbraun und gelblicht, auch fast eben so wenig, als die vorigen, bedecket l). Dampier beschreibet sie als große, wohlgestalltete Leute, mit einem ziemlich langen Gesicht, schwarzen und glatten Haaren, mit Nasen von mittelmäßiger Größe, deren Weiber keine Spur von Augenbraunen haben und selbige vermuthlich mit Fleiß ausrupfen. Die nordwärts von Nikobar lebende Bewohner der Insel Sombreo sind eigentlich schwarz, ihr Gesicht aber pflegen sie, als eine besondre Zierde, mit allerley Farben, als grün, gelb u. s. w. zu bemalen m). Diese Völker in Malacka, Sumatra und in einigen benachbarten kleinen Inseln sind allerdings schon unter sich selbst, noch mehr aber von den Chinesern, Tartern u. s. w. unterschieden, und scheinen von einer andern Gattung abzustammen. Die Javaner hingegen, als Nachbarn von Sumatra und Malacka, haben mit den Einwohnern dieser Insel gar keine, mit den Chinesern aber ziemlich viel Aehnlichkeit, nur die Farbe nicht mit gerechnet, welche bey den Malackanern roth und schwarz gemischt erscheinet. Pigafetta versichert n), sie gleichen so ziemlich den Einwohnern in Brasilien. Sie haben bey einer starken Leibes-

k) S. Le Recueil de la Compagnie de Hollande. Amst. 1702. Tom. I. p. 281.

l) S. Lettres édifiantes. Recueil II. p. 172.

m) S. Hist. générale des Voyages. Par. 1746. Tom. I. p. 387.

n) S. Indiæ orient. Part. primam p. 51.

Leibesbeschaffenheit eine dicke Leibesgestallt, mittelmäßige Größe und kräftige, starke Muskeln, ein plattes Gesicht, aufgeschwollene Hangebacken, starke, niedergebogne Augenbraunen, kleine Augen, einen schwarzen Baart, welcher aber, wie die andere sehr kurze schwarze Haare, nur sehr dünne stehet.

Nach dem Pater Tachard gehören die Javaner unter die wohlgebildten, starken, lebhaften und entschloßenen Leute, die sich durch die allzustrenge Hitze des Himmelstrichs genöthigt sehen, ganz nackend zu erscheinen o). In den erbaulichen Briefen werden die Einwohner von Java weder schwarz, noch weiß, vielmehr so roth als Purpur, dabey aber freundlich, umgänglich und sehr einschmeichelnd beschrieben p). Nach Franz Legats Erzählung haben die Weiber in Java, welche sich der großen Sonnenhitze nicht so stark, als die Männer bloßstellen, kein schwarzbraunes Ansehen, wie diese, sondern ein schönes Gesicht, eine erhabene, wohlgebauete Brust, eine zwar braune, aber doch gleiche, feine Gesichtsfarbe, schöne Hände, ein freundliches Ansehen, ein angenehmes Lächeln und bisweilen viel Geschicklichkeit im Tanzen q).

Die meisten Holländischen Reisebeschreiber sagen einstimmig, die mehresten natürlichen Einwohner dieser Insel, welche die Holländer wirklich in Besitz und unter ihrer Bothmäßigkeit haben, wären stark an

Kräften,

o) S. Le premier Voyage du P. *Tachard*, Par. 1686. p. 134.

p) S. Lettres édifiantes, Rec. XVI. p. 73.

q) S. Les Voyages de *François Legat*, Amsterd. 1708. Tom. II. p. 130.

Kräften, wohl gebildet, mit starken Sehnen und Muskeln versehen; dabey hätten sie ein plattes Gesicht, breite, hochstehende Wangen, große Augenlieder, kleine Augen, lange Haare, schwarzbraune Gesichtsfarbe, einen dünnen Baart, sehr lange Nägel und befeilte Zähne r). Auf einer kleinen Insel, welche den Javanern im Gesichte liegt, haben die Weiber eine schwarzbraune Farbe, kleine Augen, einen großen Mund, eine breit gedrückte Nase, und lange schwarze Haare s).

Aus allen diesen Erzählungen läßt sich schlüßen, daß die Javaner am stärksten den Tartarn und Chinesern gleichen, die Einwohner von Malacka hingegen und von Sumatra, und von den kleinen benachbarten Inseln sich von ihnen in den Gesichtszügen und in der Leibesgestallt merklich unterscheiden. Natürlicher weise konnte es wohl nicht anders seyn; denn die Halbinsel Malacka, die Inseln Sumatra und Java, nebst allen andern Inseln des indianischen Archipelagus, müßen wohl ohnstreitig den Bewohnern des nächstgelegenen vesten Landes, so gar den Europäern selbst, welche seit mehr als zweyhundert und funfzig Jahren sich daselbst niedergelaßen, ihre Bevölkerung zu danken haben. Ist es also nicht sehr natürlich, wenn man daselbst eine sehr große Verschiedenheit von Menschen, sowohl in Ansehung der Gesichtszüge und Farbe der Haut, als in Ansehung der Leibes-

r) S. Recueil de Voyages de la Compagnie de Hollande, Amst. 1702 Tom. I. p. 392. und Voyages de *Mandelslo*, T. II. p. 344.

s) S. Les Voyages de *le Gentil*. Par. 1725. Tom. III. p. 92.

Leibesgestallt und des Verhältnißes der Glieder antrift? So finden sich z. B. auf der Insel Java die Chakrelas, ein ganzes Volk, das nicht allein von allen Menschen dieser Insel, sondern auch von allen andern Indianern, sich merklich auszeichnet. Diese Chakrelas haben eine weiße und gelblichte Farbe und so schwache Augen, daß es ihnen fast unmöglich ist, das helle Tageslicht zu ertragen. Des Nachts können sie vortreflich sehen; am Tage pflegen sie aber mit niedergeschlagenen, beynahe ganz verschloßenen Augen herumzuschleichen t).

Die Einwohner der Moluckischen Inseln gleichen alle, wie Franz Pyrard berichtet u), den Einwohnern von Sumatra und Java, sowohl in Ansehung der Lebensart und Waffen, als der Sprache, der Kleidung und Farbe u. s. w. Mandelslo x) schildert die Männer auf den Moluckischen Inseln mehr schwarz, als braun, die Weiber aber in einer minder dunkeln Farbe. Sie haben, sagt er, schwarze, glatte Haare, große Augen, breite Augenbraunen und Augenlieder, einen dauerhaften, starken Leib, viel Geschicklichkeit und schnelle Bewegungen der Glieder, und bey dem allen den Vortheil eines langen Lebens, obgleich ihre Haare sehr frühzeitig weiß oder grau zu werden pflegen. Eben dieser Schriftsteller setzt auch noch hinzu, jede dieser Inseln habe ihre besondre

t) S. les Voyages de *François Legat*. Amst. 1708. T. II. p. 137.

u) S. les Voyages de François *Pyrard*. à Par. 1619. T. II. p. 178.

x) S. Voyages de *Mandelslo*. Tom. II. p. 378.

sondre Sprache, und es wäre sehr glaublich, daß unterschiedene Nationen sie bevölkert hätten y). Herr **Mandelslo** giebt vielmehr eine schwarze, als dunkelbraune, für die gewöhnliche Farbe der Einwohner auf **Borneo** und **Baly** an; nach andern Reisebeschreibern aber sind sie nur braun, wie die andern Indianer z). **Gemelli Kareri** beschreibet die Einwohner zu **Ternate**, der Farbe nach, eben so, wie die **Malackaner**, d. i. etwas brauner, als die Bewohner der **Philippinischen Inseln**, ihre Gesichtsbildung schön, die Männer beßer, als die Weiber gestalltet, beyde sehr besorgt für ihre Haare a).

Von den ursprünglichen Einwohnern der Insel **Banda** erzählen die Holländischen Reisebeschreiber, sie genößen eines langen Lebens, sie hätten daselbst einen Mann von hundert und dreyßig Jahren, auch viel andere Leute, beynahe von gleichem Alter gesehen; Ueberhaupt aber wären die Bewohner dieser Insel so träge, daß die Männer ihre Zeit bloß mit Lustwandeln zubrächten, die Arbeit hingegen den Weibern überließen b).

Die ursprünglichen Einwohner der Insel **Timor**, die am nächsten bey Neuholland lieget, haben, wie **Dampier** meldet, eine mittelmäßige Länge, einen geraden Leib, feine Glieder, ein langes Gesicht, schwarze,

y) Ebend. S. 363. und 366.

z) S. Recueil des Voyages de la Compagnie de Hollande. Tom. II. p. 120.

a) S. Voyages de *Gemelli Careri*. Tom. V. p. 224.

b) S. Recueil des Voyages de la Compagnie de Hollande. Tom. I. p. 566.

schwarze, spitzige Haare und eine sehr schwarze Haut. Ob sie gleich flink und geschickt von der Natur gebildet worden, so sind sie doch der Faulheit im höchsten Grad ergeben c). Doch setzt er hinzu, daß auf eben dieser Insel die Einwohner am Meerbusen Laphao gemeiniglich schwarzbraun oder wie gelbes Meßing aussehen und mit langen Haaren glatt behänget sind d).

Wenn man wieder ein Fleck nordwärts zurücke gehet, so findet man Manila nebst den übrigen Philippinischen Inseln, deren Bewohner vielleicht das vermischteste Volk auf dem ganzen Erdboden ausmachen, weil sich diese bald mit Spaniern, Indianern, Chinesern, bald mit Malabaren, Schwarzen u. s. w. ehelich eingelaßen haben. Diese Schwarzen leben in den Felsen und Wäldern dieser Insel, und haben fast gar nichts mit den Einwohnern derselben gemein. Einige haben ein kurzes, krauses Haar, wie die Angolische Mohren, andere sind mit langen Haaren versehen. An Gesichtsfarbe gleichen sie den andern Mohren; doch findet man einige von minder schwarzer Farbe. Man will unter ihnen viele mit Schwänzen, von vier bis fünf Zoll in der Länge, wie an den Insulanern, bemerket haben, deren Ptolomäus gedenket *). Eben dieser Gemelli setzt noch hinzu, es hätten ihm unter den Jesuiten einige sehr glaubwürdige Männer die Versicherung gegeben, daß auf der Insel Mindoro, nicht weit von Manila,

c) S. Voyages de *Dampier*. à Rouen 1715. Tom. V. p. 631.

d) Ebend. Tom. I. p. 52.

*) S. Les Voyages de *Gemelli Careri*. Par. 1719. Tom. V. p. 68.

Tab. II. Der geschwänzte Mensch. P. 44.

Linn. Amoen.

la, Menschen lebten, welche Mangianer hießen, und alle mit vier bis fünf Zoll langen Schwänzen versehen wären, und daß einige von diesen geschwänzten Menschen mit olivenfarbiger Haut und langen Haaren, sogar den Römisch-katholischen Glauben angenommen hätten e).

Dampier

c) S. Ebend. Tom. V. p. 92. u. 298. Der Archiater von Linné hat es zwar gut gefunden, die geschwänzten Menschen in seinem Natursystem untern andern mit anzuführen, er hat aber nicht genau zu bestimmen gewagt, ob sie unter die eigentlichen Menschen, oder vielmehr unter die kurzgeschwänzten Affen gehören. Wäre das letzte, so müßte man den Hrn. Gemelli offenbar Lügen strafen, weil es bey Menschen Gedenken unerhört gewesen, von einem Affen zu erzählen, daß er irgend eine Religion, was es auch für eine sey, öffentlich angenommen oder zu irgend einer Kirche sich bekennet habe. Die Nachricht unsers Reisebeschreibers muß also entweder grundfalsch seyn, oder es muß geschwänzte wirkliche Menschen geben In den Südländern, sagt Hr. v. Linné, sollen sie nach dem Pole zu wohnen, ihr Feuer selbst anlegen, und an selbigem, ob sie gleich auch rohes Fleisch genüßen, oft ihr Fleisch braten. Vielleicht haben Geßner de Quadrup. 859 oder *Aldrovand* unter den Digitatis p. 249. dergleichen Menschen vorstellen wollen, die auch *Maupertuis* Epist. VII und *Bontius* in der Beschr. von Java Seite 85., Linnäus aber in Amœn. Acad. Vol. VI. p. 70 unter dem Namen *Lucifer*, in Syst. Nat. aber Ed. XII. p. 33. unter dem Namen Homo caudatus anführet, und in den Amœnit. auf der Kupferplatte

S.

Dampier sagt von den Einwohnern in Mindanao, einer der vornehmsten und am meisten südwärts liegenden Insel unter den Philippinischen, ihre Einwohner hätten die Mittelgröße, einen geraden Leib, kleine Glieder und einen kleinen Kopf, ein länglicht rundes Gesicht, eine platte Stirn, schwarze, nicht weit geschlitzte Augen, eine kurze Nase, hiernächst aber einen ziemlich weiten oder großen Mund, kleine rothe Lefzen, schwarze, doch sehr gesunde Zähne, schwarze und glatte Haare, fahlbraune Gesichtsfarbe, welche bey diesen mehr ins hellgelbe fällt, als bey den andern Indianern. Bey den Weibern, sagt er, wird man eine hellere Gesichtsfarbe, auch eine beßere Leibesgestallt, als bey den Männern, ein länger Gesicht mit ziemlich regelmäßigen Gesichtszügen gewahr. Nur Schade, daß ihre Nase gar zu platt zwischen beyden Augen lieget. Außerdem haben sie nur sehr kleine Glieder, dagegen aber desto längere, schwarze Haare. Die Männer werden als geistreich und behende, zugleich aber als Müßiggänger und Schelme oder Diebe beschrieben. Die erbaulichen Briefe belehren uns, daß die Einwohner der philippinischen Inseln den Malackanern gleichen, welche dieselben vormals erobert hatten, und, wie diese, mit einer kleinen Nase, großen Augen, einer gelblichen

S. 76. f. 2. aus dem *Aldrovand* vorstellet. Cf. Müllers Linn. Natursyst. 1 B. p. 116. Hr. Prof. Schreber, in der 1 Abth. von den Saugthieren 2c. Erlangen gr. 4to 1774. p. 6. not. c. sagt: der geschwänzte Mensch hat so unbeträchtliche Zeugniße vor sich, daß man ihn kaum für etwas mehr, als eine Erdichtung halten kann.

chen Olivenfarbe versehen sind, auch ihre Sitten zeigen und mit ihnen fast einerley Sprache reden f).

Nordwärts von **Manila**, nicht weit von der Küste der chinesischen Landschaft **Fokien**, findet man die Insel **Formosa**, deren Einwohner doch mit den **Chinesern** gar nicht übereinkommen. Die Männer haben daselbst, wie Struys berichtet, besonders die Bewohner der Gebirge, nur eine kleine Leibesgestallt, und mehrentheils ein breites Gesicht. Die Weiber sind mit großen, vollen Brüsten, mit einem Baarte, wie die Männer, und mit sehr langen Ohren versehen, welche sie durch Ohrengehänge von großem Muschelwerk noch mehr verlängern. Außer ihren sehr langen, schwarzen Haaren bemerkt man bey vielen eine gelblich schwarze, bey manchen eine gelblich weiße, bey andern eine vollkommen gelbe Gesichtsfarbe. Der Müßiggang gehört unter die Hauptneigungen dieser Völker, deren Waffen in Wurfspießen und Bogen bestehen, womit sie meisterlich umzugehen wißen. Unter ihre Geschicklichkeiten rechnet man ihre große Fertigkeit im Schwimmen, und mit einer unglaublichen Geschwindigkeit laufen zu können. Auf dieser Insel hat Struys mit seinen eignen Augen einen **geschwänzten Menschen** gesehen, deßen Schwanz über einen Fuß lang, mit braunrothen Haaren bedeckt und fast einem Ochsenschwanz ähnlich war. Er hatte von ihm selbst erfahren, daß dieser Fehler, wenn er ihn dafür halten dürfte, das Werk des Himmelsstriches wäre, und daß alle Bewohner im südlichen Theile dieser Insel, so gut als er, Schwänze hätten g). Ich

f) S. Letters édifiantes. Recueil II. p. 140.

g) S. Les Voyages de *Jean Struys*. Rouen, 1719. T. I. p. 100.

Ich bin freylich ungewiß, ob man alles, was Struys von den Bewohnern dieser Insel erzählet, besonders den lezten Umstand, glauben soll? Wenigstens scheint er die Sache sehr vergrößert, und nicht so, wie andere Reisebeschreiber, oder der angeführte Ptolomäus und Markus Paulus h), wenn sie von geschwänzten Menschen reden, erzählet zu haben. Lezterer saget: in den Gebirgen des Königreiches Lambry wohnten Menschen mit Schwänzen, die so lang, als eine Hand wären. Struys scheint sich auf das Zeugniß des Markus Paulus, Gemelli Kareri auf die Erzählung des Ptolomäus, zu stützen. Der Schwanz aber, welchen der erste, nach seiner Aussage, selbst gesehen haben will, ist in Ansehung des Maaßes von dem sehr unterschieden, welchen andere Reisende den Schwarzen auf der Insel Manila und den Bewohnern in Lambry zueignen. Der Herausgeber der Plasmanaserischen Gedenkschriften von der Insel Formosa übergehet diese seltsame, von andern so sehr unterschiedene Menschen mit einem gänzlichen Stillschweigen. Er versichert so gar, die Weiber wären hier, der großen Hitze ohnerachtet, sehr schön und weiß, besonders wenn sie nicht nöthig hätten, sich der brennenden Sonnenhitze stark auszusetzen; und besäßen Eitelkeit genug, sich, zu Erhaltung ihrer feinen Gesichtsfarbe, fleißig mit gewißen Schönheitswäßerchen zu waschen, ihre Zähne sorgfältig in Acht zu nehmen, und so lang es möglich ist, weiß zu erhalten, da hingegen die Chineser und Japaner vom häufigen Gebrauch des Betel kohlenschwarze Zähne haben. Die Männer sind nur klein; was ihnen aber an der Größe abgehet, ersetzt die Natur durch eine beträchtliche Dicke ihres Leibes, wobey sie doch

h) In seiner geographischen Beschreibung. Paris 1556.

doch gemeiniglich sehr munter, lebhaft, unermüdet, gute Soldaten und geschickliche Leute zu seyn pflegen i).

Mit den angeführten Reisebeschreibern stimmen die Nachrichten der Holländischen sehr schlecht überein, wenn sie von den Einwohnern der Insel Formosa reden. So wohl Mandelslo, als alle Reisende, deren aufgezeichnete Nachrichten in der Sammlung von Reisen, welche bey Errichtung der Ostindischen Handlungsgesellschaft unternommen worden, mit eingerücket sind, behaupten einstimmig, daß die Bewohner der Insel Formosa sehr groß, noch länger, als die Europäer, und mit einer Haut umkleidet sind, welche aus dem Weißen oder aus dem Braunen ins Schwarze fällt, und stark mit Haaren bewachsen ist. Die dortigen Weiber haben sie zwar klein, aber stark, fett und wohlgebildet beschrieben. Die meisten Schriftsteller also, welche von der Insel Formosa Nachricht ertheilet, gedenken mit keiner Sylbe der geschwänzten Menschen und sind überhaupt in ihren Beschreibungen von der Gestallt und von den Gesichtszügen dieser Insulaner sehr uneinig. Ein einziger Umstand, welcher nicht weniger merkwürdig und sonderbar ist, als der vorige, wird von allen auf einerley Art angeführet. Es darf nämlich auf dieser Insel, laut eines ausdrücklichen Verbothes, keine Frau, wenn sie gleich in einem weit frühzeitigern Alter verheyrathet worden, vor dem fünf und dreyßigsten Jahr in Wochen kommen. Rechteren giebt von dieser außerordentlichen Gewohnheit folgen-

i) S. La Description de *l'Isle Formose* dressée sur les Mémoires de *George Plasmanasar* par le Sieur N. F. D. B. R. à Amst. 1705. p. 103.

folgende Nachricht: „Die Weiber dürfen, wenn sie
„verheyrathet werden, nicht gleich Kinder zu Welt
„bringen. Bevor ihnen dieses erlaubt ist, müßen
„sie wenigstens das fünf- oder sieben und dreyßigste
„Jahr zurückgeleget haben. Werden sie vor dieser
„Zeit schwanger, so treten die Priesterinnen ihren
„Leib, wenn es nöthig ist, so lange mit Füßen, bis
„dadurch die Frucht, mit eben so vielen und vielleicht
„noch weit mehrern Schmerzen abgetrieben wird, als
„dergleichen arme Weiber in einer ordentlichen Ge-
„burth erlitten haben würden. Hier ist es nicht bloß
„schändlich, sondern ungemein sündlich, vor dem be-
„stimmten Alter Mutter zu werden. Ich habe selbst
„einige Weiber gesehen, die schon funfzehn oder sech-
„zehnmal ihre Leibesfrucht so elend hatten umbringen
„laßen und schon mit der siebenzehnten schwanger
„giengen, ehe man ihnen hatte verstatten können,
„ein Kind lebendig zur Welt zu bringen" k).

Die **Marianischen** oder **Diebesinseln**, die be-
kanntermaßen am weitsten gegen Osten liegen und an
unsrer Halbkugel gleichsam das äußerste Land ausma-
chen, werden von sehr tölpischen und unerfahrnen Leu-
ten bewohnet. Ehe die Europäer auf diese Inseln
kamen, wusten die Einwohner noch gar nichts vom
Feuer. Dieses unentbährliche Element, war ihnen,
wie der **Pater Gobian** versichert, noch so gänzlich
unbekannt, daß ihr Erstaunen unbeschreiblich war,
als ihnen, bey der ersten Landung des **Magellan**
auf ihren Inseln, zum erstenmal Feuer zu Gesichte
kam. Ihre dunkle Gesichtsfarbe ist nicht völlig so
braun oder etwas heller, als an den Bewohnern der
Philip-

k) S. Les Voyages de *Rechteren* dans le Recueil des Voy. de la Comp. Holl. Tom. V. p. 96.

Philippinischen Inseln. Die Europäer übertreffen sie an Kräften und Leibesstärke. Sie haben einen langen Körper und ein richtiges Verhältniß aller seiner Theile. Beym Genuß bloßer Wurzeln, Früchte und Fische, sind sie doch so stark bey Leibe, als ob sie aufgeblasen wären. Das hindert sie aber gar nicht in ihrer geschmeidigen Behendigkeit. Ihr Lebensziel ist von langer Dauer. Greise von hundert Jahren, die nie von einer Krankheit befallen gewesen, sind unter ihnen keine sonderliche Merkwürdigkeit l). Gemelli Kareri macht aus diesen Einwohnern lauter riesenförmige, dicke, fette Figuren von so ungewöhnlicher Stärke, daß es ihnen eine Kleinigkeit scheinet, auf ihren Schultern eine fünfhundert pfündige Last zu tragen m). Die meisten haben ein wollicht krauses Haar n), eine dicke Nase, große Augen, und eine Gesichtsfarbe, gleich den Indianern. An den Einwohnern der Insel Guam, einer von den Marianischen, bemerkt man lange schwarze Haare, Augen von mittlerer Größe, ansehnliche Nasen, dicke Lefzen, ziemlich weiße Zähne, länglichte Gesichtsform, ein freches, wildes Ansehen, ungemeine Leibesstärke, vortheilhaften Wuchs des Körpers und, wie man sagt, eine Höhe von beynahe sieben Schuhen o).

Südwärts von den Marianischen Inseln und ostwärts von den Moluckischen, erblickt man das

 Land

l) S. l'Histoire *des Isles Marianes* par le Pere *Charles le Gobien.* 1700.

m) S. les Voyages de *Gemelli Careri* Tom. V. p. 298.

n) S. Lettres édifiantes. Recueil XVIII. p. 198.

o) S. les Voyages de *Dampier* Tom. I. p. 378. Ingleichen Voyage autour du Monde de *Cowley.*

Land der Papus und Neu-Guinea, die mittäglichsten Theile unter den südlichen Ländern! Diese Papus haben, wie Argensola versichert, eine so schwarze Farbe, als die Kaffern, krause, wollichte Haare, nebst einem Gesichte, welches eben so abschreckend, als mager ist. Sonderbar ist es indessen, daß unter einem so schwarzen Volk sich einzelne, fast eben so weiße und gelbliche Leute, als die Deutschen sind, antreffen laßen, die sich aber vor den andern durch sehr schwache, zärtliche Augen, außer der weißen Farbe, merklich auszeichnen p).

In der Beschreibung der von Le Maire nach den südlichen Ländern verrichteten Schiffarth findet man eine Nachricht von den Einwohnern dieses Landes, woraus ich hier das vornehmste beybringen will. Die Leute sind, wie daselbst versichert wird, sehr schwarz, wild und viehisch. Sie haben beyde Ohren, beyde Naselöcher, so gar die Scheidewand der Nase mit Ringen, die Arme über den Ellenbogen und an den Gelenken der Hände mit Perlenmutterschmuck behangen und ihren Kopf mit einer Mütze von buntgemahlter Baumrinde bedecket. Ueber dies bemerkte Le Maire an ihnen einen wohlgebauten mit vielen Kräften ausgerüsteten Körper, schwarze Zähne, starken Baart, kurze, krause, schwarze Haare, die aber nicht so wollicht, als bey den Mohren sind. Im Laufe zeigten sie viel Behendigkeit, und pflegten sich mit Keulen, Lanzen, Säbeln, und andern Waffen von hartem Holze zu rüsten, weil sie vom Gebrauch des Eisens noch nichts wüsten. Ihrer Zähne, sagt Le Maire ferner, bedienen sie sich statt ihrer Vertheydi-

p) S. l'Histoire de la Conquête des *Isles Molucques*. Amst. 1706. Tom. I. p. 148.

theydigungswaffen und beißen damit um sich her, wie die erbittertsten Hunde. Sie eßen mit gutem Appetit Betel a) und Guineischen Pfeffer b), mit Kalk vermischet, womit sie auch ihre Haare nebst ihrem Baart einzupudern pflegen.

Der Anblick der Weiber dieser Nation ist fähig, den grösten Abscheu zu erregen. Ihre hangende Brüste fallen ihnen bis auf den Nabel herunter, dabey haben sie einen ungemein dicken Bauch, dünne Arme und Beine, die Gesichtsbildung der Affen und lauter Züge, womit man die Häßlichkeit selbst malen würde u. s. w. c).

Dampier berichtet von den Einwohnern der Insel Sabala, in Neu-Guinea, sie wären eine Art

a) S. oben S. 25 Anmerk.

b) Unter dem Worte *Piment*, welches in der Hamburg. deutschen Ausgabe durch Pimento übersetzt ist, wird ohnstreitig der Guineische oder Spanische Pfeffer, Capsicum *Linn.* Sp. Pl. I. p. 270. Dietr. Pflanzenr. I. p. 224. Indianischer Pfeffer, Blackw. Tab. 129. Poivre de Guinée, d'Espagne, d'Inde, du Bresil, de Portugal ou en gousse, *Piment de Guinée*, Corail de Jardin, *Vallm. de Bomare* Dict. IX. p. 210. verstanden, weil ihn, seiner brennenden Schärfe ohnerachtet, die Einwohner in Amerika häufig, sowohl grün, als wenn er völlig reif ist, genüßen, und keinen Schaden davon zu dulden haben. M...

c) S. La Navigation australe de *Jacques le Maire* Tom. IV. du Recueil des Voyages qui ont servi à l'établissement de la Compagnie des Indes de Hollande. p. 648.

schwarzbrauner Indianer, mit langen schwarzen Haaren und hätten vieles mit den Einwohnern der Insel Mindanao und anderer von diesen östlichen Inseln gemein. Außer diesen aber, welche die vornehmsten der Insel zu seyn schienen, gäbe es daselbst auch Mohren, welche hier in Neu-Guinea ganz krause, wollichte Haare trügen d). Die Einwohner einer andern Insel, die er Garret-Denys nennet, beschreibt er schwarz, lebhaft und wohl gestaltet, mit einem dicken, runden Kopf, kurzen und krausen Haaren, welche sie auf allerley Art verschneiden, auch mit allerley Farben, als roth, weiß, gelb &c. bemalen. Ihr Gesicht ist, nach seiner Schilderung rund, breit, mit einer platten Stumpfnase besetzet. Ihre Gesichtsbildung würde nicht schlechterdings zu verwerfen seyn, wenn sie nicht ihr Gesicht auf die lächerlichste Art entstelleten, indem sie eine Art von Pflöcken, so dick als ein Finger und 4 Zoll in der Länge, quer durch beyde Nasenlöcher steckten und beyde Enden so bis an den Backenknochen reichen ließen, daß man vor diesem wunderlichen Zierath nichts, als eine kleine Spitze der Nase wahrnehmen kann; der großen Ohrenlöcher nicht einmal zu gedenken, welche sie mit eben solchen Pflöcken, wie die Nase, auszufüllen, und zu schmücken pflegen e).

Die Einwohner der Küste von Neuholland, welche unter 16 Grad 15 Minuten südlicher Breite und südwärts von der Insel Timor liegt, sind vielleicht, als die elendesten Leute von der Welt, gerade diejeni-

d) S. le Voyage de *Dampier*, Tom. V, p. 82.

e) S. Ebend. S. 102.

diejenigen, die sich dem Vieh am allermeisten zu nähern scheinen. Sie sind lang, schmal und gerade gewachsen, mit langen, dünnen Gliedern, dickem Kopf, runder Stirn und sehr dicken Augenbraunen. Von Jugend auf nehmen sie die Gewohnheit an, die Augenlieder halb geschloßen zu halten, um die Augen vor den quälenden Mücken in Sicherheit zu setzen. Sie würden, wegen der größtentheils geschloßnen Augen, von weitem gar nichts zu erkennen fähig seyn, wann sie den Kopf nicht immer so in die Höhe richteten, als ob sie etwas über sich zu sehen bemüht wären. Dicke Nasen, eben so dicke Lefzen und ein großer Mund sind allen diesen Leuten eigen. Die beyden Vorderzähne der obersten Kinnlade müßen sie ohnstreitig von den ersten Jahren an ausreißen, weil man sie bey allen, so wohl Männern als Weibern, Jungen und Alten, so wie die Spuren eines Baartes, vergeblich suchet. Ihr langes Gesicht verursachet einen häßlichen Anblick, weil man darinn keinen einzigen gefälligen Zug bemerket. Ihre Haare sind nicht, wie fast bey allen Indianern, lang und glatt, sondern kurz, schwarz und krause, auch die Haut eben so schwarz, wie bey den Mohren in Guinea. Sie bedecken sich nicht mit Kleidungen, sondern umgürten ihre Hüften mit einem Stück Baumrinde, wovon in der Mitte eine Handvoll ziemlich langen Grases herabhänget. Statt sich Häuser zu bauen, schlafen sie, ohne Bedeckung, unter freyem Himmel und haben kein ander Bett, als Gottes Erdboden. Sie leben gesellschaftlich, zwanzig bis dreyßig, Männer, Frauen und Kinder, vermischt unter einander. Ihre hauptsächlichste Nahrung besteht in einer Art kleiner Fische, deren Fang sie durch steinerne Wasserbehältniße in kleinen Meerbusen bewirken. Brodt,

Getreide, Hülsenfrüchte u. s. w. gehören bey ihnen unter die unbekannten Sachen f).

Die Völker auf einer andern Neuholländischen Küste, unter dem zwey- oder drey und zwanzigsten Grad südlicher Breite, scheinen von eben der Art, wie die vorher beschriebenen zu seyn. Ihr Anblick ist sehr abschreckend, ihr Blick eben so schief, als der vorigen, ihre Haut schwarz, das Haar krause, der Leib groß und dünne g).

Man siehet leicht, aus allen diesen Beschreibungen, daß die Küsten und Inseln des Indianischen Meeres von lauter sehr unter einander verschiedenen Menschen bewohnet werden. Die Einwohner in Malacka, Sumatra und auf den Nikobarischen Inseln scheinen sich alle von den Bewohnern der Indianischen Halbinsel herzuschreiben, die Javaner aber von den Chinesern abzustammen, die weißen und gelblichten Chakrelas ausgenommen, die nach allem Anschein von den Europäern herkommen. Die Einwohner der Moluckischen Inseln hat man vielleicht mit nicht minderem Grunde für eine Art aus der indianischen Halbinsel zu halten. Von den Einwohnern der Insel Timor ist es aber wahrscheinlich, da sie am nächsten bey Neuholland lieget, daß ihnen mit den Völkern dieser Landschaft auch die nächste Verwandschaft zukömmt. Auf der Insel Formosa und auf den Marianischen Inseln scheinen sich die Bewohner unter einander, sowohl in der vorzüglichen Größe und Stärke, als in Ansehung der Gesichtszüge besonders ähnlich zu seyn und eine ganz eigne Art auszumachen,

f) S. Voyage de *Dampier* Tom. II. p. 171.

g) Ebend. Tom. IV. p. 134.

machen, die sich mit keinem von allen benachbarten Völkern in eine verwandschaftliche Vergleichung bringen läßt. An den Papus und Bewohnern anderer am nächsten bey Neu-Guinea liegenden Länder siehet man wahre, den afrikanischen gleichkommende Mohren, so weit sie auch von diesen entfernt leben, weil dieses Land von Afrika wenigstens 2200 Seemeilen getrennet ist. In Neuholland gleichen die Einwohner den Hottentotten. Ich will aber nicht eher aus diesen Vergleichungen eine Folge ziehen oder von diesem Unterschied ein Urtheil fällen, bis ich vorher die besondere Untersuchung von Asien und Afrika weiter ausgeführet haben werde.

Die Mogoln und andere Völker auf der Halbinsel des Indus haben in der Leibeslänge und in den Gesichtszügen viel Aehnlichkeit mit den Europäern, in der Farbe findet sich aber ein bald größerer bald kleinerer Unterschied zwischen beyderley Völkern. Die Mogolen haben ein olivenfarbiges Ansehen, obgleich Mogol in der indianischen Sprache so viel als weiß ausdrücken soll. Unter den dasigen Frauenspersonen, die sich öfters baden, herrscht eine vorzügliche Reinigkeit, ob sie gleich ebenfalls die Olivenfarbe der Männer, lange Schenkel und Beine, auch, ganz wider die Art aller Europäischen Frauenzimmer, einen sehr kurzen Leib zu haben pflegen h). Als Tavernier durch Lahor ingleichen durch das Königreich Kachemire reisete, fand er, daß alle Weiber in Mogol von Natur keine Haare auf irgend einem Theile des Leibes,

 auch

h) S. Les Voyages de la *Boullaye-le-Gouz*. Par. 1657 p. 153.

auch die Männer nur einen kleinen Baart hatten i). Nach Thevenots Aussage sind in Mogol die Weiber eben so keusch, als fruchtbar. Die Entbindung wird ihnen gar nicht sauer. Heute kommen sie nieder, morgen sieht man sie schon wieder auf der Straße. Er setzt noch hinzu, daß man im Königreiche Dekan auch die Kinder sehr frühzeitig verheyrathete. Ein Mann von zehn Jahren hat schon von seinen Aeltern die Erlaubniß bey einer achtjährigen Frau zu schlafen, und es geschieht nicht selten, daß in einer so minderjährigen Ehe doch schon Kinder gezeuget werden. Dergleichen junge Mütter hören aber gemeiniglich schon im dreyßigsten Jahre wieder auf zu gebähren, und fangen sodann bereits an Runzeln, die Vorbothen des Alters, zu bekommen *). Unter einigen dieser Weiber herrschet ein sonderbarer Geschmack. Sie laßen sich nämlich auf die Art, wie man Schröpfköpfe setzt, in ihr Fleisch Blumen schneiden, und malen sie mit unterschiedenen Farben vom Safte gewißer Wurzeln so schäckig, daß man ihre Haut leicht für ein geblümtes Zeug ansehen könnte k).

Die Bengalen sind gelber, als die Mogolen, auch in den Sitten merklich von ihnen unterschieden. Anstatt von den Weibern gleiche Keuschheit rühmen zu können, hält man sie vielmehr unter allen Indianerinnen, für die geilesten Geschöpfe. Es wird in Bengala mit Männern und Weibern ein großer Sklavenhandel getrieben. Man pflegt auch daselbst viel Verschnittne zu machen, und einigen bloß die

i) S. Voyages de *Tavernier*. Rouen 1713. Tom. III. p. 80.

*) S. Les Voyages de *Thevenot*. Tom. III. p. 246.

k) S. Les Voyages de *Tavernier*. Tom. III. p. 34.

die Hoden, andern aber alles, was ihnen als Mannspersonen eigen ist, ohne Barmherzigkeit wegzuschneiden. Außerdem rühmt man die Schönheit und gute Bildung dieser Völker, welche dabey die Handlung lieben und in ihren Sitten viel Anmuthiges zeigen l).

Die Einwohner auf der Küste Koromandel übertreffen die Bengalen an Schwärze, pflegen ihnen aber an guten Sitten lange nicht beyzukommen, und gröstentheils, wenigstens die gemeinen Leute, fast ganz nackend einher zu gehen. Noch schwärzer findet man die Bewohner auf der Malabarischen Küste, die alle mit langen schwarzen, glatten Haaren behangen und etwa so groß, als die Europäer sind. Die Weiber schmücken ihre Nasen mit goldenen Ringen. In öffentlichen Waßerbehältern, mitten in den Städten baden sich Männer, Frauen und Mädchen zusammen. Die Weiber sind zwar schwarz oder wenigstens braun, übrigens aber wohlgebildet und reinlich. Gleich nach dem achten Jahre werden sie verheyrathet m).

Die Gewohnheiten dieser unterschiedenen Indianischen Völker sind alle sehr wunderlich und seltsam. Die Banianen können sich nicht entschlüßen, etwas von einem Geschöpfe zu eßen, das jemals ein Leben gehabt. Sie scheuen sich das geringste Ungeziefer, so gar die Läuse, wovon sie gebißen werden, umzubringen. Ihre Sorge für die Erhaltung alles deßen, was lebet, geht so weit, daß man sie Reis und Bohnen, zu Erhaltung der Fische, ins Waßer werfen, auch Getreide für die Vögel und Insekten auf

l) S. Les Voyages de *Pyrard*, p. 354.

m) S. Recueil des Voyages. Amst. Tom. VI. p. 461.

auf der Erde herumstreuen siehet. Wenn sie einen Jäger oder Fischer antreffen, so versuchen sie erst alles mögliche, ihn durch anhaltendes Bitten zur Schonung des Wildes und der Fische zu bewegen. Findet ihre Bitte kein günstiges Gehör, so erbiethen sie sich, Flinten und Netze zu bezahlen; wenn auch dieses nichts hilft, so machen sie das Waßer trübe, die Fische zu verscheuchen, und schreyen aus vollem Halse, das Wild oder die Vögel zu verjagen n).

Die Nairen in Kalikut sind lauter adeliche Krieger, die stets unter den Waffen leben; lauter schöne, wohlgebildete, doch ein wenig olivenfarbige, lang gewachsne, kühne, beherzte, in Führung der Waffen sehr geschickte Leute! Nur die Ohren pflegen sie dermaßen zu verlängern, daß ihnen diese gemeiniglich bis auf die Schultern, oft auch noch tiefer herunter hängen. Die Männer dürfen unter diesem Volke nur eine Frau, die Weiber aber so viel Männer nehmen, als ihnen beliebet. Der Pater Tachard sagt in seinem Schreiben aus Pondichery, vom 16ten Februar 1702, an den Pater de la Chaise, daß in den Kasten oder adelichen Stämmen einer Frau gesezmäßig erlaubt sey, viele Männer zu nehmen. Einige haben deren auf einmal wenigstens zehne, welche sie als eben so viel durch ihre Schönheit besiegte Sklaven betrachten o). Dieses Vorrecht des Adels, viele Männer zu haben, suchen vornehme Weiber so gut, als möglich, zu ihrem Vortheil anzuwenden; die Bürgerweiber hingegen, (als ob sie von anderer Natur wären) müßen sich mit einem einzigen Manne begnügen.

n) S. Les Voyages de *Jean Struys.* Tom. II. p. 225.

o) S. Lettres édifiantes, Recueil II. p. 188.

gnügen. Sie pflegen sich indeßen für das harte Schicksal ihres Standes durch den vertrautesten Umgang mit Fremden vollkommen schadlos zu halten, und sich diesen ohne Zurückhaltung, ohne die mindeste Furcht vor ihren Männern, welche sich darüber nicht zu beschweren wagen, völlig zu überlaßen. Je früher die Mütter ihre Töchter Preiß geben können, desto mehr scheinen sie sich darüber zu freuen. Diese Bürger in **Kalikut** oder die so genannten **Moucois** (unter welcher Benennung das gemeine Volk überhaupt verstanden wird,) scheinen gar nicht zu der Art der **Nairen** oder des Adels zu gehören; denn so wohl Männer, als Weiber sind unter jenen viel häßlicher, gelber, übler gebildet und kleiner, als unter diesen p). Außerdem finden sich unter den **Nairen** gewiße Männer und Weiber, die, nicht etwan als eine Krankheit, sondern von ihrer Geburth an, so dicke Beine haben, als bey andern Menschen der ganze Leib zu seyn pfleget. Bey manchen hat man diese Unförmlichkeit nur an einem, bey den meisten aber an beyden Beinen wahrgenommen. Die Haut auf diesen ungeheuren Beinen ist so hart und rauh, wie eine Warze. Sie pflegen sich aber dabey recht wohl und leicht genug auf den Füßen zu befinden. Diese Art von dickbeinichten **Leuten** ist unter den **Nairen** viel stärker, als unter irgend einem andern Volk in Indien angewachsen. Einzeln trift man sie auch in andern Ländern, besonders auf Zeylan q), wo man diese dickbeinichte Men-

p) S. Les Voyages de *François Pyrard*, p. 411. ꝛc.

q) S. Ebend. p. 416. und Recueil des Voyages, qui ont servi à l'établissement de la Compagnie des Indes de Hollande. Tom. IV. p. 362. und Voyage de *Jean Huguens*.

Menschen für Abkömmlinge des Geschlechts von St. Thomas ansiehet.

Die Zeylaner haben die meiste Aehnlichkeit mit den Einwohnern der Malabarischen Küste. Man erblickt an ihnen eben so große, lang herabhangende Ohren, nicht so viel Schwärze der Haut r), aber doch eine sehr braune Gesichtsfarbe. Bey vieler Freundlichkeit sind sie von Natur sehr behende, geschikt und geistreich. Die Haare, welche bey allen Einwohnern sehr schwarz erscheinen, pflegen die Männer nur kurz zu tragen. Das gemeine Volk siehet man fast ganz nackend, alle Weiber aber mit entblößtem Busen herumgehen. Eine Gewohnheit, welche fast in ganz Indien herrschet! s)

Auf der Insel Zeylon findet sich auch eine Art von Wilden, die bey den Einwohnern Bedas heißen. Sie bewohnen, bloß im nordlichen Theil der Insel, nur einen kleinen Strich Landes, und scheinen eine ganz andere Gattung Menschen, als alle übrige in diesen Gegenden, zu seyn. Die Gegend ihres Aufenthaltes ist so dick mit Holz bewachsen, daß man, ohne die gröste Schwierigkeit, sie unmöglich besuchen kann. In diesem Holze stecken die Bedas dermaßen verborgen, daß es ungemein selten ist, einige von ihnen zu Gesichte zu bekommen. Sie gleichen an Farbe den weißen Europäern, doch giebt es auch einige von braunrother Farbe. Sie können die Zeylanische Sprache nicht reden und von der ihrigen verstehet niemand ein Wort, weil sie mit keiner einzigen Sprache der Indianer die mindeste Aehnlichkeit hat. Sie

r) S. *Phil. Pigafettæ* Indiæ orient. P. I. 1598 p. 39.

s) S. *Recueil des Voyages* Tom. VII. p. 19.

Sie leben mit keinem Menschen in Gemeinschaft, und haben weder Dörfer, noch Häuser. Bogen und Pfeile sind ihre Waffen, womit sie eine Menge wilde Schweine, Hirsche und anderes Wildpret erlegen, deren Fleisch sie niemals kochen oder braten, sondern mit Honig einmachen, wovon sie einen reichlichen Ueberfluß besitzen. Der Ursprung dieses nicht sonderlich zahlreichen Volkes, deßen Familien einzeln für sich leben, ist noch gar nicht bekannt t). Mir scheinen die Bedas in Zeylan und die Chakrelas in Java u) desto wahrscheinlicher von den Europäern abzustammen, je kleiner die Anzal der weißen oder gelblichen Leute zu seyn pfleget. Wäre es nicht möglich, daß einige Männer und Weiber aus Europa vor Zeiten auf diesen Inseln könnten zurückgelaßen oder durch Schiffbruch dahin verschlagen, und aus Besorgniß einer üblen Begegnung der natürlichen Einwohner angetrieben worden seyn, mit ihren Abkömmlingen in diesen Wäldern und in den steilesten Oertern der Gebirge zu bleiben, und hier ein Leben, gleich den gebohrnen Wilden zu führen, das vielleicht, wenn man sich daran gewöhnet, seine Vortheile und eigne Annehmlichkeiten haben mag?

Die Maldivier hält man für Abkömmlinge der Einwohner auf Zeylan, sie haben aber wenig oder gar nichts ähnliches von ihnen. Die Zeylaner sind schwarz und ungestaltet, alle Maldivier aber in allen Theilen ihres Körpers verhältnißmäßig und wohlgebildet, auch von den Europäern wenig unterschieden, außer daß ihre Haut olivenfarbig aussiehet. Man kann

t) S. L'Histoire de Ceylan par *Ribeyro* 1701. p. 777. rc.
u) S. oben S. 42.

kann sie als ein aus allerley Nationen vermischtes Volk betrachten. Bey den **Maldiviern** auf der Nordseite findet man weit mehr Lebensart, als bey denen, welche sich auf diesen südlichen Inseln aufhalten. Die leztern sind auch schwärzer und beßer gebildet. Unter den Weibern, die noch ziemlich wohl aussehen, haben die meisten eine olivengrünliche, einige aber eine so weiße Farbe, als die Europäer, alle hingegen kohlenschwarze Haare, welche sie unter ihre Schönheiten rechnen. Die Kunst mag hierzu wohl das Ihrige beytragen; denn sie bemühen sich, den Haaren diese Farbe dadurch zu verschaffen, daß der Kopf ihrer Mädchen bis zum achten oder neunten Jahre beständig, auch den Knaben alle Wochen abgeschoren wird. Hierdurch erhalten die Haare mit der Zeit bey allen eine schwarze Farbe. Ohne diese Gewohnheit würde man unter den Erwachsenen vielleicht nicht lauter schwarze Köpfe sehen, weil man unter den Kindern oft einige mit halbgelben Haaren erblicket. Eine andere Schönheit der Weiber besteht in vorzüglich langen und dicken Haaren. Man pflegt sich auch mit wohlriechenden Oelen den Kopf und Leib zu bestreichen. Uebrigens trägt man hier niemals ein krauses, beständig ein glattes Haar. Die Männer sind auf dem Leibe viel raucher, als die Europäer. Uebrigens findet man bey den **Maldiviern** eine starke Neigung zur Arbeit, und viel Aufmerksamkeit für die Künste, zugleich aber viel Aberglauben und Neigung zum andern Geschlechte. Beym grösten Hange zur Unzüchtigkeit, und zu einer willigen Uebergabe an die Männer, pflegen doch die Weiber ihren Busen mit ungewöhnlicher Sorgfalt zu bedecken. Ihre Trägheit gehet so weit, daß es ihnen zum grösten Vergnügen gereicht, sich immer wiegen

zu

zu laßen. Jeden Augenblick eßen sie etwas von dem sehr hitzigen Kraute Betel, und genüßen in ihren Mahlzeiten viele Gewürze. Unter diesen Umständen sind ihre Männer bey weitem nicht so rasch und kräftig, als es Weiber von dieser Art verlangen x).

Die Einwohner in Kambaya haben ein bald heller, bald ein dunkler graues oder aschfarbiges, die zunächst an der See wohnenden aber, ein schwärzeres Ansehen, als die andern y). Die Einwohner in Guzarate sind gelblicht z). Die Kanariner hingegen oder Indianer zu Goa und auf den benachbarten Inseln, olivenfarbig a). Von den reisenden Holländern hat man erfahren, daß die Einwohner von Guzarate bald mehr, bald weniger gelblicher aussehen und an Größe den Europäern gleichen, die Weiber aber, die sich nicht oft von der Sonne brennen laßen, etwas weißer, als die Männer, und einige beynahe so weiß, als die Portugiesen sind b).

Mandelslo für seinen Theil beschreibt alle Bewohner von Guzarate, nach Maaßgabe des Himmelsstriches, den sie bewohnen, dunkelbraun, auch mehr oder weniger olivenfarbig. An der südlichen Seite pflegen sie am dunkelsten gefärbt, alle Männer stark,

x) S. Les Voyages de *Pyrard* p. 120 und 324.

y) S. *Pigafettæ* Indiæ orient. P. I. p. 34.

z) S. Les Voyages de *Boullaye-le-Gouz* p. 225.

a) S. Ebendas.

b) S. Le Recueil des voyages qui ont servi à l'établissement de la Compagnie des Indes de Hollande. T. VI. p. 405.

stark, wohl gebildet, mit breitem Gesicht und schwarzen Augen versehen, die Weiber aber klein, doch reinlich und wohl gestalltet, mit langen Haaren bewachsen, in den Nasenlöchern mit Ringen, in den Ohren mit großem Schmucke behangen zu seyn c). Bucklichte oder Lahme sind unter ihnen eine Seltenheit. Ob man gleich an einigen eine hellere Gesichtsfarbe bemerket, so haben sie doch alle schwarze, glatte Haare. Die alten Einwohner unterscheidet man leicht von den andern, sowohl durch die schwärzere Farbe, als durch die mehrere Dummheit und Ungeschicklichkeit d).

Die Stadt Goa kennt man von langen Zeiten her als die vorzüglichste Pflanzstadt der Portugiesen in Ostindien. Ob gleich schon ein großer Theil ihres ehemahligen Glanzes verloschen, so kann man ihr doch den Ruhm einer ansehnlichen, reichen Handelsstadt nicht absprechen. Hier wurde vor Zeiten der größte Sklavenhandel von der Welt getrieben. Man konnte hier die schönsten Mädchen und Weiber aus allen Ostindischen Provinzen erhandeln. Die meisten wißen vollkommen auf gewißen Instrumenten zu spielen, auch vortreflich zu nähen und zu sticken. Weiß, olivengrünlich, dunkelbraun, kurz von allen Farben werden sie hier zum Kauf ausgestellet. In die ganz schwarze Kaffrische Mädchen von Mosambike sind gemeiniglich die gebohrnen Indianer am stärksten verliebt.

„Ein merkwürdiger Umstand, sagt Pyrard, wel„chen ich an den Männern und Weibern aller india-nischen

c) S. Les Voyages de *Mandelslo* Tom. II. p. 195.

d) Ebend. T. II. p. 222.

„nischen Einwohner bemerket, ist ohnstreitig dieser, „daß ihr Schweiß niemals übel riechet, da hingegen der Geruch der Ausdünstungen bey den Mohren in Afrika, so wohl dißeits, als jenseits des „Vorgebirges der guten Hofnung, nach der geringsten „Erhitzung so unerträglich und lauchartig ist, daß „man sich ihnen unmöglich nähern kann“. Bey dieser Gelegenheit führet er noch an, daß die Weiber in Indien die weißen europäischen Männer außerordentlich lieben, und ihnen den Preiß vor allen weißen indianischen Männern oder vielmehr vor allen Indianern überhaupt, zuerkennen e).

Die Perser, als Nachbarn der Mogoln, haben auch mit ihnen ziemlich viel Aehnlichkeit. Besonders findet man fast gar keinen Unterschied zwischen den Bewohnern der südlichen Gegenden von Persien und den Indianern. Die Einwohner von Ormus, auch in den Landschaften Bascia und Balascia, sind ungemein braun und stark von der Sonne gebrannt. In der Landschaft Chesimur und in andern Theilen von Persien, wo die Sonnenhitze gelinder, als in Ormus ist, pflegen die Einwohner nicht so braun, und in den nördlichen Gegenden sogar ziemlich weiß zu seyn f). Die Weiber auf den Inseln des Persischen Meerbusens, welche, nach dem Berichte der Holländischen Reisebeschreiber, braun oder gelb aussehen, haben überhaupt in einem Europäischen Auge wenig Annehmlichkeit, wegen ihres

 breiten

e) S. La II. Part du Voyage de *Pyrard*. T. II. p. 64 ꝛc.

f) La Description des Provinces orientales par *Marc Paul*, Par. 1556. p. 22 und 39. ingleichen le Voyage de *Pyrard*, Tom. II. p. 256.

breiten Gesichts und ihrer häßlichen Augen. Sie pflegen auch in ihren Moden und Gewohnheiten starke Nachahmerinnen der Indianischen Weiber zu seyn, und Ringe in den Nasenknorpel zu hängen, auch wohl eine goldne Nadel quer durch die Nasenhaut, nicht weit von den Augen, zu stechen g). Indeßen muß man von dem Gebrauch, Ringe und ander Geschmeide in der durchbohrten Nase zu tragen, gestehen, daß er sich ungemein weit ausgebreitet habe. Man siehet auch unter den Arabern viele Weiber mit einem durchbohrten Nasenloch, um einen großen Ring daran hangen zu können, und es gehört unter die Artigkeiten dieser Völker, den Mund ihrer Weiber durch diese Ringe zu küßen, die zuweilen groß genug sind, um den ganzen Mund in ihrem hohlen Raum verbergen zu können h).

Xenophon hat immer die Perser, wenn er von ihnen redete, dick und fett beschrieben; Marcellinus hingegen hat sie zu seiner Zeit sehr dürr und mager gefunden. Olearius, bey welchem ich diese Anmerkung gelesen, sezt noch hinzu, sie wären heut zu Tage noch eben so mager, als zur Zeit des lezten Schriftstellers, dabey aber stark und mit einem vollen Maaß von Kräften versehen, hätten eine olivengrünliche Farbe, schwarze Haare und eine Habichtsnase i). Chardin hat den Persern von Natur ein dickes, grobes Blut beygeleget. Man sieht es an den Gauren (Gué-

g) S. Le Recueil des Voyages de la Compagnie de Hollande. Amst. 1702. Tom. V. p. 191.

h) S. Le Voyage fait par ordre du Roi dans la Palestine par M. D. L. R. Paris 1717. p. 260.

i) S. Voyage d'*Olearius*, Par. 1656. Tom. I. p. 501.

(Guébres), sagt er, welche den Ueberrest der alten Perser ausmachen, und insgesammt häßlich, ungestallt, ungeschickt, im Gesichte gefärbt und rauh auf ihrer Haut zu seyn pflegen. Eben diese Bemerkung läßt sich auch in den zunächst an Indien grenzenden Landschaften machen, wo man eben so ungestalltete Bewohner, als die Gauren findet, weil sie sich alle bloß unter einander selbst verheyrathen. In den übrigen Theilen des Königreiches hat sich das Persische Blut nun durch die Beymischung des Georgianischen und Zirkaßischen, als zwoer Nationen, unter welchen die Natur die schönsten Menschengestallten hervorbringet, ungemein verschönert. Man findet auch beynahe keinen vornehmen Perser mehr, der nicht eine Georgianerin oder Zirkaßerin zur Mutter hätte. Der König selbst ist, von mütterlicher Seite, gemeiniglich ein Georgianer oder Zirkaßier. In so fern diese Vermischung schon vor langen Jahren ihren Anfang genommen, so haben sich dadurch allmählig so wohl die weiblichen, als männlichen Bewohner ungemein verschönert. Jetzo gehören die Persianerinnen unter die wahren, obgleich nicht unter die vollkommnen Schönheiten, wie die Georgianerinnen. Die Mannspersonen sind mehrentheils groß, gerade gewachsen, von lebhaft rother Gesichtsfarbe, gut bey Kräften, von einnehmender Miene und reizendem Ansehen. Von der Schönheit ihres Körpers haben sie das meiste der guten Beschaffenheit ihres Himmelsstriches, ingleichen der Mäßigkeit, worinn sie erzogen werden, zu verdanken. Ihre Väter haben dazu nichts beygetragen. Denn ohne die oben erwähnte Vermischung würden die vornehmen Perser die häßlichsten Figuren von der Welt spielen, weil sie ursprünglich von den Tartarn, einem bekanntermaßen

sehr häßlichen, übelgebildeten, groben Volk abstammen, deren wahres Widerspiel sie jetzo ausmachen, da man ihnen billig viel Höflichkeit oder gute Sitten, einen sehr gesunden Verstand, eine hurtige, lebhafte, fruchtbare Einbildungskraft, ein vortrefliches Gedächtniß, viel Neigung zu den Wißenschaften, zu den freyen und mechanischen Künsten, auch zu den Waffen, viel Ehrliebe, oder wenn man lieber will, viel Eitelkeit, als das falsche Bild einer wahren Ehrbegierde, nachzurühmen hat. Bey dem allen haben sie ein biegsames, nachgebendes Naturel, einen geschäftigen, arglistigen Verstand, viel Ergebenheit für das Frauenzimmer, die sich oft bis zur Wollust empöret, einen großen Hang zur Praleren und Verschwendung, der sie sich zuweilen bis zur Ausschweifung ergeben; daher sie auch weder von einer guten Wirthschaft, noch von der Handlung das mindeste verstehen k).

Ueberhaupt genommen kann man ihnen die Mäßigkeit nicht absprechen. Bloß im Genuß der Früchte kennet man sie als wahre Schwelger. Es ist gar nichts Ungewöhnliches, einen Perser auf einmal ein Man oder zwölf Pfund Melonen verzehren zu sehen. Es giebt unter ihnen so gar einzelne Personen, welche drey bis vier Mans, also 36 bis 48 Pfund genüßen. Hat man sich wohl zu verwundern, wenn man höret, daß ihrer viel am unmäßigen Genuß der Früchte sterben? l)

In Persien giebt es eine große Menge schöner Weiber von allerley Farbe. Die Kaufleute, welche sie von allen Enden der Welt zusammen bringen, haben

k) S. Les Voyages de *Chardin*. Amst. 1711. T. II. p. 34.

l) S. Les Voyages de *Thevenot*. Par. 1664. T. II. p. 181.

ben ihre Ursachen, immer die schönsten auszusuchen. Die weißen hohlen sie aus Pohlen, Moskau, Zirkaßien, Georgien und von den Grenzen der großen Tartarey; die braunen aus den Ländern des großen Mogols und der Könige von Golkonda und Visapur; die schwarzen von der Küste Melinda und von den Küsten des rothen Meeres m).

Die gemeinen Weiber laßen sich von einem sonderbaren Aberglauben beherrschen. Die Unfruchtbaren unter ihnen stehen in dem lächerlichen Wahne, sie hätten, um fruchtbar zu werden, weiter nichts nöthig, als unter den Leichnamen am Galgen aufgehangener Mißethäter hinweg zu gehen. Sie trauen dem Leichnam einer Mannsperson, sogar von ferne schon, die Wirkung zu, einer Frau das Vermögen, Kinder zu gebähren, zu ertheilen — Wenn ihnen dieses höchst seltsame Mittel fehl schläget, so besuchen sie die aus den Bädern abfließende Waßerleitungen, und wißen die Zeit genau abzupaßen, wenn sich eben ein großer Haufen Mannspersonen badet. Sie gehen hernach unterschiedene mal durch das aus den Bädern laufende Waßer, und wenn sie auch hier ihres Endzweckes, wie beym ersten Versuche, verfehlen, so ergreifen sie das äußerste Mittel, mit einer standhaften Entschlüßung, den Theil der Vorhaut, welchen ein Kind bey der Beschneidung einbüßet, als das untrüglichste Mittel wider die Unfruchtbarkeit zu verschlucken n).

m) S. Les Voyages de *Tavernier*. Rouen 17[?]3. Tom. II. p. 368.

n) S. Voyage de *Gemelli Careri*. Par. 1719. Tom. II. p. 200.

Die Persischen, Türkischen, Arabischen, Aegyptischen und in der ganzen Barbarey umher wohnende Völker, können als eine und eben dieselbe Nation betrachtet werden, welche sich zu Mahomets und seiner Nachfolger Zeiten ungemein weit verbreitet, unermeßliche Länder eingenommen und sich mit den ursprünglichen Einwohnern aller dieser Länder überaus häufig vermischet hat. Die Perser, Türken und Mauren haben allmählig etwas von einer guten Policey unter sich eingeführet; allein die Araber sind beharrlich im Stand einer Unabhängigkeit geblieben, die sich auf eine gänzliche Verachtung der Gesetze gründet. Sie führen, wie die Tartarn, eine Lebensart ohne Ordnung, ohne Policey und fast ohne gemeinschaftliche Geselligkeit. Ihre Anführer und Oberhäupter suchen sie weder von Diebstahl, und Entführungen der Weiber, noch vom Straßenraub abzuhalten. Sie glauben vielmehr durch ihre Laster Ehre zu erwerben. Die Tugend wird von ihnen hönisch verlachet, und von allen menschlichen Verträgen haben sie nur diejenigen ihres Beyfalls werth gefunden, welche durch Schwärmerey und Aberglauben ihnen angenehm gemacht wurden.

Zur beschwerlichsten Arbeit sind alle diese Völker besonders abgehärtet. Auch ihre Pferde gewöhnen sie zu Erduldung der grösten Strapazen. In Zeit von vier und zwanzig Stunden bekommen diese nur einmal etwas zu fressen und zu saufen. Man findet sie daher sehr mager, zugleich aber sehr schnell und fast unermüdet im Laufen. Die meisten Araber führen eine sehr klägliche Lebensart, ohne Brodt und Wein; denn sie geben sich nicht einmal die Mühe, das Feld anzubauen. Statt alles Brodes bedienen sie sich einer

Art wilder Saamenkörner, welche sie einweichen, und, mit Beymischung der Milch ihres Viehes, in einen Teig verwandeln o). Sie besitzen große Heerden von Kamelen, Ziegen und Schafen, welche sie allenthalben, wo es Gras giebt, auf die Weide führen. Auf den Weideplätzen schlagen sie von Ziegenhaaren gemachte Zelter auf, worinn sie mit ihren Weibern und Kindern so lange wohnen, bis alles Gras aufgezehret ist, und sie es nothwendig finden, einen andern Weideplatz zu beziehen p).

Bey dieser harten Lebensart und beym Genuße der einfachesten Speisen pflegen die Araber dennoch ansehnliche Kräfte, auch eine beträchtliche Länge und gute Bildung, zugleich aber einen von der Sonnenhitze stark gebrannten Leib zu haben, weil unter ihnen die meisten ganz nackend, und nur wenige mit einem schlechten Hemde bedeckt, einher gehen q). Auf den Küsten des glücklichen Arabiens und auf der Jnsel Sokotora findet man kleinere Araber, die ein aschenfarbiges oder sehr braunes Gesicht, in Ansehung der Leibesgestallt aber mit den Abyßiniern viel Aehnlichkeit haben r). Es ist bey den Arabern gewöhnlich, die Arme, Lefzen und andere stark in die Augen fallende Theile des Leibes dunkelblau zu färben. Sie tragen diese Farbe punktweise auf, und laßen sie mit einer

o) S. Les Voyages de *Villamon*, Lyon 1626. p. 603.

p) Voyage de *Thevenot*, Paris 1664. T. I. p. 330.

q) S. Les Voyages de *Villamon*, p. 604.

r) S. *Philip. Pigafettæ* Indiæ Orient. Part. I. Franc. 1598. p. 25. und la Suite des Voyages d'*Olearius* T. II. p. 108.

einer besonders dazu verfertigten Nadel so tief ins Fleisch eindringen, daß davon beständig unauslöschliche Merkmale zurück bleiben s). Bey den **Mohren**, welche mit den **Mahometanern** Verkehr gehabt, wird man diese besondere Gewohnheit ebenfalls wahrnehmen.

In den Wüsten, an den Grenzen von **Tremecen** und **Tunis**, schreiben sich die Arabischen Mädchen, zu Erhöhung ihrer Schönheit, mit einer spitzigen Lanzette und Vitriol, auf den ganzen Leib herum blaue verschlungene Züge. Unter den **Afrikanerinnen**, welche diesem Beyspiel zu folgen pflegen, sind vornämlich die städtischen Mädchen ausgenommen, welche die weiße Gesichtsfarbe, die sie mit auf die Welt brachten, beständig unverändert beybehalten. Doch giebt es unter diesen einige Thörinnen, welche sich nicht allein die Augenbraunen schwärzen, sondern auch mit dem Rauch von Galläpfeln und Safran, in pechschwarzen Zügen, kleine Blumen, und andre niedliche Sächelchen auf die Wangen, die Stirn und auf das Kinn malen t).

La Boullaye sagt von den Weibern im wüsten Arabien, sie hätten ihre Hände, Lefzen und Kinn blau gemalet, ihre Nasen aber gemeiniglich mit goldenen oder silbernen Ringen, von drey Zoll im Durchmeßer, behangen. Sie kämen zwar weiß zur Welt, allein sie würden, durch die Wirkung der brennenden Sonnenstralen, allmählig sehr entstellet. Als junge Mädchen hätten sie viel Angenehmes; sie ließen beständig

s) S. Les Voyages de *Pietro della Valle*. Rouen 1745. Tom. II. p. 269.

t) S. L'Afrique de *Marmol*. Tom. I. p. 88.

beständig ihre Stimme singend hören. Ihr Gesang wäre zwar nicht so traurig, als bey den Türken und Persianern, übrigens aber desto sonderbarer; weil sie den Athem gewaltsam herausstoßen, und alle Sylben außerordentlich hurtig aussprechen u).

„Die Arabische Prinzeßinnen und vornehme „Frauenzimmer, sagt ein anderer Reisebeschreiber, „welche man durch die Ecken eines Zeltes mir zu se„hen erlaubte, sind mir alle sehr schön und wohlge„bildet vorgekommen. Von diesen arabischen Schö„nen und aus dem, was man mir erzählet hat, läßt „sich auch auf die Schönheit anderer schlüßen, die, „weil sie niemals den Sonnenstralen ausgesetzet sind, „ungemein weiß aussehen. Desto mehr pflegen aber „die gemeinen Weiber von der Sonne gebrannt zu „seyn. Außer ihrer natürlichen braunen und schwärz„lichen Farbe, war in ihrer ganzen Figur wirklich „viel Häßlichkeit wahrzunehmen. Die gewöhnlichen „Reitze der ersten Jugend sind noch das einzige, was „ich an ihnen erträglich fand. Die Weiber stechen „mit Nadeln Löcher in ihre Lefzen und legen dann „Schießpulver mit Ochsengalle vermischt, auf diesel„ben. Diese Mischung ziehet sich tief in das Fleisch, „und sie behalten für die ganze Lebenszeit blaue, „schwarzgelbe oder bleyfarbige Lippen. In den Win„keln des Mundes, an den Seiten des Kinnes und „ihrer Wangen, stechen sie eben dergleichen Löcherchen „mit Nadeln, schwärzen den Rand ihrer Augenlieder „mit schwarzem, aus Ofenbruch oder Tuzia berei„tetem Pulver, und ziehen mit eben dieser schwarzen „Farbe von den Augenwinkeln eine Linie nach aus-

wärts,

u) S. Les Voyages de la *Boullaye le Gouz* p. 318.

„wärts, um den Augen dadurch den Schein einer
„mehrern Größe zu geben. Denn überhaupt betrach-
„tet, setzen die orientalischen Frauenzimmer die vor-
„züglichste Schönheit in große schwarze, weit offen
„stehende, mit dem Kopf gleich erhabne Augen.
„Wenn ein Araber eine weibliche Schönheit beschrei-
„ben will, so sagt er: Sie hat Augen, wie eine
„Gazelle *) In allen ihren Liebesgesängen sprechen
„sie vornämlich von schönen schwarzen, oder von Ga-
„zellenaugen. Ihre Schönen stehen fast immer
„mit diesem Thier in einer Vergleichung neben einander.
„Es ist auch allerdings gewiß, daß eine Gazelle zu
„den artigsten Thieren gehöret. Man bemerket an
„ihnen besonders eine gewiße unschuldige Schüchtern-
„heit, welche mit der bescheidnen Schamhaftigkeit
„eines jungen Mädchens viel Aehnliches hat. Bey
„den vornehmen Frauens und neu verheyratheten
„Personen ist es gewöhnlich, die schwarzgefärbten
„Augenbraunen mitten auf der Stirne zusammen zu
„ziehen, sich Arme und Hände mit Nadeln zu sto-
„chern, und allerley Figuren von Blumen, Thieren,
„und so weiter darauf, auszustechen, auch die Nägel
„röthlich anzumalen, so wie die Männer mit eben
„dieser Farbe die Mähnen und Schwänze der Pferde
„zu bestreichen pflegen. Ueberdem durchbohren die
„Weiber noch die Ohren an unterschiedenen Orten,
„um sich daran mit eben so viel Schnallen und Ringen
„ausputzen zu können, und schmücken Arme und Beine
„mit Landesüblichen Schnüren" x).

Uebri-

*) Capra Gazella *Linn.* S. N. XII. p. 96. Eine Art ägyp-tischer wilder Ziegen.

x) S. *Le Voyage* fait par ordre du *Roi dans la Palestine* par M. D. L. R. p. 260.

Uebrigens herrscht unter allen Arabern viel Eifersucht gegen ihre Weiber. Ob diese gleich alle von ihnen erkauft oder entführet worden, so pflegen sie denselben doch liebreich und gewißermaßen ehrerbiethig zu begegnen.

Die Aegyptier, als die nächste Nachbarn der Araber, die von eben derselben Religion, und, wie diese, der türkischen Oberherrschaft unterworfen sind, haben doch vielerley von den arabischen sehr merklich unterschiedene Gewohnheiten. So findet man z. B. in allen Städten und Dörfern, längs des Nils, Mädchen, die zum Vergnügen reisender Mannspersonen bestimmet sind, ohne sich dafür bezahlen laßen zu dürfen. Es ist hier einmal sittlich, allenthalben mit solchen Mädchen angefüllte Gasthäuser zu haben. Reiche Leute glauben auf ihrem Sterbebette noch eine fromme Pflicht auszuüben, wenn sie das Ihrige noch zur Stiftung neuer solcher Häuser beytragen, und sie recht stark mit Mädchen bevölkern, die sie zu dieser liebvollen Absicht auf ihre Unkosten erkaufen laßen. Werden diese mit einem Knaben entbunden, so kömmt es ihnen zu, ihn bis zu einem Alter von drey oder vier Jahren unter ihrer Aufsicht zu behalten. Hernach übergeben sie dieses Pfand ihrer pflichtmäßigen Liebe dem Patron des Hauses oder seinen Erben, deren Schuldigkeit es ist, ein solches Kind anzunehmen, wofür sie das Recht haben, sich deßen künftig, als eines Leibeignen oder Sklaven zu bedienen. Die Mädchen hingegen bleiben immer bey ihren Müttern, und mit ihnen werden in der Folge die entledigte Stellen der Mütter wieder ausgefüllet y).

Die

y) S. Les Voyages de *Paul Lucas*. à Paris 1704. p. 363.

Die ägyptischen Frauenzimmer sind ungemein braun, mit lebhaften Augen versehen z). Sie haben kaum eine mittelmäßige Länge und eine ziemlich abschrekende Kleidertracht, auch eine verdrüßliche Langweiligkeit in ihren Umgange a). Sie stehen auch in dem Ruf, sehr fruchtbar zu seyn. Einige Reisebeschreiber sagen daher, die Fruchtbarkeit, welche durch die häufigen Ueberschwemmungen des Nils veranlaßet würde, pflege sich von den Feldern auf Menschen und Thiere zu erstrecken. Sie halten es für eine niemals trügende Erfahrung, daß allemal das neue Waßer die Weiber, wenn sie entweder davon trinken oder sich auch nur darinn baden, fruchtbar mache; daher sie auch in den ersten Monathen, gleich nach der Ueberschwemmung, oder in den Monathen Julius und August, am gewöhnlichsten empfangen, und hernach im Julius oder August ihre Kinder zur Welt bringen. Die Kühe sollen fast immer zwey Kälber, die Schafe zwey Lämmer auf einmal bekommen u. s. w. b). Kaum laßen sich diese wohlthätigen Einflüße des Nils mit den traurigen Krankheiten vereinigen, die sein Austreten verursachet. Herr Granger versichert uns, die ungesunde Luft in Aegypten pflege viel Augenkrankheiten hervorzubringen, die so schwer zu heilen wären, daß fast allemal eine wirkliche Blindheit nachbliebe; daher auch in Aegypten mehr Blinde, als in irgend einem andern Lande gefunden würden. Zur Zeit des anwachsenden Nilflußes, fährt er fort, bekommen die meisten Einwohner von den alsdann sehr gesalznen Waßern des Flußes die hartnäckichsten Ruhren c). So

z) S. Les Voyages de *Gemelli Careri*. Tom. I. p. 190.

a) S. Les Voyages du *Pere Vansleb*. à Par. 1677. p. 43.

b) S. Les Voyages du Sieur *Lucas*. Rouen 1719. p. 83.

c) S. Les Voyages de Mr. *Granger*. Par. 1745. p. 21.

So klein die ägyptischen Weiber gemeiniglich zu seyn pflegen, so ansehnlich findet man die gewöhnliche Länge der Männer d). Beyde Geschlechter haben, überhaupt betrachtet, eine olivengrünliche Farbe. Je weiter man sich von Kairo entfernet, desto dünklerbraun findet man die Einwohner. An den Grenzen von Nubien sieht man fast eben so schwarze Leute, als die Nubier selbst sind. Unter die natürlichsten Fehler der Aegyptier gehören Zaghaftigkeit und Faulheit. Ihr ganzes Tagewerk besteht gröstentheils in Kaffetrinken, Tabackrauchen, Schlafen, in müßigem Stillestand oder in träger Plauderey auf den Straßen. Die natürlichste Folge dieser Lebensart ist eine grobe Unwißenheit, wodurch sie aber von einer lächerlichen Eitelkeit sich nicht abhalten laßen. Die Kopten selbst können von diesen Lastern gar nicht frey gesprochen werden. Ob sie gleich den Verlust ihres Adels, ihrer Wißenschaften, ihrer Kriegesübungen, ihrer eignen Geschichte, ja so gar ihrer Sprache, zugleich aber ihre Verwandlung aus einem sehr berühmten und mächtigen, in ein elendes, sklavisches Volk, eingestehen müßen, so treiben sie doch ihren Stolz noch bis zur Verachtung anderer Nationen, und würden zuverläßig den Vorschlag, ihre Kinder nach Europa zu schicken, um sie daselbst in den Wißenschaften und Künsten unterrichten zu laßen, für eine schimpfliche Beleidigung annehmen e).

Die

d) S. Les Voyages de *Pietro della Valle*. Tom. I. p. 401.

e) S. Les Voyages du *Sieur Lucas*. Tom. III. p. 194. und La Relation d'un Voyage fait en Egypte par *le Pere Vansleb* p. 42.

Die zahlreiche Nationen, welche die **Küsten des mittelländischen Meeres** von Aegypten bis zum großen Weltmeere und die ganze Strecke der Länder von der Barbarey an bis zum Berg Atlas und jenseit der Grenzen deßelben bewohnen, sind alle von sehr unterschiedener Abkunft. Es konnte nicht anders seyn, da zu Bevölkerung derselben mit einer großen Vermischung von mancherley Arten der Menschen, außer den ursprünglichen Landeseinwohnern, die Araber, Vandalen, Spanier und in den ältern Zeiten so gar die Römer und Aegyptier das Ihrige beygetragen haben. So haben zum Beweis die Bewohner der Aureßischen Gebirge eine mit ihren Nachbarn gar nicht übereinstimmende Gesichtsbildung, anstatt einer dunkelbraunen, vielmehr eine weiße und rothe Farbe, und Haare, die bey ihnen dunkelgelb, bey allen andern Bewohnern dieser Gegenden aber schwarz aussehen. Herr Shaw hält es daher für wahrscheinlich, den Ursprung dieser gelblichen Leute von den Vandalen herzuleiten, die, nach ihrer Vertreibung, Mittel fanden, sich wieder an einigen Orten dieser Gebirge nieder zu laßen f).

Die Weiber des Königreiches Tripoli pflegen im Ansehen stark von ihren Nachbarinnen, den Aegyptierinnen, abzuweichen. Sie haben eine beträchtliche Größe, und suchen den Vorzug einer besondern Schönheit in einer außerordentlich langen Gestalt ihres Leibes. Den Arabischen Frauenzimmern ahmen sie vornämlich in der Gewohnheit nach, ihr Gesicht, besonders Wangen und Kinn, mit Nadeln aufzuritzen. Die

f) S. Les Voyages de M. *Shaw* à la Haye 1743. T. I. p. 168.

Die rothen Haare stehen bey ihnen, wie bey den Türkinnen, in großer Achtung, daher auch die Haare der Kinder fleißig mit rother Farbe bestrichen werden g).

Ueberhaupt kömmt es bey **Maurischen Weibern** sehr darauf an, ihre lange Haare bis auf die Fersen herunter wachsen zu laßen. Diejenigen, welchen die Haare nicht so dicht, auch nicht so lang, als andern gewachsen sind, pflegen falsche zu tragen, alle Weiber ohne Unterschied aber, sie mit Bändern einzuflechten. Die Augenbraunen färben sie mit einem Pulver von Reißbley, und glauben, durch diese dunkele Farbe den Augen eine besondere Schönheit ertheilen zu können. Dieses Verfahren gehört unter die ältesten und allgemeinsten Gewohnheiten, weil die **Griechischen** und **Römischen** Frauenzimmer eben so sehr, als die **Morgenländischen**, darauf bedacht sind, ihre Augen braun zu färben h).

Die meisten **Maurischen Weiber** würden so gar in Europa für Schönheiten gelten. Ihre Kinder sind mit einer vortreflichen Gesichtsfarbe und einem sehr weißem Körper gezieret. Zwar pflegen die Knaben, die sich beständig den Sonnenstralen bloßstellen, bald braun zu werden, die Mädchen aber, welche das Haus nicht oft verlaßen, ihre Schönheit bis ins dreyßigste Jahr zu erhalten. In diesem Alter hören sie gemeiniglich auf, Kinder zu gebähren; dagegen ist es unter ihnen gar nichts ungewöhnliches, im zwölften Jahre bereits Mutter, im zwey und zwanzigsten

g) S. L'état des Royaumes de la Barbarie. à la Haye 1704.

h) S. Les Voyages de Mr. *Shaw*. T. I. p. 382.

zigsten aber, schon Großmutter zu seyn. Da sie nun ihr Leben mehrentheils eben so hoch, als die Europäischen Weiber, bringen, so können sie fast alle viel Enkel und Uhrenkel erleben i).

Wenn man bey dem Marmol die Beschreibung dieser unterschiedenen Völker nachlieset, so zeigt sichs, daß die Bewohner in den Gebirgen der Barbarey weiß, die Leute hingegen an den Seeküsten und auf dem flachen Lande sehr braun und stark von der Sonne gebrannt, aussehen. Die Einwohner von Kapez, einer Stadt im Königreiche Tunis, am mittelländischen Meere, hat er ausdrücklich als arme, sehr schwarze; k) die Einwohner aber längs dem Fluß Dara, in der Provinz Eskura im Königreich Maracko, als dunkel-braune, l) und die Einwohner in Zarhu, in den Gebirgen in Fez, gegen den Berg Atlas, als ganz weiße Leute beschrieben. Er setzet noch hinzu, die letzten achteten so wenig Frost und Kälte, daß es bey ihnen gewöhnlich wäre, mitten im Schnee und Eis dieser Gebirge die leichtesten Kleidungen zu tragen, auch das ganze Jahr hindurch mit unbedecktem Kopfe zu gehen m). Die Einwohner in Numidien hat er mehr braun, als schwarz, die dasigen Weiber hingegen ziemlich weiß und fett, alle Männer aber ganz mager geschildert n). Von den Einwohnern in Guaden am Ende von Numidien, an den Senegalischen Grenzen sagt er, sie wären

i) Ebend. p. 395.

k) S. L'Afrique de *Marmol*. Tom. II. p. 536.

l) Ebend. p. 125.

m) Ebend. Tom. II. p. 198 und 305.

n) Ebend. T. III. p. 6.

ren vielmehr schwarz, als braun o), in der Landschaft Dara gäbe es aber schöne, gesunde Weiber, und es wimmelte daselbst allenthalben von Mohrensklaven aus beyderley Geschlechte p).

Alle vom 20ten und 30ten bis zum 35ten Grade nördlicher Breite der alten Welt anzutreffende Völker, vom Reiche des großen Moguls bis zu der Barbarey, ja vom Ganges bis zu den westlichen Küsten des Königreiches Maracko, sind auf diese Weise nicht sonderlich von einander unterschieden. Doch muß man hier die besondern Abweichungen ausnehmen, welche durch die Vermischung mit andern mitternächtlichern Völkern entstanden, die einige von diesen großen Ländern erobert oder bevölkert haben. Der Umfang dieser unter einerley Parallelzirkeln liegender Länder, umschreibet einen Raum von etwa zweytausend Meilen. Ueberhaupt genommen, sind in demselben die Menschen braun und schwärzlich, zugleich aber von gutem Ansehen und regelmäßigem Bau des Körpers. Untersuchen wir indeßen die unter einem gemäßigtern Himmelsstrich lebende Nationen, so wird sich zeigen, daß die Einwohner der nördlichen Provinzen des Mogulischen und Persischen Reiches, die Armenier, Türken, Georgier, Mingrelier, Zirkaßier, Griechen und alle Völker in Europa, für die schönsten, weißesten und wohlgebildetsten Menschen auf dem ganzen Erdboden zu halten sind. Obgleich Kachemira sehr weit von Spanien, oder Zirkaßien sehr weit von Frankreich entfernet lieget, so pflegt man dem ohnerachtet außerordentlich viel Aehnlichkeit unter diesen so weit von einander entlegenen, aber fast

o) S. L'Afrique de *Marmol* Tom. III. p. 7.

p) Ebend. p. 11.

in gleicher Weite von der Mittellinie wohnenden Völkern anzutreffen.

Die Kachemirianer, welche nach Berniers Bericht, in dem Ruf einer großen Schönheit stehen, gleichen an zierlichem Bau ihres Körpers den Europäern, ohne die mindeste Spur eines tartarischen Gesichtes, weil an ihnen weder die platte Nase, noch die kleinen Schweinsaugen ihrer Nachbarn wahrgenommen werden. Besonders giebt es unter ihnen so schöne Weiber, daß die meisten Fremden, die als Neulinge beym Hofe des großen Mogul ankommen, am lüsternsten nach den Kachemirischen Weibern sind, um so viel mehr, da sie von selbigen weißere Kinder, als die Indianer sind, zu erzeugen hoffen, die man für ächte Moguln erklären könnte q).

Das Georgianische Blut übertrift an Schönheit noch das Kachemirische. In ganz Georgien ist kein häßliches Gesicht anzutreffen. Gegen die meisten Frauenzimmer dieses Landes hat sich die Natur, in Austheilung weiblicher Annehmlichkeiten so freygebig und milde bewiesen, daß man fast allenthalben ihres Gleichen vergeblich suchet. Bey der ansehnlichsten Größe, dem schönsten Bau des Körpers und einer sehr schlanken Leibesgestallt, haben sie auch im Gesicht ein liebenswürdiges Ansehen r). Auch den Männern pflegt es nicht an einem beträchtlichen Grade von Schönheit s) und eines natürlichen, gesunden

q) S. Les Voyages de *Bernier*. Amst. 1710. T. II. p. 281.

r) S. Les Voyages de *Chardin* I. Part. Lond. 1686. p. 204.

s) S. Il genio vagante del *Conte Aurelio degli Anzi*. In Parma 1691. Tom. I. p. 170.

den Verstandes zu fehlen. Sie würden so gar zu den Wißenschaften und Künsten aufgeleget seyn, wenn ihre schlechte Erziehung sie nicht in tiefer Unwißenheit und groben Lastern erhielte. Auf der ganzen Welt findet man vielleicht kein Land, wo die Ruchlosigkeit und Trunkenheit so sehr, als in Georgien, zu Hause gehöret. Chardin versichert uns, die Geistlichen daselbst wären eben so gute Trunkenbolde, als die andern, und hielten sich, wie der übrige Theil des Volkes, eine Menge Sklavinnen zu Beyschläferinnen, ohne dadurch ein Aergerniß zu stiften, weil man diese Gewohnheit allgemein angenommen und überall gebilliget hat. Eben dieser Chardin will so gar von einem Aufseher der Kapuciner die sichre Nachricht haben, es wäre ihm oft vom Katholikos oder Patriarch in Georgien versichert worden, daß jedermann, der in den großen Festen, als Ostern und Weynachten, sich nicht sinnlos tränke oder im äußersten Grad besöffe, nicht allein den Ruhm eines guten Christen verliere, sondern auch den Kirchenbann sicher zu erwarten habe t). Bey allen diesen Ausschweifungen unterlaßen doch die Georgier nichts, was zur Höflichkeit, Leutseligkeit und gesetzten Mäßigung gehöret. Es ist eine Seltenheit, einen Georgianer in Zorn gerathen zu sehen, ihr Haß ist aber unauslöschlich, wenn man sich ihre Feindschaft einmal zugezogen hat.

Man findet, wie Struys versichert, auch in Zirkaßien sehr weiße, schöne Frauenzimmer, deren reitzendes Gesichte die schönste Farbe von der Welt haben soll. Ihre Stirn ist groß und glatt, ihre Augenbraunen sind, ohne Beyhülfe der Kunst, so zart

t) S. Les Voyages de *Chardin* p. 205.

und fein, als ob ein seidner Faden bogenweise über den Augen zusammen geleget worden. Aus großen, freundlichen Augen werfen sie die feurigsten Blicke. Dabey haben sie eine wohlgebildete Nase, rothe Lefzen, einen kleinen lächelnden Mund, und ein länglicht rundes Kinn, wie es der geschickteste Mahler zeichnen würde. Hals und Brust erscheinen hier in ihrer ganzen Vollkommenheit. Ihre Haut ist so weiß, als Schnee, ihre Leibesgestallt groß und ungezwungen, ihr Haar so schwarz, wie Kohlen. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze von schwarzem Zeuge mit einer Wulst von eben der Farbe. Das Lächerliche bey ihrer Tracht findet man bey den Wittwen, die anstatt erwähnter Wulst eine so stark, als möglich, aufgeblasene Kuh- oder Ochsenblase tragen, und sich dadurch auf die lächerlichste Art entstellen. Im Sommer bedecken sich die gemeinen Weiber bloß mit einem blauen, roth oder gelben, bis an die Mitte des Leibes offen stehenden Hemde. Ihr Busen ist unvergleichlich. Bey aller Freymüthigkeit aber, womit sie die Fremden unterhalten, pflegen sie doch ihren gar nicht eifersüchtigen Männern die gröste Treue zu beweisen *).

Tavernier bekräftiget ebenfalls die Schönheit und vortrefliche Bildung der Romanischen, Zirkaßischen und Georgianischen Frauenzimmer, und sagt von ihnen, sie pflegten bis zu einem Alter von fünf und vierzig oder funfzig Jahren beständig frisch und gesund auszusehen, auch insgesammt sehr arbeitsam zu seyn und sich oftmals mit den beschwerlichsten Arbeiten abzugeben. Im Ehestand haben diese Völker die gröste Freyheit beybehalten. Wenn sich

*) S. Les Voyages de *Struys* Tom. II. p 75.

sich der Fall ereignet, daß ein Mann mit seiner Frau nicht völlig zufrieden ist und sich deshalb zuerst beklaget, so läßt unverzüglich der Herr des Ortes die Frau abhohlen und verkaufen, dem Kläger aber giebt er eine andere. Bringt aber die Frau zuerst ihre Beschwerden an, so wird sie frey gelaßen und ihr Mann von ihr genommen u).

Nach dem Berichte der Reisebeschreiber sind auch die Mingrelier eben so schön und wohlgebildet, als die Georgianer oder Zirkaßier. Diese Völker scheinen daher nur eine und eben dieselbe Gattung auszumachen. „Es giebt in Mingrelien, sagt Chardin, außerordentlich viel schöne Weiber von majestätischem Ansehen, bewundernswürdiger Gesichtsbildung und Leibesgestallt. Ihr Blick ist außerdem so einnehmend, daß er allen denen, welche sie ansehen, gefährlich wird. Die minder schönen oder alten Frauenzimmer belegen sich sehr ungeschickt mit einer Schminke, und bemalen ihr ganzes Gesicht, Augenbraunen, Wangen, Stirn, Kinn und Nase. Die andern begnügen sich mit gemahlten Augenbraunen und putzen sich daneben, so gut sie können. Sie kleiden sich wie die Persianerinnen, und tragen einen Schleyer, welcher bloß den obern und hintern Theil des Kopfes bedecket. Es fehlt ihnen weder an Verstand, noch an höflichem und liebreichem Betragen. Das schlimmste an ihnen ist ihre Treulosigkeit und ihre Neigung, kein einziges, auch das boshafteste Mittel nicht unversucht zu laßen, wenn es auf die Eroberung, Erhaltung oder auf den wahrschein-

 „lichen

u) S. Les Voyages de *Tavernier*. Rouen 1713. T. I p. 469.

„lichen Verlust und auf das Verderben eines Liebha-
„bers ankömmt.

„Auch die Männer sind mit viel bösen Eigen-
„schaften begabet. Sie werden alle zur Dieberey ab-
„gerichtet. Sie treiben dieses Handwerk als eine
„Wissenschaft, in welcher sie Vergnügen und Ehre zu
„suchen pflegen; daher sie auch einander jeden begang-
„nen Diebstahl, mit allen Zeichen einer großen Zufrie-
„denheit, erzählen, und gemeiniglich deshalb vielen
„Ruhm und große Lobsprüche einerndten. Meuchel-
„mord, Straßenraub und Lügen gehören unter ihre
„preißwürdigsten Heldenthaten; Hurerey, Vielweibe-
„rey und Blutschande unter ihre größte Heldentugen-
„den. Die Männer entführen sich einer des andern
„Weiber. Jeder nimmt, ohne Bedenken, seines
„Vaters oder seiner Mutter Schwester, seines Bru-
„ders oder seiner Schwester Tochter und seiner Frauen
„Tante. Man heyrathet auf einmal zwo bis drey
„Frauen, und hält sich noch überdies eine beliebige
„Zahl von Beyschläferinnen. Die Eifersucht ist noch
„der geringste Fehler bey den Männern. Wenn ohn-
„gefähr ein Mann seine Frau mit einem Liebhaber
„auf der That ertappet, so hat er das Recht, von lez-
„term die Bezahlung eines Schweins zu erzwingen.
„Das ist auch gemeiniglich die ganze Rache. Das
„Schwein wird hernach unter ihnen dreyen friedsam
„verzehret. Sie halten die Gewohnheit für sehr löb-
„lich, viel Weiber und Beyschläferinnen zu haben,
„weil man dadurch viel Kinder bekäme, die man ent-
„weder für baares Geld verkaufen, oder für allerley
„nußbares Geräthe und Lebensmittel vertauschen
„könnte x)".

Die

x) S. Les Voyages de *Chardin* p. 77. &c.

Die Sklaven stehen überhaupt unter den Mingreliern gar nicht in hohem Werthe. Mannsversonen von fünf und zwanzig bis zu vierzig Jahren kann man für funfzehn, ältere für acht bis zehn Thaler; hübsche Mädchen von dreyzehn bis zu achtzehn Jahren für zwanzig Thaler, die andern aber noch wohlfeiler, die Weiber für zwölf, die Kinder für drey bis vier Thaler, einkaufen y).

Die Türken, welche von diesen Sklaven eine große Menge zu erhandeln pflegen, sind ein Volk, das aus vielen andern bestehet. Die Armenier, Georgianer und Turkomannen haben sich, zur Zeit der Kreutzzüge mit den Arabern, Aegyptiern und so gar mit den Europäern vermischet. Ist es unter diesen Umständen wohl möglich, die ursprünglichen Einwohner von klein Asien, Syrien und der übrigen Türkey in ihnen zu erkennen? Man hat von den Türken alles, was man weis, gesaget, wenn man sie nur überhaupt als starke, wohlgebildete Leute beschreibet. Höchst selten wird unter ihnen ein Buklichter oder Hinkender angetroffen z). Auch die Weiber sind unter ihnen gemeiniglich schön, wohlgebildet und ohne Fehler. Da sie wenig und nie, ohne Schleyer über dem Gesicht, ausgehen, prangen sie beständig in einer Schneeweißen Gesichtsfarbe a).

Nach Belons Bericht giebt es in Asien kein Bauerweib ohne die blühendste rosenrothe Gesichtsfarbe, ohne die zartste, weiße, glatte und so fein gespannte

y) Ebend. p. 105.

z) S. Les Voyages de *Thevenot*. Par. 1664. Tom. I. p. 55.

a) Ebend. p. 105.

Haut, welche sich wie der schönste Sammet anfühlen läßet. Sie bedienen sich der Erde von Schio *), welche sie, durchs Einweichen in Waßer, in eine Art von Salbe verwandeln, und sich, wenn sie eben im Bade sind, mit selbiger den Leib, das Gesicht und ihre Haare bestreichen. Die Augenbraunen malen einige schwarz, andere laßen sich dieselben mit Rusma **) wegbeizen, und machen sich dann mit einer schwarzen Farbe

*) Oder der Selinusischen Erde (Terre de Chio ou Selinusienne, Terra Ciha vel Selinusia). Herr von Bomare in seinem *Dict. d'H. Nat.* Tom. XI. p. 251. beschreibt sie als eine hellgraue thonartige Bolarerde, welcher man eine anziehende und auflösende Kraft beyleget, vermöge welcher sie geschickt wäre, Flecken und Narben der Haut wegzuschaffen, knotige Brüste zu erweichen, und Geschwulste so wohl der Schamdrüsen, als der Hoden zu zertheilen.

M . . .

**) Das Rusma ist, wie Bellonius schreibet, eine gegrabne Substanz, welche dem Abgang des Eisens ähnlich, aber leichter und schwarz ist, und einem verbrannten mineralischen Körper gleich siehet. Die Grube hat er in Galatien, ohnweit der Stadt Kute gesehen. (S. Geoffroy Mat. Med. 1 B. S. 314.)

Alle Mineralogen, welche dieser mineralischen Substanz gedenken, betrachten sie als ein ätzendes Mittel, welches unter andern die vorzügliche Wirkung thut, Haare ausfallen zu machen. In der That bedienet man sich des Rusma, zu Vertilgung überflüßiger Haare, in der Türkey so häufig und allgemein unter Männern und Frauens, daß, nach Pomets Erzählung, der Groß-

Farbe falsche Augenbraunen, in Gestallt eines Bogens, den sie, wie einen halben Mond, erheben. Von fern sieht es gar nicht übel, aber in der Nähe desto häßlicher aus, obgleich dieser Gebrauch sich schon von alten Zeiten herschreibet b). Er saget ferner von den Türken beyderley Geschlechtes, daß ihnen am ganzen Leibe

Großsultan jährlich davon mehr, als dreyßig tausend Dukaten sichre Einkünfte hat. Die Kaufleute zu Konstantinopel verschicken davon eine große Menge nach den übrigen Gegenden des Morgenlandes, so gar bis in die Asiatischen Länder. In Frankreich wird aus diesem Haar-vertilgenden Mittel eine so große Seltenheit gemacht, daß man es mit dem Gold in gleichem Werthe hält. Herr Pomet saget, wenn das Rusma beßer bekannt wäre, so würde man es der aus Kalk und Auripigment gemachten Salbe deswegen vorziehen, weil es gewißer und ohne Gefahr seine Wirkung zu äußern pfleget.

Herr von Bomare hat ein Stück Rusma in seinem Kabinet, welches eben den Geschmack, eben das Gewebe, doch eine dunklere Farbe, als der Schwedische Calchitis oder Chalcitis hat, welchen einige den rothen Atramentstein nennen. (Vid. Catholicon. lit. C. p. 190 Cf. *Bom. Dict.* III. p. 248. (colcothar fossile, Calchitis nativa rubra.) Wenn man einige Körnchen auf glüende Kohlen wirft, geben sie gleich einen Geruch, der einen durch Schwefel und Arsenik mineralisirten Atramentstein zu verrathen scheinet. S. *Bom. Dict.* Tom. X. p. 130.

M . . .

b) S. Les Observations de *Pierre Belon*. Paris 1555. p. 199.

Leibe, den Kopf und Baart ausgenommen, die Haare unerträglich wären. Sie pflegten sie daher mit Rusma wegzunehmen, womit sie halb so viel ungelöschten Kalk vermischen und hernach beydes zusammen in Wasser einweichen. Mit dieser Mischung bestreichen sie, bevor sie das Bad besteigen, diejenigen Theile, welche sie glatt haben wollen, und laßen sie darauf so lange kleben, als zum Sieden eines Eyes Zeit erfordert wird. So bald man hernach anfängt im warmen Bade zu schwitzen, fallen die Haare von selbst aus, wenn sie sich im warmen Wasser bloß mit der Hand waschen. Die Haut bleibt alsdann glatt, ohne die geringste Spur von Haaren c).

Belon erzählet auch noch von Aegypten, daß es daselbst eine kleine Staude gäbe, die von den Bewohnern Alkanna *) genennet würde. Man bediene sich ihrer getrockneten und in Pulver verwandelten Blätter

c) S. Ebend. p. 198. Cf. *Geoffroy* Mat. medica 1 Theil Leipz. 1760. p. 314. Unsere Barbiere pflegen dieses heut zu Tage mit eben dem sichern Erfolg durch Auripigment und ungelöschten Kalk zu bewerkstelligen.

M...

*) Die unbewafnete Lawsonische Pflanze. Lawsonia inermis Linn. Spec. Plant. 1. p. 498. Liguſtrum ægypt. latifolium C. *Bauh.* Pin. p. 476. Alhenna s. Henna Arabum. *Walth.* Hort. 3. T. 4. Pontaletsce. *Rheed* Malab. IV. p. 117. T. 57. Alcanna Arabum *Bellon.* Itin. 35. Cyprus, Henna, Alcana. *Rauwolf.* Itin. 60. T. 60. Dietr. Pflanzenr. 1. p. 435. Alcana. *Vallm.* de Bom. Dict. Tom. 1. 193. Alcanna. *Cathol.* lit. A. p. 225. Eine indianische und ägyptische Pflanze, deren pulve-

Blätter zu einer gelben, auch rothen Farbe, mit welcher sich alle Türkische Weiber die Hände, Füße und Haare, gelb oder auch roth färbten. Mit eben dieser Farbe bestreichen sie auch nicht allein die Haare ihrer Kinder von beyderley Geschlechte, sondern auch die Mähnen ihrer Pferde u. s. w. d)

Weil bey den Türkischen Weibern die schwarzen Augen sehr hochgeschätzet werden, so pflegen sie dieselben durch zubereitete gebrannte Tuzia so schwarz, als möglich zu färben. Zu dieser Absicht bedienen sie sich eines goldnen oder silbernen Pfriemen, den sie mit ihrem Speichel benetzen, damit sich etwas von dem schwarzen Pulver anhangen und in die Augen kommen möge, wenn sie das Instrument sanft zwischen den Augenliedern und dem Augapfel durchziehen e). Sie baden sich oft und räuchern sich alle Tage; mit einem Worte,

pulverisirte Blätter ebenfalls den Namen Alcana führen, und, je nachdem sie mit Waßer oder Zitronensaft vermischt werden, eine gelbe oder eine rothe Farbe hervorbringen. In Aegypten, Persien, Arabien und in der ganzen Levante bedienet man sich dieses mit Zitronensaft angemachten und zur Dichtheit eines Teiges gebrachten Pulvers als einer Schminke, womit sich die Mannspersonen den Baart, die Weiber und Mädchens aber die Nägel färben. Aus den Blüthen dieses Baumes wird auch die wohlriechende Nervenstärkende Zyprische Salbe, wovon dieses Gewächs auch Cyprus heißt, verfertiget.

M . . .

d) S. Les Obſervations de *Pierre Belon* p. 136.

e) S. La nouvelle *Relation du Levant* par M. P. A. Paris 1667. p. 355.

Worte, sie wenden alles an, was zu Erhaltung und Vermehrung ihrer weiblichen Reitze das mindeste beyzutragen vermag. Von den Persianerinnen will man aber behaupten, daß ihnen die Türkinnen, in Ansehung des Bestrebens, nett und schön zu erscheinen, doch nicht beykämen. Es herrscht auch unter den Mannspersonen eine große Verschiedenheit im Geschmacke, wenn von Schönheiten die Rede ist. Die Persianer suchen lauter braune, die Türken bloß die rothen Schönen f).

Vormals behauptete man, die Juden, als ursprüngliche Abkömmlinge von Syrien und Palästina wären jetzo noch eben so braun, als vor alten Zeiten. Misson hat aber ganz richtig angemerket, daß es unrecht sey, alle Juden für braun auszugeben. Das läßt sich bloß von den Portugiesischen Juden behaupten. Diese Leute verheyrathen sich bloß unter ihres Gleichen, die Kinder müßen also nothwendig ihren Vätern und Müttern ähnlich sehen, und ihre braune Farbe muß allenthalben, wo sie wohnen, sogar in mitternächtlichen Ländern, mit einer kaum merklichen Abnahme, fortdauern. Man betrachte dagegen die Deutsche z. B. die Prager Juden; wird man wohl an ihnen eine braunere Gesichtsfarbe gewahr, als an allen andern Deutschen? g)

Die Einwohner in Judäa gleichen heutiges Tages andern Türken, doch sind sie etwas brauner, als die Konstantinopolitanischen oder die Juden an den Küsten des schwarzen Meeres; so wie man die Araber, die weiter gegen Mittag wohnen, brauner als die Syrier findet.

Gleiche

f) S. Le Voyage *de la Boullaye*. p. 110.

g) S. Les Voyages de *Misson* 1717. T. II. p. 225

Gleiche Bewandniß hat es auch mit den Griechen. Im nordlichen Theile Griechenlandes giebt es ganz weiße, in den südlichen Inseln oder Provinzen ganz schwarze Bewohner. Allgemein betrachtet, muß man den Griechinnen vor den Türkinnen einen merklichen Vorzug, in Ansehung der Schönheit und Lebhaftigkeit, zugleich aber auch den Vorzug einer viel größern Freyheit eingestehen. Gemelli Kareri erzählet von den Weibern auf der Insel Sibio, sie wären ganz weiß, schön, lebhaft, gegen die Mannspersonen sehr vertraut und gefällig. Den Mädchens wäre es erlaubt, nach eignem Belieben mit Fremden umzugehen. Alle Frauenspersonen giengen mit völlig entblößten Brüsten h). Die Griechischen Weiber, besonders um Konstantinopel, wären mit den schönsten Haaren von der Welt gezieret, welche bis auf die Fersen herabhiengen. Eben diese langhaarige Weiber aber pflegen lange nicht so regelmäßige Gesichtszüge, als die andern Griechinnen, zu haben i).

Große, starke Augen und sehr erhabne Augenbraunen halten die Griechen für eine sehr große Schönheit an den Weibern, und verlangen, daß wohlgebildete Mannspersonen mit noch größern Augen und stärkern Augenbraunen, als die Weiber, begabet seyn sollen k) Man findet auch an allen Brustbildern, Gedächtnismünzen u. s. w. der alten Griechen ungemein große Augen, in Vergleichung der Augen an Römischen Brustbildern und Münzen.

Die

h) S. Les Voyages de *Gemelli Careri*. Par. 1719. Tom. I. p. 110.

i) Ebend. p. 373.

k) S. Les Obſervations de *Belon* p. 200.

Die Einwohner der Inseln des Archipelagus pflegen fast alle große Schwimmer und sehr gute Taucher zu seyn. Thevenot sagt von ihnen, sie erwürben sich eine große Fertigkeit in der Kunst, Schwämme, auch andere Geräthschaften und Waaren verunglückter Schiffe aus der Tiefe des Meeres zu hohlen, und auf der Insel Samos dürften die jungen Mannspersonen eher nicht ans Heyrathen gedenken, bis sie wenigstens acht l), oder wie Dapper saget, zwanzig Klaftern tief unter das Waßer tauchen können m). Lezterer fügt noch hinzu, daß auf einigen Inseln, besonders auf der Nikarischen, eine sonderbare Gewohnheit herrsche, vermöge welcher die Bewohner, vornämlich auf dem Felde, sich nicht anders, als in einer großen Entfernung sprechen. Die Stimme dieser Insulaner soll eine so unglaubliche Stärke haben, daß sie mehrentheils in einer Entfernung von einer Viertelmeile, oft gar von einer ganzen Meile, mit einander sprächen, wodurch die Unterredung oft lange unterbrochen werden müßte, weil die Antwort allemal erst viele Minuten nach der Frage gehöret wird.

Die Griechen, die Neapolitaner und Sicilianer, die Einwohner von Korsika, Sardinien und Spanien leben fast unter einerley Parallelzirkel, haben auch in der Gesichtsfarbe viel Aehnlichkeit mit einander, und sind alle brauner, als die Franzosen, Engelländer, Deutschen, Pohlen, Moldauer, Zirkaßier und alle Völker des nördlichen Europa, bis nach Lappland, wo man, wie schon anfänglich erinnert worden, eine ganz andre Art von Menschen findet.

l) S. Le Voyage de *Thevenot*. Tom. I. p. 260.

m) S. La Description des Isles de l'Archipel par *Dapper*. Amst. 1703. p. 163.

det. Wenn man Spanien durchreiset, so bemerket man gleich von Bayonne an einen sichtbaren Unterschied in der Farbe. Man findet von hier aus gleich braune Weiber mit feurigen Augen n).

Die Spanier sind mager und klein. Sie haben eine zärtliche Leibesgestallt, einen schönen Kopf, regelmäßige Züge im Gesicht, vortrefliche Augen, sehr wohlgeordnete Zähne, dabey aber eine gelbe, und braune Farbe. Sie bringen weiße, schöne Kinder zur Welt, deren Gesichtsfarbe sich aber mit ihrem zunehmenden Alter unglaublich verändert. Ihre Haut wird von der Luft gelb und von der Sonnenhitze gebrennet, und es ist nichts leichter, als einen Spanier unter allen andern europäischen Völkern vorzufinden o). An den Bewohnern einiger Spanischen Landschaften, besonders um den Fluß Bidassoa, hat man überaus große Ohren wahrgenommen p).

Die Leute mit schwarzen oder braunen Haaren pflegen in Engelland, Flandern, Holland und in andern mitternächtlichen Provinzen Deutschlandes schon selten, in Dännemark, Schweden und Pohlen fast gar nicht mehr angetroffen zu werden. Der Archiater von Linné sagt von den Gothen, sie wären groß, mit glatten, gelblichen, silberfarbigen Haaren bedecket, und ihre Augen mit einem blaulichen Regenbogen eingefaßet. Die Finnen hätten einen.

n) S. La Relation du Voyage d'Espagne. Paris 1691. p. 4.

o) S. Ebend. p. 187.

p) S. Ebend. p. 326.

einen fleischigen Leib, gelbe lange Haare, und einen dunkelgelben Augenring q).

Die Schwedischen Weiber sollen ungemein fruchtbar seyn. Rudbeck r) saget, sie brächten daselbst gemeiniglich acht, zehn bis zwölf, zuweilen gar achtzehn, zwanzig, vier und zwanzig, acht und zwanzig bis dreyßig Kinder zur Welt, und man fände daselbst oft Leute von hundert, ja wohl einige von hundert und vierzig Jahren. Unter die merkwürdigen Beyspiele rechnet er zween Personen, wovon die eine hundert und sechs und funfzig, die andere hundert und ein und sechszig Jahre gelebet hat. Man muß aber wißen, daß dieser Schriftsteller von seinem Vaterlande nicht allein sehr enthusiastisch redet, sondern auch Schweden überhaupt und in allen Absichten für das angesehenste Land in der ganzen Welt ausgiebet.

Aus der an den Schwedischen Weibern gerühmten Fruchtbarkeit läßt sich noch nicht folgern, daß diese verliebter als in andern Ländern wären. Man weis ja, daß auch sogar die Männer in den kalten Ländern keuscher, als in den südlichen Erdstrichen sind. Die Spanier und Portugiesen sind weit verliebter als die Schweden, die Weiber der lezten aber viel fruchtbarer, als der ersten. Es ist allgemein bekannt, wie die nordischen Völker ganz Europa dermaßen überschwemmet haben, daß Norden

q) *Gothi* corpore proceriore, capillis albidis rectis, oculorum iridibus cinereo-cærulescentibus. *Fennones*, corpore toroso, capillis flavis prolixis, oculorum iridibus fuscis. *Linn. Faun. Suec.* 1746. und 1761. p. 1.

r) S. Olai *Rudbeckii* Atlantica. Upsal. 1684.

den daher von den Geschichtschreibern die Völker-Fabrik oder Officina gentium genennet worden.

Was Rudbeck gesaget, bestätiget auch der Verfaßer der historischen Reisen von Europa, daß nämlich in Schweden die Menschen ein höheres Lebensziel erlangeten, als in den meisten übrigen Europäischen Königreichen. Er habe daselbst unterschiedene gesehen, von welchen man ihm versichern wollen, sie hätten schon ein Alter von mehr als hundert und funfzig Jahren erreichet t). Die Ursache von der langen Dauer des Lebens der Schweden, die auch bey den Dänen Statt haben soll, glaubt er in der gesunden Luft dieser Himmelsstriche zu finden. Die Dänen sind, wie er saget, große, starke Leute, von lebhafter und rother Gesichtsfarbe. Sie pflegen mit einer vorzüglich reinen Luft ein langes Leben einzuathmen, und haben sehr weiße, ziemlich wohl gebildete, auch sehr fruchtbare Weiber u).

Vor des Czaar, Peters des ersten Regierung hatte man die Rußen, wie die Geschichtschreiber melden, für bloße Barbaren zu halten. Als ein in der Sklaverey gebohrnes Volk waren sie plump, viehisch, grausam, verzagt und ungesittet. Sie badeten sich oft, Männer und Weiber unter einander, in so unerträglich heißen Badstuben, daß es außer ihnen, kein anderer Mensch hätte darinn aushalten können, und aus diesen heißen Bädern gehen sie hernach, gleich den Lappen, unmittelbar in ein kaltes Waßer über. Sie nähreten sich mit sehr schlechter Kost. Ihre Lieblings-

t) S. Les Voyages Historiques de L'Europe, Paris 1693. Tom. VII. p. 229.

u) S. Ebend. p. 279. 280.

gerichte waren Gurken und Astrakanische Melonen, welche sie, den Sommer hindurch, mit Waßer, Mehl und Salz einzumachen pflegten x). Dem Genuß einiger Arten von Fleisch, als von Tauben und Kälbern, entsagten sie aus einem höchst lächerlichen Aberglauben. Ihre Weiber besaßen indeßen schon von jenen Zeiten an die eitle Geschicklichkeit, rothe Schminke aufzutragen, die Augenbraunen entweder anzumalen, oder auszurupfen und wieder durch künstliche zu ersezen. Sie wusten sich auch mit Edelsteinen prächtig aufzuputzen, den Kopf mit Perlen zu schmücken, und sich mit reichen, kostbaren Stoffen zu bekleiden. War dies nicht schon ein Beweiß, daß die Barbarey ihrem Ende sich zu nähern anfieng, und daß es ihrem Oberhaupt unmöglich so viel Mühe gekostet haben kann, unter ihnen gute Ordnung einzuführen, als einige Schriftsteller behaupten wollen? Heut zu Tage machen die Rußen ein gesittetes Volk aus, welches starken Handel treibet, sich auf Wißenschaften und Künste leget, Schauspiele besuchet, und viel auf sinnreiche Neuigkeiten und Erfindungen zu halten pfleget. Wenn ein Monarch oder großer Prinz dergleichen wichtige Veränderungen machen soll, muß er nicht allein mit edeln Gesinnungen, sondern auch gerade zu einer solchen Zeit gebohren werden, in welcher diese auf das Volk einen wirksamen Einfluß haben können.

Einige Schriftsteller sagen, daß, wegen der vorzüglichen gesunden Luft, in Rußland niemals eine Pest entstanden wäre. In den Geschichtsbüchern dieses Reichs findet man aber doch Nachricht von ansteckenden Krankheiten, die 1421. und in den sechs folgenden Jahren in Moskau dermaßen gewüthet hätten,

x) S. La Relation curieuse de *Moscovie*, Paris 1698. p. 181.

hätten, daß die ganze Leibesbeschaffenheit aller Einwohner und ihrer Nachkommen dadurch eine große Veränderung erlitten. Denn seit jenem unglücklichen Zeitpunkt hätten wenig Menschen ein Alter von hundert Jahren erreichet, da vor dieser Zeit viele zu einem weit höhern Alter gelanget wären y).

Die Ingermannländer und Karelier, als Bewohner der nördlichen rußischen Provinzen und ursprüngliche Einwohner des Landes um Petersburg, sind von Natur gesunde, muntre, starke, meistentheils mit weißen oder gelben Haaren versehene Leute z). Sie haben viel Aehnlichkeit mit den Finnländern und reden mit ihnen einerley Sprache, an der man aber mit allen übrigen Sprachen der nordischen Länder gar keine Verwandtschaft bemerket.

Ueberlegen wir nun alle Umstände unserer bisherigen historischen Beschreibung aller Europäischen und Asiatischen Völker, so scheint allerdings die Farbe sehr von der Beschaffenheit des Himmelsstriches abzuhängen, ob man gleich nicht alle Veränderungen derselben lediglich auf diese Ursach gründen kann. Es giebt ohnstreitig vielerley Ursachen, die einen merklichen Einfluß auf die Farbe, so gar auf die Leibesgestallt und Gesichtszüge der mancherley Völker haben müßen. Eine der vorzüglichsten sind wohl die Nahrungsmittel. In der Folge wollen wir einige durch sie bewirkte Veränderungen etwas näher untersuchen. Eine andere Ursache, welche dazu

y) S. Le *Voyage* d'un Ambassadeur de l'Empereur Leopold *au Czar Michaëlowits*, Leyde. 1688. p. 220.

z) S. Les nouveaux Memoires sur l'Etat de la grande Russie. Paris 1725. Tom. II. p. 64.

nicht minder das Ihrige beyträget, finden wir in den Sitten und in der Lebensart der Völker. Eine gesittete Nation, welche sich in einem gewißem Grade des Wohlstandes befindet, und ein regelmäßiges, stilles und ruhiges Leben gewohnt, auch durch die Sorgfalt einer weisen Regierung wider vermeidliches Elend gesichert ist, folglich an den gewöhnlichsten und nöthigsten Bedürfnißen keinen Mangel zu dulden hat, muß schon, aus diesem einzigen Grund, aus stärkern, schöner und beßer gebildeten Menschen bestehen, als ein wildes, ganz unabhängiges Volk, wo jeder einzelne Mensch, weil er von andern keinen Beystand erwarten darf, seinen Unterhalt selbst verschaffen und abwechselnd, bald Hunger, bald aber die gefährlichen Folgen der Unmäßigkeit erdulden, sich durch unmäßige Arbeiten oder durch Müdigkeit erschöpfen, alles Ungemach der Witterung, ohne sich dagegen schützen zu können, gelaßen ertragen, kurz, mehr viehisch, als menschlich leben muß.

Wollte man sich diese beyde verschiedene Völker als Bewohner eines und eben deßelben Himmelsstriches gedenken, so würden, aller Wahrscheinlichkeit nach, die beschriebne wilde Völker viel brauner, häßlicher, kleiner und runzlicher seyn, als die gesitteten. Der einzige mögliche Vorzug, welchen jene vor diesen voraus haben könnten, würde in einer mehrern Stärke oder Abhärtung ihres Körpers bestehen. Vielleicht würden unter diesen Wilden auch die Bucklichten, Hinkenden, Tauben, Schielenden u. s. f. eine weit seltnere Erscheinung seyn. Dergleichen gebrechliche Menschen leben und vermehren sich sogar unter gesitteten Völkern, wo einer mit dem andern Geduld hat, wo der stärkere dem schwächern kein Leides zufügen

fügen darf, und wo man weniger auf die Eigenschaften des Körpers, als der Seele, zu sehen pfleget. Weil aber unter einem wilden Volke kein Mensch bestehen oder seines Lebens recht sicher seyn kann, als wenn er die zu seiner Erhaltung und Vertheidigung nöthige Eigenschaften des Körpers, Geschicklichkeit und Kräfte besitzt, so verschwinden unter einem solchen Volke die Unglücklichen gar bald, welche durch natürliche Schwachheit oder Gebrechlichkeit sich, oder andern, zur Last fallen können.

Ich würde daher **drey** Ursachen annehmen, welche das Ihrige zu den mancherley, an unterschiedenen Völkern des Erdbodens bemerkten Abänderungen beytragen. Zuerst nämlich den **Einfluß des Himmelsstriches**, hernach die unterschiedene **Nahrungsmittel**, welche sehr mit der ersten Ursache, zuletzt aber die **Sitten**, welche vielleicht mit allen beyden vorigen Ursachen in Verbindung stehen. Bevor ich aber die Gründe anführen kann, worauf ich diese Meynung stützen zu müßen glaube, muß ich wohl nothwendig die Völker in **Afrika** und **Amerika** erst eben so, wie es bereits mit andern Völkern des Erdbodens geschehen, nach ihren unterschiedenen Merkmalen beschreiben.

Wir haben bishero schon von den Völkern des ganzen **mitternächtlichen Theiles von Afrika**, vom mittelländischen Meere bis zum Wendezirkel, geredet. Alle die andern, die jenseit des Wendezirkels, vom rothen Meer an, bis zum Ocean, in einer Breite von etwa hundert oder hundert und funfzig Meilen, wohnen, sind noch eine Art von **Mauren**, welche aber die Sonne dermaßen gebrennet hat, daß man sie, besonders die männlichen Einwohner, mit den schwär-

zesten Mohren vergleichen kann. Die Frauensper-sonen sind etwas weißer, und nicht allein wohlgebauet, sondern auch von ziemlich reizendem Ansehen. Unter diesen **Mauren** findet man eine große Menge von **Mulatten** oder von Menschen, die aus der Vermischung unterschiedener Völker gezeugt worden, und viel schwärzer, als die **Mauren** selbst erscheinen, weil ihre Mütter von den **Mauren** erkaufte **Mohrinnen** waren, mit welchen jene mehrentheils viel Kinder zu zeugen pflegen a).

Jenseit dieses Landstriches, unter dem 17ten oder 18ten Grad nördlicher Breite, aber in eben demselben Parallelzirkel, trift man die **Mohren von Senegal und Nubien**; die ersten am großen Weltmeer, die andern am rothen Meere. Außer diesen pflegen alle übrige Völker von **Afrika**, zwischen dem 18ten Grade nördlicher und dem 18ten Grade südlicher Breite, schwarz zu seyn, die **Aethiopier** und **Abyßinier** allein ausgenommen. Man siehet also, daß der von der Natur diesen Menschen angewiesene Theil der Erdkugel, einen mit der Mittellinie parallel laufenden Strich Landes, von etwa neun hundert Meilen in der Breite und einer noch viel beträchtlichern Länge, besonders auf der nördlichen Seite der Mittellinie, begreifet. Jenseit des 18ten oder 20ten Grades der südlichen Breite giebt es keine Schwarzen mehr, wie hernach, wenn ich von den **Kaffern** und **Hottentotten** reden werde, aus der Folge deutlich erhellen soll.

In Ansehung der Farbe und Gesichtszüge der **Aethiopier** hat man lange Zeit in Irrthum gestanden,

a) S. L'Afrique de *Marmol*. Tom. III. p. 29 und 33.

den, weil man sie mit den Nubiern, einem zwar benachbarten, von jenen aber ganz unterschiedenem Volke verwechselte.

Nach Marmols Angabe haben die Aethiopier eine ganz schwarze Haut, ein breites Gesicht und eine platte Nase b). Das behaupten auch die Holländischen Reisebeschreiber c). Indeßen gehört ihr Unterschied von den Nubiern, in Ansehung der Farbe und Gesichtszüge, unter die ausgemachten Wahrheiten. Die natürliche Farbe der Aethiopier ist braun oder Oliven-grünlich, wie bey den südlichen Arabern, denen sie vermuthlich ihr Daseyn zu danken haben. Sie unterscheiden sich durch eine beträchtliche Leibeslänge, durch stark ausgedruckte Gesichtszüge, durch schöne, wohlgeschlitzte Augen, wohlgebildete Nase, kleine Lefzen und weiße Zähne, von den Einwohnern in Nubien, denen eine breit gedrückte Nase, große dicke Lefzen und ein sehr schwarzes Gesicht eigenthümlich zukommt d).

Diese Nubier so wohl, als ihre westliche Nachbarn, die Barbaren, sind eine Art Mohren, welche viel Aehnlichkeit mit den Senegalischen Mohren haben.

Die Aethiopier hat man als ein halbgesittetes Volk anzusehen. Die Gemeinen kleiden sich mit baumwollnem Zeuge, die Reichen in Seide. Sie wohnen in sehr niedrigen, elenden Häusern. Ihre Ländereyen werden sehr schlecht und nachläßig bestellet; weil

b) S. L'Afrique de *Marmol.* Tom. III. p. 68. 69.

c) S. Le Recueil des Voyages de la Compagnie des Indes de Hollande. Tom. IV. p. 33.

d) S. Lettres édifiantes. Rec. IV. p. 349.

weil der Adel die Bürger und das gemeine Volk nicht über die Achseln ansiehet, bey allen Gelegenheiten mißhandelt und nach allen Kräften ausplündert. Indeßen leben die adelichen und bürgerlichen Einwohner in unterschiedenen Flecken und Dörfern von einander abgesondert, alles gemeine Volk aber an leignen von beyden entlegnen Oertern. An Salz leiden sie einen gänzlichen Mangel und pflegen es nach gleichem Gewichte mit Gold einzukaufen. Rohes Fleisch ist für sie ein schmackhaftes Eßen. Bey ihren Gastmalen ist es gemeiniglich das zweyte, und, nach ihrem Urtheil, das leckerhafteste Gerichte. Sie haben Weinberge, ohne jemals Wein zu trinken. Ihr gewöhnliches Getränke, das einen säuerlichen Geschmack hat, wird aus Tamarinden bereitet. Auf ihren Reisen brauchen sie für sich die Pferde, für ihre Waaren aber die Maulesel. Von Wißenschaften und Künsten verstehen sie wenig oder nichts; denn ihre Sprache ist nach keinen Regeln geordnet, und im Schreiben sind sie nur elende Stümper. Ein einziger Brief ist bey ihnen die Arbeit vieler Tage; obgleich ihre Buchstaben schöner, als die Arabischen aussehen e). Sie pflegen sich unter einander auf eine ganz eigne Weise zu grüßen. Einer faßt bey dieser Gelegenheit den andern bey der rechten Hand, und beyde führen dieselbe Wechselsweise nach ihrem Munde. Außerdem nehmen sie demjenigen die Scherpe ab, den sie grüßen, um selbige um ihren Leib zu binden. Die Begrüßeten bleiben also halb nackend stehen, weil die meisten bloß diese Scherpe, nebst baumwollnen Beinkleidern an sich tragen f).

In

e) S. Le Rec. des Voyages de la Compagnie des Indes de Hollande. T. IV. p. 34.

f) S. Les Lettres édifiantes. Rec. IV. p. 349.

In der Beschreibung der vom Admiral Draken um die Welt unternommenen Reise findet man eine höchst sonderbare, doch nicht ganz unglaubliche Nachricht. Es lebt nämlich, wie er saget, auf den Grenzen der Aethiopischen Wüsteneyen ein Volk, welches man Akridophagen oder Heuschrecken-freßer nennet *). Die Leute unter diesem Volke sind schwarz, mager, sehr flüchtig auf den Beinen, und kleiner, als die andern Aethiopier. Im Frühjahr pflegen ihnen gewiße von Abend herblasende Winde unzäh-

*) Acrido-phages, Mangeurs de Sauterelles. Wer von den mancherley Nutzungen der Heuschrecken in der Oekonomie und Med etwas ausführliches zu lesen wünschet, ehe noch der Hr. D. Krünitz oder ich selbst, jener in der Oeko, nom. Encyklopädie, und ich in meinem Naturlexikon, an die Ausarbeitung dieses Artikels kommen, dem empfehlen wir vorläufig zum Nachschlagen: Ratlefs Akridotheologie II. Th. p. 277 — 282 rc. Leßers Insektotheologie p. 336. de Acridophagis und p. 350. not. r. Adans. Reise nach Senegal. Brandenb. 1773. p. 129. 130. Gesellsch. Erzähl. II. B. p. 199. *Kundm.* Rar. Nat. & Art. p. 1059. De La Porte Reisen eines Franz. IV. B. p. 219. Abh. der Schwed. Akad. der Wiß. XIV. Th. p. 81. D. Zückert Mat. alim. p. 273. *Vallm. de Bom.* Dict. Tom. X. p. 303. Encyklop. Journ. I. St. p. 31. rc. *Alt. gel. Merc.* 66. p. 129. rc. Nicht bloß in Aethiopien, sondern auch in Arabien, Syrien, Aegypten und Kongo, u. s. w. werden sie gegeßen, auch zu Brod verbacken, zu einem Futter für das Vieh, zu Düngung der Felder, auch zu einer guten Arzney rc. verbrauchet.

unzählig viel Heuschrecken mitzubringen; da sie nun weder Vieh noch Fische haben, so ist es bey ihnen zu einer Nothwendigkeit geworden, von Heuschrecken zu leben, welche sie Scharenweise zu sammlen, mit Saltz zu bestreuen, und auf das ganze Jahr, als eine gewöhnliche Nahrung aufzubehalten pflegen. Von dieser schädlichen Kost hat man zwo sonderbare Wirkungen wahrgenommen: erstlich, daß diese Heuschreckenfreßer ihr Leben kaum bis zum vierzigsten Jahre bringen, und zweytens, bey der Annäherung zu diesem Alter, in ihrem Fleische geflügeltes Ungeziefer zeugen, welches erst ein leichteres Jucken verursachet, und sich da so starck vermehret, daß in kurzer Zeit alles Fleisch auf ihrem Leibe von solchen Insekten wimmelt, die anfänglich den Bauch, hernach die Brust aufzehren und alles Fleisch bis auf die Knochen abnagen. Man muß also von solchen Menschen, die bloß von Insekten leben, behaupten, daß es ihre Bestimmung sey, wieder von Ungezieser aufgefreßen zu werden Könnte man sich auf die Zuverläßigkeit dieser Nachricht verlaßen, so würde sie reichlichen Stoff zu sehr weitläuftigen Betrachtungen an die Hand geben.

In Aethiopien und auf der großen Landspitze, die sich bis zum Vorgebirge Gardafu erstrecket, findet man sehr große sandige Wüsten. Daher auch dieses Land, welches man als den östlichen Theil von Aethiopien zu betrachten hat, fast gänzlich unbewohnet ist. Gegen Mittag ist Aethiopien von den Beduinen und einigen andern, der Mahometanischen Lehre zugethanenen Völkern umgrenzet. Ein neuer Beweis, daß die Aethiopier von Arabien abstammen, von welchem Lande sie auch wirklich bloß durch die Meerenge Babel-Mandel getrennet werden!

Es

Es läßt sich daher vermuthen, daß die Araber vor Zeiten Aethiopien überfallen, und die natürlichen, durch sie vertriebnen Einwohner genöthiget haben, ihre Zuflucht nordwärts nach Nubien zu nehmen. Die Araber haben sich sogar längs der Küste von Melinde verbreitet. Denn die Einwohner dieser Küste sind von der Sonne nur braun gebrennet und der Mahometanischen Religion zugethan e). Sogar die Leute der Landschaft Zanguebar haben keine völlig schwarze Farbe. Die meisten sprechen arabisch, und kleiden sich in baumwollne Zeuge. Dieses Land, pflegt überhaupt nicht allzuheiß zu seyn, ob es gleich im heißen Erdstrich lieget, auch die ursprünglichen Einwohner schwarze und krause Haare, gleich den Mohren, haben f). Auf dieser ganzen Küste so wohl, als auf Mosambike und Madagaskar, findet man auch einzelne weiße Menschen, die von China ursprünglich abstammen, und sich daselbst zu der Zeit niedergelaßen haben sollen, als die Chineser alle Morgenländische Meere auf eben die Art, wie jetzo die Europäer, durchschiffeten. Uebrigens mag diese gewagte Meynung Grund haben oder nicht, so ist wenigstens dieses gewiß, daß die alten Einwohner dieser östlichen Küste von Afrika ursprüngliche Schwarzen, die braunen oder weißen Einwohner aber, die man daselbst antrift, von andern Orten dahin gekommen sind. Um die Verschiedenheit unter diesen schwarzen Völkern deutlich einzusehen, müßen sie nothwendig noch etwas genauer betrachtet werden.

Die

e) S. Indiæ orient. Part. I. per Phil. *Pigafettam.* Franc. 1598. p. 56.

f) S. l'Afrique de *Marmol.* p. 107.

Die vereinigten Zeugniße der Reisebeschreiber beweisen gleich anfangs, daß unter der schwarzen Art von Menschen eben so viel abwechselnde Mannigfaltigkeiten, als unter den weißen, herrschet. Die Schwarzen haben, wie die Weißen, ihre Tartarn und ihre Zirkaßier. Die Guineischen Einwohner sind außerordentlich häßlich und von unerträglichem Geruch; dagegen pflegen die Sofalischen und Mosambikischen desto schöner und am Geruch desto erträglicher zu seyn. Die Schwarzen müßen also nothwendig in unterschiedene, und zwar, meines Erachtens, in zwo Hauptarten, in Mohren und Kaffern, eingetheilet werden. Zu der ersten rechne ich die Schwarzen in Nubien, Senegal, auf dem grünen Vorgebirge, Gambia, Sierra-Liona, auf der Elephantenzahn- und Goldküste, auf den Küsten von Juda, Benni, Gabon, Lowango, Kongo, Angola und Benguela bis zu dem Vorgebirge der Mohren; zu der andern Art gehören die Völker jenseit des Mohrenvorgebirges bis zu der Spitze von Afrika, wo sie den Namen der Hottentotten annehmen, zugleich aber alle Völker der östlichen Küste von Afrika, in den Landschaften Natal, Sofala, Monomotapa, Mosambike und Melinde. Die Schwarzen auf Madagaskar und den dabey liegenden Inseln sind, wie mich dünkt, ebenfalls eher für Kaffern, als für Mohren zu halten. Beyde Arten schwarzer Menschen gleichen sich mehr an Farbe, als an Gesichtszügen. Am stärksten unterscheiden sie sich in Ansehung der Haare, der Haut, im Geruch ihres Leibes, in ihren Gemüthsneigungen und Sitten.

Betrachtet man ferner die unterschiedenen Völker besonders, aus welchen jede dieser Arten bestehet, so

findet

findet man unter ihnen eine so große Mannigfaltigkeit, als unter den weißen Menschen, und bemerkt bey ihnen alle die Vermischungen der braunen mit der schwarzen, wie unter den weißen Menschen alle Vermischungen der braunen mit der weißen Farbe.

Den Anfang wollen wir also mit den Ländern machen, die von Senegal nordwärts liegen, hernach längs den Afrikanischen Küsten fortgehen, und alle die unterschiedenen Völker betrachten, welche den Reisenden bekannt geworden, und wovon sie uns eine Beschreibung oder Nachrichten geliefert haben. Vor allen Dingen ist es ausgemacht, daß die ursprünglichen Einwohner der Kanarischen Inseln keine Mohren sind, weil die Reisenden die alten Einwohner dieser Inseln als wohlgebildete, schön gewachsene und starke Leute, die Weiber ebenfalls wohl aussehend und ihre Haare schön und fein beschreiben, von den Bewohnern aber im südlichen Theil aller dieser Inseln erzählen, sie wären mehr Olivenfarbig, als die Bewohner im nördlichen Theile g). Dürer h), meldet uns von den alten Einwohnern der Insel Teneriffa, sie wären ein starkes, langgewachsenes, aber mageres und braunes Volk mit platter Nase i). Ist es nicht augenscheinlich, daß diese Völker mit den Mohren, außer ihrer platten Nase, gar nichts gemein haben? Die Einwohner des vesten Landes in Afrika, welches mit diesen Inseln in gleicher Höhe lieget, sind braune Mau-

g) S. L'Histoire de la premiere découverte des Canaries par *Bontier* & *Jean le Verrière*. Par. 1630. p. 251.

h) S. Relation d'un Voyage á Lima par *Duret*. p 72.

i) S. l'Hist. générale des Voyages par Mr. l'Abbè *Prevôt*. Par. 1746. Tom. II. p. 230.

Mauren, die aber so gewiß, als diese Insulaner, zu der weißen Art von Menschen gehören.

Unter die Mauren, welche den Mahometanischen Glauben bekennen, sind auch die Einwohner des weißen Vorgebirges zu rechnen. Sie pflegen sich an einem Orte nie lange zu verweilen, sondern, gleich den Arabern, von einem Orte zum andern herum zu ziehen, wo sie eben gute Weide für das Vieh antreffen, von deßen Milch sie leben. Ihr Vieh besteht in Pferden, Kameelen, Ochsen, Ziegen und Schafen. Von den Mohren, mit welchen sie handeln, können sie für ein Pferd acht bis zehn, für ein Kameel zween bis drey Sklaven erhalten k). Von diesen Leuten bekommen sie auch den Arabischen Gummi *). Sie pflegen davon immer etwas in der Milch, welche sie genüßen, aufzulösen. Fleisch ist

k) S. Les Voyages du Sieur *le Maire* sous Mr. *Dancourt.* Par. 1695. p. 46. 47.

*) Dintengummi, Chibugummi. Gummi arabicum offic. Gummi Achantinum, Babylonicum, Saracenicum, Thebaicum. Gomme arabique, Gomme blanc ou du Senegal. Gomme de Gommier. S. des Herrn Hofr. Gleditsch Arzneygew. p. 140. *Lemery* Mater. Lex. p. 510. *Vallm. de Bom.* Tom. I. p. 111. Tom. V. p. 162. & IX. p. 572. Adans. Reise, Brandenb. 73. p. 36. nota ff. D. Krünitz ökon. Encykl. I. B. p. 192. Der Baum, woraus dieses Harz oder Gummi fließet, wird eigentlich der weiße Gummi-Baum oder ägyptische Schotendorn genannt. (Mimosa Senegal. *Linn.* Sp. Pl. II. p. 1506. Acacia foliis Scorpioidis leguminosæ CB. *Pin.* p. 392. Pr. *Alpin.* Ægypt. 9. Tab.

ist ihre seltenste Kost; denn sie schlachten kein Stück von ihrem Vieh, es müste dann seyn, daß sie befürchteten,

9. Tab. 15. Acacia vera Veterum & offic. Arbor foliis pinnatis, spicâ pendulâ sericea. *Catesby* Car. II. T. 44. Dietr. Pflanzenr. II. p. 1218. *Bom.* V. 162. Lemery p. 399. Gled. Arzneygew. p. 5. Arbor Chibou) Sein Vaterland ist Arabien, Aegypten, Guinea und ein großer Theil von Afrika, unter den heißesten und sandigen Himmelsstrichen, bis nach der westlichen Küste dieses Welttheils. Man könnte diesen Schleimsaft mit Recht Gummi acaciæ nennen, und man weis, daß er von sehr alten Zeiten her von den Arabern am Schotendorn gesammlet, und in den großen Handelsstädten zur Herbstzeit verkaufet worden sey. Was noch heut zu Tage in den Apotheken und Kramläden unter diesem Namen geführet wird, bestehet aus troknen, harten, zerbrechlichen, runden, ungleichen und grünlichen Stücken, welche die Größe der kleinen und größern Wallnüße haben, dabey aber äußerlich rauh und runzlich, weißlich, blaßgelb, auch wohl röthlich sind, keinen Geruch, wohl aber einen schleimigen und schwachen, süßlichen Geschmak haben. Inwendig ist dieses Gummi auf dem Bruche glatt, glänzend und durchsichtig.

Man führet auch ein Gummi unter dem Namen Gummi *Senegal*, *Senega* und *Seneca*, das man für wohlfeilere Preiße haben kann. Weil es dem Arabischen Gummi an Farbe, Gestalt, Geschmak und innern Eigenschaften gleichet, außer daß es in größern Stücken gefunden wird, so ist man schon längst ge-

teten, es mögte vor Alter oder an einer Krankheit sterben l).

Die Wohnplätze dieser **Mauren** erstrecken sich bis an den Senegalfluß, welcher sie von den eigentlichen **Mohren** absondert. Jene sind auch, wie bereits erinnert worden, bloß braun gefärbt, und wohnen auf der nördlichen, diese hingegen auf der südlichen Seite des Flußes, uud haben eine Pechschwarze Farbe. Die **Mauren** sind ein im Lande herumschweifendes, die **Mohren** ein veſtsitzendes Volk, das in ordentlichen Dörfern wohnet. Die ersten sind frey und unabhängig, die andern sind Sklaven gewißer Könige, von welchen sie tyrannisch beherrschet werden. Jene haben, außer einer kleinen Statur, einen magern Körper und eine schlechte Miene, zugleich aber Verstand und Verschlagenheit. Diese hingegen sind groß, stark, wohlgebaut, aber einfältig und ohne Genie. Auch das Land, welches die **Mauren** bewohnen, ist, wegen des häufigen Sandes, dermaßen unfruchtbar, daß nur an den wenigsten Orten in selbigem etwas Grünes hervorzukeimen scheinet. Im fetten Lande der **Mohren** hingegen findet man fruchtbare Viehweiden, häufigen Hirsen und Bäume, die zwar immer grünen, aber fast gar nichts von eßbaren Früchten tragen.

An

wohnt, selbiges an deßen Stelle zu brauchen. Von den Medicinischen Kräften und Gebrauch des Arabischen Gummi lese man den Herrn Hofr. Gleditsch l. cit. des Herrn Geoffroy Mat. medica II. Band p. 850. &c. und *Cartheuſ.* Fundam. mat. medicæ. Fr. 1767. Vol. I. p. 181. M...

l) S. Voyage du *Sieur le Maire* ſous *Mr. Dancourt*. Par. 1695. p. 66.

An einigen Orten, so wohl nord- als südwärts vom Fluße, giebt es eine Art Menschen, die man Fulen zu nennen pfleget. Sie scheinen eine Mittelart zwischen den Mauren, und Mohren und vielleicht bloß aus der Vermischung dieser beyden Völker entstanden zu seyn. Diese Fulen sind nicht völlig so schwarz, als die Mohren, aber doch viel brauner, als die Mauren, sie halten das Mittel zwischen beyden, sind gesitteter, als die Mohren, auch, wie die Mauren, Anhänger der Mahometanischen Religion, und so wohl höflich, als gastfrey gegen die Fremden m).

Auf den Inseln des grünen Vorgebirges findet man lauter Mulatten, die von den ersten Portugiesen, welche sich daselbst niederließen, und von den Mohren, welche sie daselbst antrafen, erzeuget worden. Sie heißen die Kupferfarbige Mohren, weil sie zwar in Ansehung der Gesichtszüge, viel Aehnlichkeit mit den Mohren, aber statt der Schwarzen vielmehr eine gelblichte Farbe haben. Uebrigens hat man sie, bey ungemeiner Trägheit, wohlgestalltet und noch ziemlich vernünftig beschrieben. Sie leben gleichsam bloß von der Jagd und Fischerey. Ihre Hunde pflegen sie zum wilden Ziegenfang abzurichten, ihre Töchter und Weiber aber den Fremden für die geringsten Entschädigungen sehr willig Preiß zu geben. Für Stecknadeln und andere dergleichen unbedeutende Kleinigkeiten, kann ein Fremder bey ihnen die schönsten Papagayen, die sich ungemein leicht abrichten oder zähmen laßen, die schönsten Porcellan-

m) S. Les Voyages du Sieur *le Maire* sous Mr. *Dancourt.* Par. 1695. p. 75. ingleichen l'Afrique de *Marmol*, Tom. I. p. 34.

lanschnecken *) so gar Ambra und so weiter eintauschen n).

Die ersten Mohren also, die man antrift, bewohnen die südliche Seite vom Senegalfluße. So wohl diese, als alle zwischen diesem und dem Gambafluß wohnende Mohren, werden Jaloffen und Ualoffen o) genennet. Sie haben insgesammt eine sehr schwarzgebrannte Haut, ein gutes Verhältniß aller Theile ihres Körpers, eine sehr vortheilhafte Leibesgestallt und nicht so grobe Gesichtszüge, als die andern Mohren. Bey manchen, besonders bey den Frauenspersonen, pflegen diese Züge ungemein regelmäßig zu seyn. Ihre Begriffe von der Schönheit stimmen mit den unsrigen völlig überein. Wen sie für schön halten sollen, der muß schöne Augen, einen kleinen Mund, verhältnißmäßige Lefzen und eine wohlgebauete Nase haben. Bloß in der Grundfarbe des Gemäldes entfernen sie sich von dem, was die Europäer schön finden, weil diese bey ihren Schönen dunkel-schwarz und glänzend seyn muß. Ihre Haut ist ungemein zart und weich, und man wird unter ihnen, wenn wir die Farbe ausnehmen, eben so schöne Frauenspersonen gewahr, als in irgend einem Lande des Erdbodens. Gemeiniglich ist ihre Gestalt reizend und einnehmend, ihre Gemüthsart lustig, munter und sehr

*) S. Mein Neues System. Konchylien-Kabinet mit illum. Kupfern. Nürnberg gr. 4. 1 B. p. 302. u. s. f. M. . .

n) S. Les Voyages de *Robert.* p. 387. Ingl. Les Voyages de *Jean Striiys* Tom. I. p. 11. und les Voyages d'*Innigo de Biervillas* p. 15.

o) Von diesem Volke lese man in Adans. Reise nach Senegal. Brandenb. 73. p. 34.

sehr zur Liebe geneigt. Sie fühlen eine starke Neigung zu allen Mannspersonen, hauptsächlich aber zu den Weißen, die sie mit einer innbrünstigen Zudränglichkeit verfolgen, theils um einen mächtigen Trieb zu befriedigen, theils um von ihnen Geschenke zu erhalten. Ihre Männer finden es nicht rathsam, ihrer Neigung zu den Fremden einen Zügel anzulegen. Die Eifersucht erstrekt sich bey ihnen bloß auf die Vertraulichkeit ihrer Weiber mit Männern ihres Gleichen. Ein Vorfall von der lezten Art giebt oft Gelegenheit zu starken Zweykämpfen mit Säbeln oder Messern. Dagegen pflegen sie den Fremden selbst ihre Weiber, Töchter und Schwestern freywillig anzubiethen und sich es zur Ehre zu rechnen, wann sie merken, daß man sich ihrem Wunsche gemäß bezeiget. Uebrigens haben die Weiber hier die Pfeife beständig im Munde, und wenn sie erhitzet sind, eine widrige Ausdünstung der Haut, obgleich der Geruch an den Senegalischen Mohren lange nicht so stark, als bey andern Mohren ist. Sie halten sehr viel auf das Springen und auf den Tanz, nach dem wüsten Klang eines hohlen Kürbißes, einer Trommel, oder eines Keßels. Alle Bewegungen ihrer Tänze bestehen aus eben so viel geilen Stellungen und unanständigen Geberden *). Sie baden sich oft, und feilen an ihren Zähnen

*) Von diesen Tänzen der Senegalischen Mohren, und ihrer Neigung dazu, findet man in Herrn Adans. Reise nach Senegal ꝛc. Brandenb. 1773. hin und wieder ausführliche Nachrichten; der Tanz, heißt es p. 257., ist eine herrschende Lieblingsneigung der Neger. Auf ihren Bällen sieht man Kinder, die kaum sicher auf den Beinen stehen können, in den Tanz mit

nen so lange, bis diese untereinander eine fast gleiche Figur und Größe bekommen. Die meisten Mädchen laßen sich, vor ihrer Verheyrathung die Haut einritzen und mit Vorstellungen unterschiedener Thiere, Blümen u. s. w. bemalen und ausschmücken.

Die

mit eingemischet. Wenn man die Genauigkeit, womit sie alle Bewegungen ihres Körpers abmeßen, mit Aufmerksamkeit betrachtet, sollte man glauben, sie wären alle tanzend erzeugt und gebohren worden. — „Ein anderer „Ball beym Tabaksfest wurde, unter dem Schalle der „Trommeln, Flöten und Sängerinnen eröfnet. Die „Jugend, in ihrem herrlichsten Schmucke, zeigte „bey dieser Gelegenheit alle Geschicklichkeit, deren sie „fähig war. Zwo Stunden lang ermüdete man sich „aufs äußerste mit Landüblichen Tänzen, oder mit höchst „unbescheidenen Stellungen, Bewegungen und Sprün„gen, die meinen, von ihrer Bescheidenheit und „Schamhaftigkeit gefaßten Begriff gänzlich auslösche„ten" S. 238. — Die ausführlichste Nachricht von einem festlichen **Tanz der Möhren**, zu Ehren eines Verstorbnen, giebt Herr **Adanson** l. c. auf der 89 und 90ten Seite. — Alle junge Leute des Dorfes hatten sich auf einem großen Platze deßelben versammlet, und mitten darauf ein großes Feuer angezündet. Die Zuschauer bildeten ein länglichtes Viereck, an deßen beyden Enden sich die Tänzer in zwo, einander entgegen gesetzten Reihen, gestellt hatten, die Mannspersonen auf der einen, die Frauenspersonen auf der andern Seite. Zween Trommelschläger, die auf beyden Seiten standen, zum Tanz aufzuspielen, hatten kaum ihren Marsch geschlagen, als die jungen Leute sogleich einen Gesang anstimmten, deßen Schlußzeilen von allen

Die **Mohrinnen** tragen ihre kleine Kinder, wenn sie arbeiten, fast beständig auf dem Rücken. In dieser Gewohnheit suchen einige Reisebeschreiber den Grund, warum die Mohren gemeiniglich einen dicken Bauch und eine platte Nase haben. Wenn die Mutter, sagen sie, mit schnellen Bewegungen sich bücket und wieder aufrichtet, so stößt gemeiniglich das Kind mit seiner Nase an ihren Rücken. Um diesen öftern

len Zuschauern wiederhohlet wurden. Zu gleicher Zeit sah man einen Tänzer an jeder von beyden Reihen hervortreten, und in beständigem Tanzen auf die Person der andern Reihe, die er sich ausgesucht hatte, bis auf einen Abstand von 2 bis 3 Fuß loßspringen und schwebend wieder zurück tanzen, bis der Schall der Trommeln sie aufforderte, sich einander zu nähern, und ihre Schenkel so mit einander zu verwechseln, daß immer ein männlicher gegen den weiblichen Schenkel und so umgekehrt, stoßen müßte. Dieses Poßenspiel wurde von einerley Tänzern oft, hernach auch von andern Paaren wiederhohlet. Endlich tanzten beyde Reihen gegen einander und spielten gemeinschaftlich ihre Rolle. In ihrem ganzen Betragen und in allen ihren Geberden herrscht sehr wenig Bescheidenheit, am allerwenigsten aber in den unsichtbaren Bewegungen. Die Neger sezen im Tanzen keinen Fuß von der Stelle, ohne mit jedem Glied ihres Körpers, mit jedem Gelenke, mit dem Kopfe selbst, eine ganz unterschiedene Bewegung zu machen; auch beständig den Takt, auch den geschwindesten, genau zu halten.

In der pünklichen Beobachtung dieser unendlich verschiedenen Bewegungen besteht eigentlich der ganze

Stoß zu vermeiden, pflegt es den Kopf nach Möglichkeit rückwärts zu ziehen, den Bauch aber desto weiter vorwärts zu strecken p). Sie haben alle schwarze und so krause Haare, wie aufgekrazte Wolle. Ihr Unterschied von andern Menschen zeigt sich auch nur hauptsächlich in ihren Haaren und in ihrer Farbe. Denn in Ansehung der Gesichtszüge pflegen sie vielleicht nicht so sehr von den Europäern, als ein Tartarisches Gesicht von einem Französischen sich auszuzeichnen. Der Pater du Tertre sagt ausdrücklich: die stumpfen Nasen aller Mohren rührten hauptsächlich daher, weil die Aeltern ihren Kindern vorsätzlich die Nase breit drückten; eben dieses thäten sie auch mit ihren Lefzen, um sie dicker zu bilden. Alle Mohren aber, bey welchen dieses in der Jugend nicht geschehen, hätten eben so schöne Gesichtszüge, eine nicht minder erhabne Nase und eben so dünne Lefzen, als die Europäer. Das versteht sich aber bloß von den Senegalischen **Mohren**, die unter allen übrigen Schwarzen die schönsten und am vorzüglichsten gebaute Menschen

Vorzug, die ganze Kunst ihres Tanzes. Man muß mit eben so vieler Geschmeidigkeit aller Gelenke, wie sie, gebohren seyn, wenn man es ihnen in ihrem Tanze gleich zu thun gedenket.

M . . .

p) S. Le Voyage du Sieur *le Maire* sous Mr. *Dancourt* Par. 1695. p. 144. bis 155. Jngl. La troisieme Partie de l'Histoire des choses memorables advenues aux Indes &c. par *le Pere du Jaric*. Bordeaux 1614. p. 364. und Hist. des Antilles par *le Pere du Tertre*, à Paris 1667. p. 493 bis 537.

schen sind *). Es scheint so gar, daß dicke Lefzen, breite und platte Nasen fast bey allen andern Mohren natürliche Züge sind, welche der bey ihnen gewöhnlichen Kunst, Nase und Lefzen bey denjenigen breit zu drücken, die nicht mit dieser Vollkommenheit gebohren sind, zum Muster gedienet haben.

*) Man muß gestehen, sagt Adanson l. c. p. 33, daß die Senegalischen Mohren unter allen übrigen die schönsten vorstellen. Sie sind stark, untersezt und von einem Temperament, welches zur Strapaze gemacht zu seyn scheinet. Ihre Haare sind schwarz, krauße, wollicht und außerordentlich zart. Dabey haben sie schwarze, weit ofne Augen, wenig Spuren eines Baartes, recht angenehme Gesichtszüge und eine ganz schwarze Haut. In einem Stück Leinwand, das zwischen den Beinen durchgezogen wird und deßen beyde in die Höhe gezogne, gefaltete Enden eine Art von Unterhosen bilden, die vorn mit einem Bande zugebunden werden, bestehet eigentlich die ganze Bedeckung ihrer Blöße. Sie haben auch ein Stück Baumwollen Zeug, von der Figur einer großen Serviette oder eine Pagne, welche sie nachläßig über die Schultern hängen und einen Zipfel davon über die Knie herabflattern laßen.

Die Weiber haben mit ihren Männern fast einerley Statur und gutes Ansehen. Ihre Haut ist außerordentlich zart und weich, ihre Augen sind schwarz und gut gespalten, Mund und Lippen klein, und ihre Gesichtszüge nach guten Verhältnißen geordnet. Es giebt unter ihnen einige von der vollkommensten Schönheit. Sie besitzen eine besondre Lebhaftigkeit und ein heitres Gesicht, eine freye Miene, die zum Vergnü-

Die **Mohrinnen** haben, bey der grösten Fruchtbarkeit, so leichte Geburthen, daß ihnen dabey keines Menschen Beystand nöthig ist. Auch die Folgen ihrer Niederkunft sind von gar keiner Bedeutung. Ein oder zween Tag Ruhe sind genug zu ihrer völligen Erhohlung. Sie sind außerdem vortrefliche Ammen, und lieben ihre Kinder mit außerordentlicher Zärtlichkeit. Ihre Männer übertreffen diese **Mohrinnen** ebenfalls an Verstand und Geschicklichkeit, und suchen sich sogar den Ruhm gewißer Tugenden, als der Verschwiegenheit und Mäßigkeit, vorzüglich eigen zu machen. Der **Pater du Jarik** erzählt von den Jaloffischen **Mohrinnen**, sie nähmen, um sich zur Mäßigkeit im Eßen und im Reden zu gewöhnen, des Morgens Waßer in den Mund, und behielten es darinn so lange sie mit häußlichen Angelegenheiten beschäftigt sind, pflegten es auch nicht ehe wieder auszuspucken, bis die gewöhnliche Stunde der ersten Mahlzeit vorhänden wäre q).

Die

Vergnügen reitzet. Zu ihrer **Bedeckung** bedienen sie sich zweyer Tücher. Das eine, woraus ihr ganzer Gürtel bestehet, steigt bis auf die Knie herab, und vertritt bey ihnen die Stelle des Unterrockes. Das andere pflegt ihre beyde Schultern, oft auch den Kopf zu bedecken. Sie behelfen sich aber gemeiniglich mit der Gürteldecke und legen die andre gleich ab, wenn sie anfängt, ihnen beschwerlich zu werden. Es ist leicht zu erachten, daß eine solche afrikanische Schöne nicht nöthig hat, sich lange vor ihrem Putztische zu verweilen. Die **Ualoffen** besonders sind (nach S. 34.) ungemein gesellige, sanftmüthige und höfliche Leute. **M** . . .

q) S. La 3me Part. de l'Histoire par *le P. du Jaric*. p. 395.

Die Mohren auf der Insel Gorea und auf der Küste des grünen Vorgebirges haben, wie die Mohren am Senegal, zwar ein sehr schwarzes, dabey aber doch recht gutes Ansehen. Ihre Farbe, die wirklich an Glanz und Schwärze dem Ebenholz gleich kömmt, schätzen sie dermaßen hoch, daß alle nicht so schwarze Mohren von ihnen eben so sehr, als die braunen Einwohner von den Weißen, verachtet werden. Ob sie gleich sehr stark von Gliedern und Leibeskräften sind, so kann man sie doch zugleich einer großen Trägheit beschuldigen *). Es fehlt ihnen, ihrer Faulheit wegen, an Getreide, Wein und Früchten. Aus Fischen und Hirsen besteht ihre gewöhnliche Nahrung. Fleisch eßen sie höchst selten **). So wenig sie auch unter ihren Gerichten wählen können, so haben sie doch gegen den Genuß der Kräuter einen so starken Widerwillen, daß sie die Europäer, bloß darum, weil sie Kräuter eßen können, mit den Pferden vergleichen. Den Brandwein lieben sie bis zur Ausschweifung. Sie berauschen sich oft in diesem Getränke, und pflegen, um keinen Mangel an diesem Labsal zu leiden, oft ihre Kinder, ihre Aeltern, zuweilen gar sich selbst, dafür zu verkaufen r). Sie gehen fast gänzlich nackend. Ihre ganze Kleidung besteht in einem baumwollenen Tuch, womit sie sich von der Hüfte bis zur Mitte des Schenkels behängen. Die strenge Sonnen-

*) Beweise dieser Trägheit findet man beym Adanson l. cit. p. 37. und 93.

**) Eben dieser gelehrte Verf. der Senegalischen Reise beschreibt auch l. c. p. 45. 55. und 257. einige Senegalische Mahlzeiten.

r) S. Le Voyage de *Mr. de Gennes* par Mr. *Froger* à Par. 1698. p. 15. &c.

nenhitze verstattet ihnen, wie sie sagen, keinen weitere Bedeckung s). Ihre gewöhnliche schlechte Beköstigung, und die Armuth, worinn sie leben, hält sie nicht ab, äußerst vergnügt und lustig zu seyn. Sie schmeicheln sich, das schönste Land oder den reitzendsten Himmelsstrich auf dem ganzen Erdboden zu bewohnen und selbst, als die schwärzesten, unter allen Menschen zugleich die schönsten zu seyn. Denn wofern ihre Weiber nicht einen besondern Wohlgefallen an den Weißen fänden, würden sie diese, wegen ihrer Farbe, gar keiner Achtung werth schätzen.

Die **Mohren** in **Sierra-Liona** sind allerdings nicht so schwarz, als die Senegalischen, aber auch nicht so röthlich oder braun, als Struys t) versichert. Ihre Schwärze ist bey den **Mohren** in **Guinea**, nicht völlig so dunkel, als bey den Senegalischen. Der Irrthum des angeführten Reisenden mag wohl daher entstanden seyn, weil die Mohren in Sierra-Liona und Guinea oftmals den ganzen Leib roth färben oder auch mit andern Farben bestreichen, auch öfters einen weißen, rothen oder gelben Ring um die Augen, auf das Gesicht aber allerley Figuren und Striche von unterschiedenen Farben malen. Beyde laßen sich auch ihre Haut aufritzen und allerhand Gestallten von Thieren oder Pflanzen auf derselben vorstellen.

Die **Weiber** sind unter diesen Mohren der Unzucht weit stärker, als unter den Senegalischen, ergeben. Sehr viele derselben überlaßen sich öffentlich den ärgsten Ausschweifungen, ohne dadurch von ihrem guten Rufe das mindeste zu verlieren. Weiber und Män-

s) S. Lettres édifiantes Rec. XI. p. 48. 49.

t) S. Tom. I. p. 22.

Tab. III. Neu-Seeländisch gemaltes Gesicht. P. 124.

G. P. 58. 73. 74. 76. 80. 118. 169. 176. 243.

Banks.

Männer gehen, unter diesen Mohren, beständig mit entblößten Häuptern. Sie verschneiden oder scheeren sich ihre sehr kurze Haare auf mancherley seltsame Weise. Ihr gewöhnliches Ohrengeschmeide pflegt gemeiniglich an Gewichte drey bis vier Unzen oder sechs bis acht Lothe zu halten, und aus Zähnen, Schneckenschalen, Hörnern, Stücken Holz und so weiter, zu bestehen. Einige sind hiermit noch nicht zufrieden, sondern suchen ihre durchgebohrte Lefzen und Nasenlöcher mit ähnlichem Schmucke zu beschweren. Sie bekleiden sich mit einer Art von Schürzen aus Baumrinden, über welchen sie noch einige Affenfelle bevestigen. Diese Felle besezen sie mit Schellen, gleich denen, welche die Maulesel in Frankreich tragen müßen. Sie schlafen auf Binsenmatten und eßen Fische oder Fleisch, so oft sie es haben können. Ihre gewöhnliche Kost aber sind die Wurzeln der Dioskorischen Pflanze (Inhame) *) und Paradiesfeigen u) oder Musa **).

Die

*) Die Dioskorische Pflanze mit einander gegen über stehenden Blättern. S. Dietr. Pflanzenr. II. p. 1173. Dioscorea oppositifolia. *Linn.* Sp. Pl. II. p. 1463. n. 8. *Inhame* maderaspat. foliis binis pulchre venosis. *Petiv.* Gazoph. 50. Tab. 31. f. 6. Igname. Inhame. *Vallm. de Bom.* Dict. Tom. VI. p. 101. *Rumph.* Amb. V. T. 120. Die gekochte Wurzel, sagt Rumph, ist in unterschiedenen Ostindischen Ländern die allgemeine Speise der Einwohner, nachdem zuvor die Rinde von derselben sehr dick abgeschnitten, das übrige aber in Stücken zerlegt und gekocht worden. Herr von Bomare versichert ebenfalls, daß dieses Gewächs nicht allein einigen Amerikanischen Wilden, sondern auch

den

Die Hauptbegierde dieser Mohren ist auf die Weiber, ihre vorzügliche Neigung, auf den Müßiggang, gerichtet. Elende Strohhütten sind ihre Paläste. Sehr oft bewohnen sie die wüstesten Oerter und unfruchtbarsten Ländereyen, da es doch bloß auf sie beruhete,

wenn

den Mohren in Nigritien zur Nahrung diente. Sie rösten die zerschnittne Wurzel auf glüenden Kohlen, oder wenn sie nur eine Mittelgröße hat, laßen sie dieselbe ganz mit Päckelfleisch kochen. Zuweilen wird aus derselben ein schmackhafter Brey, zuweilen auch Brodt, verfertigt. M . . .

u) S. Indiæ orient. Part. II. in qua Jo. *Hugonis Linscotani* navigatio Franc. 1599. p. 11. 12.

**) *Musa paradisiaca Linn.* Sp. Pl. II. p. 1477. Ficus indica fructu racemoso, folio oblongo. C. *Bauh. pin.* p. 508. Batæ. *Rheed.* Malab. I. p. 17. Tab. 12 — 14. Paradiesfeige. Dietr. l. c. p. 1197. *Trew* Icon: Tab. 18 — 20. Bananier. Figuier d'Adam. Vallm. de Bom. l. c. Vol. I. p. 552. Die Früchte dieses schönen Gewächses sind weiß und Mehlartig, ohngefähr 8 Zoll lang, 3½ im Umfange, fast wie ein halber Mond gekrümmt, und in eine glatte, eckichte, hülsenartige Schale eingeschloßen, die, wenn die Frucht reif ist, ihre dunkelgrüne Farbe in eine gelbe verändert. Diese Früchte, wenn sie völlig ausgewachsen, aber noch unreif sind, ersetzen die Stelle des Brodtes, wenn man sie entweder kocht oder auch röstet. Reife Paradiesfeigen haben ein mildes, lieblich gelbes Fleisch und werden gebraten, oder auch roh, mit zum Nachtische genommen. Ohngefähr funfzig derselben wachsen Traubenweise an einem Stamme.

wenn sie Lust hätten, ihren Aufenthalt in anmuthigen Thälern, auf reitzenden, mit Bäumen bedekten Hügeln, auf grünenden, fruchtbaren, von angenehmen Bächen und Flüßen durchkreutzten Feldern zu nehmen. In allen diesen Vorzügen scheinen sie aber für sich nichts Anlockendes zu finden. Ihre Gleichgültigkeit erstrekt sich fast auf alles, was andern Menschen reitzend seyn würde. Ihre Wege von einem Orte zum andern sind gemeiniglich zweymal so lang, als es nöthig wäre. Es ist ihnen viel zu beschwerlich, sie abzukürzen *). Wollte man ihnen auch die Mittel dazu an die Hand geben, so würden sie doch nie den kürzern

Einige halten sie für die verbothne Frucht des Paradieses, und glauben, daß Adam, nach dem Falle, sich mit den großen Blättern dieses Gewächses bedekt habe, wovon auch ihre Benennung entstanden seyn soll. Sie dauert in den Gärten oftmals ein ganzes Jahrhundert hindurch. Blühet sie aber einmal, so kann keine Kunst, keine Erfahrung verhindern, daß ihr prächtiger Stamm nicht im folgenden Jahr ausgehe. Von dem Gebrauch, welchen die Mohren und andere Wilden von dieser Frucht häufig zu machen pflegen und wie vielerley Gerichte sie daraus zu bereiten wißen, giebt Herr von Bomare l. cit. die ausführlichste Nachrichten. M . . .

*) Es ist ihnen auch viel zu mühsam, sich Wege und bequeme Zugänge zu solchen Orten zu machen, welche sie doch nicht ohne die größte Beschwerden besuchen können. Herr Adanson, erzählet hiervon in seiner Senegal. Reise ꝛc. p. 36. ein merkwürdiges Beyspiel. Er wollte mit seinen Begleitern den ungebahnten Fußsteig zu einem dicken Gehölze verfolgen. Allenthalben wurden

kürzern gehen, sondern immer fortfahren, dem gebahntesten Weg maschinenmäßig zu folgen u). Ihre Zeit pflegen sie gar nicht, wie andere Völker, abzumeßen, weil es ihnen einerley ist, wie sie dieselbe verderben oder anwenden.

So gesund inzwischen und so stark die Guineischen Mohren sind, so ungewöhnlich ist es doch unter ihnen, zu einem gewißen hohen Alter zu gelangen. Ein funfzigjähriger Mohr gehört bey seines Gleichen unter die ehrwürdigen Greise. Schon im vierzigsten Jahre schei-

den sie von Dornen aufgehalten, welche die Kleidungen zerfezten und ihre Beine zerkrazten. Er wenigstens mußte bey dieser Gelegenheit einige Stücken seiner Weste und seines Hemdes zum Besten geben, und seine Neger konnten, mit aller Biegsamkeit und Geschmeidigkeit ihres Körpers nicht verhindern, daß nicht einige Lappen von ihrer Haut auf dem Wege verlohren giengen, ohne der Dornen zu gedenken, welche sich an ihren Füßen eingehaket hatten. Ist es nicht zum Erstaunen, sagt Herr Adanson, daß die Einwohner der Insel Sor seit mehr als 30 Jahren, in welchen sie mit den Senegalensern Handel getrieben, sich dennoch die Mühe nicht genommen, einen gangbaren Weg zu bahnen? Ihre Landstraße selbst, oder der Hauptweg dieser Insel ist nichts weiter, als ein Fußsteig, der sogar diese Benennung nicht einmal verdienet, weil man sich oft längs auf den Bauch legen muß, um durch die stark verwachsene Stellen deßelben zu kriechen. Könnte man von der natürlichen Trägheit und Nachläßigkeit der Mohren wohl einen überzeugendern Beweis verlangen?

M . . .

u) S. Le Voyage de Guinée par Guil. Bosmann. Utrecht 1705. p. 143.

scheinen sie abgelebte Männer zu seyn. Die kurze Dauer ihres Lebens und ihr voreiliges Alter ist ohnstreitig dem allzufrühzeitigen Gebrauch ihrer Weiber beyzumeßen. Ihre Kinder sind, auf Zulaßung ihrer Aeltern, der Wollust mit solcher Unmäßigkeit ergeben, daß sie, von ihrer zartesten Jugend an, sich allen wollüstigen Anforderungen ihrer hitzigen Natur, ohne Zurückhaltung überlaßen x). Die gröste Seltenheit unter diesem Volk ist ein Mädchen, welches der Zeit sich erinnern könnte, wo sie aufgehöret hatte, mit Recht diesen unschuldigen Namen zu führen.

Die Einwohner der Insel St. Thomas und Anabon, sind **Mohren**, welche den Schwarzen auf dem benachbarten vesten Lande gleichen. Man findet sie aber nur noch in geringer Anzal, weil die Europäer sie vertrieben und nur diejenigen beybehalten hatten, welche sie als Sklaven zu gebrauchen dachten. Männer und Weiber gehen, bis auf den Gebrauch einer kleinen baumwollenen Schürze, völlig nackend y). **Mandelslo** sagt von den **Europäern**, welche sich auf der Insel St. Thomas, die nur anderthalb Grade von der Mittellinie entfernt ist, niedergelaßen, oder daselbst schon gewohnt haben, sie pflegten ihre natürliche weiße Farbe bis ins dritte Glied beyzubehalten, und er scheint hierdurch andeuten zu wollen, daß nach der dritten Zeugung auch die europäischen Abkömmlinge die Farbe der Mohren annähmen. Mich dünkt aber, daß die Zeit zu dieser großen Veränderung zu kurz angegeben sey.

Die

x) S. Le Voyage de Guinée par *Guil. Bosman.* Utrecht. 1705. p. 118.

y) S. Les Voyages de *Pyrard*. p. 16.

Die Mohren auf der Küste Juda und Arada sind nicht so schwarz, als die Senegalischen, Guineischen und so gar die Kongoischen. Sie lieben vorzüglich das Fleisch der Hunde, welches von ihnen allen andern Fleischarten vorgezogen wird. Gemeiniglich pflegt bey ihren Festen der erste Gang aus einem gebratnen Hunde zu bestehen. Indeßen ist es den Mohren nicht besonders eigen, gern Hundefleisch zu genüßen. Dieser Geschmak ist unter den Wilden des nördlichen Amerika und einigen Tartarischen Völkern eben so herrschend. In der Tartarey sollen die Hunde so gar bloß darum geschnitten werden, um sie desto fetter und wohlschmeckender zu machen z).

Nach dem Berichte des Pigafetta, ingleichen des Verfaßers von Drakens Reise, welcher in diesem Punkte den Pigafetta wörtlich abgeschrieben zu haben scheint, sind in Kongo die Mohren zwar schwarz, aber einige mehr, als die andern, und weniger, als die Senegalischen. Die meisten sind mit schwarzen, krausen, nur wenige mit rothen Haaren versehen. Unter den Männern, die nur eine Mittelgröße haben, befinden sich einige mit braunen, andere mit Meergrünen Haaren. Die Lippen sind nicht so dick an diesen, als an andern Mohren, ihre Gesichtszüge haben mit den Europäischen viel Aehnlichkeit a).

In gewißen Landschaften von Kongo bemerket man einige sonderbare Gebräuche. Wenn z. B. jemand in Lowango stirbt, so bringen sie den Leichnam

z) S. Les nouveaux Voyages aux Isles. Paris 1722. T. IV. p. 165.

a) S. Indiæ orient. Part. I. p. 5. und Le Voyage de l'Amiral *Drak* p. 110.

nam, auf einem sechs Fuß hohen Amphitheater, in die Stellung eines Menschen, der sich im Sitzen mit seinen Händen auf die Knie stützet, sie kleiden ihn mit den schönsten Zeugen, hernach pflegen sie vor und hinter dem Leichnam ein Feuer anzuzünden. So wie dieser allmählig austroknet und seine Kleidungen gemächlich die ausduftende Feuchtigkeiten einsaugen, bedecken sie den Leichnam so lange mit neuen Zeugen, bis er ganz ausgetroknet ist. Hierauf wird er mit großer Pracht und starkem Aufwande zur Erde bestätiget. In der Landschaft Molimbar ist es gewöhnlich, daß der Mann von der Frau seinen Adel erhält. Wenn ein König, nach seinem Tode nur eine Prinzeßin hinterläßt, so ist sie sogleich die unumschränkte Beherrscherinn des Reiches, wenn sie nämlich ihre mannbaren Jahre völlig erreichet hat. Den Anfang ihrer neuen Regierung macht sie mit einer langen Reise durch ihr ganzes Königreich. In allen Dörfern und Flecken, durch welche sie reiset, müßen sich die Mannspersonen, bey ihrer Ankunft, in Reihen stellen, um sie zu empfangen. Derjenige, welcher ihr davon am reitzendsten in die Augen fällt, muß hernach die Nacht mit ihr zubringen. Bey der Zurückkunft von ihrer weitläuftigen Reise läßt sie denjenigen kommen, bey welchem sie sich unter allen am besten befunden hat, um ihn zu ihrem Gemal zu nehmen. Gleich bey der Vermählung aber hört sie auf, Beherrscherinn ihres Volkes zu seyn, weil von dem Zeitpunkt an alle Gewalt über die Unterthanen dem von ihr gewählten Gemal anheim fällt. Ich habe diese Umstände aus einer Nachricht des Herrn de La Broße genommen, welcher die wichtigsten Vorfälle, die er auf einer Reise nach der Küste von Angola, im Jahr 1738, angemerket, aufgeschrieben und mir gütigst mitgetheilet

 hat.

hat. Er füget noch eine nicht minder sonderbare Begebenheit zur obigen Erzählung. „Diese Mohren, „sagt er, sind außerordentlich rachsüchtig. Ich kann „hievon einen überzeugenden Beweiß anführen. Sie „schicken fast jeden Augenblick nach unsern Faktoreyen, „um sich Brandwein für den König und für die vor„nehmsten des Ortes ausbitten zu laßen. Einsmals, „da man ihnen ihr Gesuch abschlug, hatte man sehr „viel Ursach, es zu bereuen. Denn als nachher alle „französische und englische Officiere eine Fischerey in „einem kleinen, am Ufer des Meeres gelegenen See „angestellet und am Ufer dieses kleinen Sees ein Zelt „hatten aufschlagen laßen, um darinnen die Früchte „ihres Fischzuges zu verzehren, und da sie, nach ge„endigter Mahlzeit, sich ein Vergnügen zu machen „suchten, kamen sieben bis acht der vornehmsten „Mohren aus Lowango zu ihnen, die sich in „Seßeln tragen ließen. Sie reichten den Officiren „die Hand, um sie nach Landesüblicher Art zu grü„ßen; sie hatten aber ihre Hände mit einem sehr gif„tigen Kraut gerieben, welches augenblicklich seine „tödtliche Wirkungen äußert, wenn man unglüklicher „Weise Tobak nimmt oder etwas anrühret, ohne sich „vorher die Hände gewaschen zu haben. Ihr gottlo„loser Vorsatz war diesen Mohren so ausnehmend ge„lungen, daß fünf Hauptleute, worunter auch mein „Hauptmann mit begriffen war, und noch drey Wund„ärzte, auf der Stelle todt blieben“.

Wenn diese Kongoische Mohren Schmerzen im Kopf oder an einem andern Theil des Leibes empfinden, so machen sie an dem schmerzhaften Ort eine leichte Wunde. Hernach pflegen sie, vermittelst eines kleinen durchbohrten Hornes, gleich als mit einem

Rohre, so lange Blut aus derselben zu saugen, bis der Schmerz nachläßet b).

Die **Mohren** in **Senegal**, in **Gambia**, bey dem **grünen Vorgebirge**, in **Angola** und **Kongo**, haben eine schönere schwarze Farbe, als die Mohren auf der Küste **Juda**, **Jssigny**, **Arada** und an den benachbarten Oertern. So lange sie gesund sind, haben sie alle ein sehr schwarzes Ansehen, so bald sie aber krank werden, verändert sich ihre Schwärze in eine Ruß- oder Kupferfarbe c). Auf unsern Inseln pflegt man die **Mohren von Angola** den **Mohren vom grünen Vorgebirge**, in Ansehung der Leibeskräfte, vorzuziehen; sie haben aber, nach vorhergegangner starken Erhitzung, einen so üblen Geruch, daß die Oerter, durch welche sie gegangen sind, über eine Viertelstunde lang davon angestecket bleiben. Die **Mohren vom grünen Vorgebirge** riechen lange nicht so stark und so übel, als die **Angolischen**, sie haben auch eine viel schönere, schwärzere Haut, einen beßer gebauten Körper, nicht so grobe Gesichtszüge, eine sanftere Gemüthsart und eine vortheilhaftere Leibesgestallt d).

Die **Guineischen Mohren** sind ebenfalls zum Ackerbau und andern groben Arbeiten sehr wohl zu gebrauchen. Die **Senegalischen** haben weniger Stärke, aber desto mehr Geschicklichkeit in häuslichen Arbeiten und eine gute Anlage zu Erlernung nütz-

b) Indiæ orientalis P. I. per *Pigafettam*. p. 51.

c) S. Les nouveaux Voyages aux Isles de l'Amerique. Par. 1722. T. IV. p. 138.

d) S. L'Hist. des Antilles *du Pere du Tertre*. Par. 1667. p. 493.

licher Handwerke e). Der Pater Charlevoix sagt von den Senegalensern, sie wären unter allen Mohren am besten gebildet, am leichtesten abzurichten, und in häuslichen Verrichtungen am vortheilhaftesten zu gebrauchen. Die Bambarer, fährt er fort, sind viel größer, zugleich aber desto ärgere Schelme. Die Mohren von Arada verstehen den Ackerbau am besten. Die Kongoischen sind unter allen die kleinsten und sehr geschikte Fischer, die aber keinem Herrn auszuhalten pflegen, sondern gerne bey erster Gelegenheit entfliehen. Die Nagos hält man für die leutseligsten, die Mondangos für die grausamsten, die Mimer für die entschloßensten, eigensinnigsten und vorzüglich der Verzweiflung ergebnen. Die Kreolischen, sie mögen abstammen von welcher Nation sie wollen, schildert Charlevoix als Leute, die von ihren Aeltern weiter nichts, als den Geist der Knechtschaft und die Farbe geerbet, übrigens aber mehr Witz, Vernunft und Geschicklichkeit, auch mehr Faulheit und Ruchlosigkeit, als die Afrikanischen Abkömmlinge, zu ihrem Eigenthume haben.

Ferner behauptet Charlevoix, daß alle Guineische Mohren einen sehr eingeschränkten Verstand besitzen, und viele unter ihnen so dumm, als das Vieh zu seyn scheinen; daß einige nicht vermögend sind, mehr als drey zu zählen, daß die meisten für sich selbst gar nichts denken, gar kein Gedächtniß haben, auch vom vergangnen so wenig, als von der Zukunft wißen, daß die Witzigen unter ihnen einen guten Scherz machen und sehr wohl die lächerliche Seite der Sachen zu treffen verstehen. Uebrigens besäßen sie außerordentliche Verstellungskraft und ließen sich eher umbringen, als

e) S. Les nouveaux Voyages aux Isles de l'Amerique Tom. IV. p. 116.

als zu einem Bekenntniß ihrer Heimlichkeiten zwingen. Sonst wären sie von Natur ungemein sanftmüthig, leutselig, sehr gelehrig, einfältig, leichtglaubig und so gar dem Aberglauben ergeben, dabey aber treu und so beherzt, daß man, bey guter Anführung und einiger Uebung, ziemlich brave Soldaten aus ihnen machen könnte f).

Wenn es den Mohren gleich an hinlänglichem Verstande fehlet, so haben sie dafür desto mehr Empfindung. Es kömmt bloß auf die Art an, wie man ihnen begegnet, wenn sie uns entweder lustig oder traurig, arbeitsam oder faul, freundschaftlich oder feindselig vorkommen sollen. Bey gutem Unterhalt und liebreicher Begegnung findet man sie vergnügt, frölich und bereit, alles zu thun, was wir von ihnen verlangen. Die Zufriedenheit ihrer Seele ist in diesem Fall sichtbar aus ihren Mienen zu lesen. Wenn sie aber gemißhandelt werden, so geht es ihnen dermaßen zu Herzen, daß oft ein stiller Grom sie deswegen heimlich verzehret und aufreibet. Sie empfinden also Wohlthaten und Beleidigungen mit gleicher Stärke. Ihre Beleidiger pflegen sie mit einem tödtlichen Haße zu verfolgen. Sind sie aber einmal für ihren Herrn eingenommen, so findet man sie zu allem auf der Welt bereit und fähig, wodurch sie einem solchen Herrn ihren Eifer und ihre Treue beweisen können. Sie sind von Natur mitleidig und so gar zärtlich, so wohl gegen ihre Kinder und Freunde, als gegen ihre Landsleute g). Sie theilen willig den lezten Bißen mit den Hungrigen, wenn sie von ihnen

f) S. l'Histoire de St. Domingue par *le Pére Charlevoix*. Paris 1730.

g) S. l'Hist. des Antilles du *Pére du Tertre*, p. 483. bis 533.

ihnen auch nichts, als ihre Dürftigkeit haben kennen gelernet. Sie haben also ein vortrefliches Herz, in welchem der Keim aller Tugenden verborgen liegt. Ich kann ihre Geschichte, ohne über ihren Zustand äußerst gerühret zu seyn, unmöglich weiter verfolgen. Sind sie nicht unglücklich genug, sich bis zur Sklaverey erniedriget zu fühlen und beständig zu Arbeiten gezwungen zu seyn, wodurch sie doch nichts für sich erwerben können? Ist es nicht unmenschlich, die Sache noch höher zu treiben, und solchen Unglücklichen, durch beständige Prügel, wie dem Viehe zu begegnen? Die Menschlichkeit empöret sich wider ein so niedriges Verfahren, welches die Gewinnsucht eingeführet und die Gewohnheit privilegiret hat. — Vielleicht würden sich die viehische Handlungen täglich verstärken, wenn unsere Gesetze nicht der Grausamkeit solcher unempfindlichen Herrn einen Zügel angeleget und ihrem unmenschlichen Hang, das Elend ihrer Sklaven zu vergrößern, die nöthigen Grenzen gesezt hätten. Man überladet sie mit Arbeiten, und mißgönnet ihnen doch zugleich die Sättigung an den allergemeinsten Nahrungsmitteln. Zum Glük wird es ihnen, wie man sagt, nicht schwer, lange den Hunger zu ertragen. Zu einer dreytägigen Beköstigung brauchen sie nicht mehr, als ein Europäer zu einer einzigen Mahlzeit Wenn sie aber auch noch so wenig eßen und schlafen, so bleiben sie doch immer bey gleichen Kräften, immer geschikt zu den härtesten Arbeiten h). Wie war es doch möglich, daß Personen, welche noch den geringsten Funken vom Gefühl der Menschlichkeit haben, dergleichen unmenschliche Grundsätze annehmen, eine Richtschnur ihres Verfahrens

h) S. l'Histoire de St. Domingue p. 498. &c.

fahrens daraus machen, und durch so nichtige Gründe die gewaltsamen Ausschweifungen zu rechtfertigen suchen konnten, wozu sie bloß der Durst nach Golde zu reitzen vermogte? Doch wir wollen das Andenken an solche zur Umbarmherzigkeit abgehärtete Menschen vergeßen und wieder zu unserm eigentlichen Gegenstande zurückkehren.

Man weis noch wenig von den Völkern, welche die afrikanische Küsten und innere Länder dieses Welttheiles vom Vorgebirge der Mohren bis zum Vorgebirge Volta, in einer Strecke von beynahe vier hundert Meilen, bewohnen. Es ist bis jetzo nur so viel bekannt, daß diese Menschen lange nicht so schwarz, als die andern Mohren, und den Hottentotten, ihren südlichen Nachbarn, ziemlich ähnlich sind. Desto beßer kennet man aber die Hottentotten selbst, von welchen fast alle Reisebeschreiber geredet haben. Dieses Volk gehört nicht so wohl unter die Mohren, als vielmehr unter die Kaffern, die nur eine braune Haut haben würden, wenn sie dieselbe nicht mit Fett und Farben schwärzten. Herr Kolbe liefert von ihnen zwar die vollständigste Beschreibung, er hält sie aber für wirkliche Mohren, und versichert, alle Hottentotten hätten, wie diese, ganz kurze, schwarze, krause, wollichte Haare i). Ihm wäre kein einziger Mensch dieser Nation mit langen Haaren zu Gesichte gekommen. Das ist aber, meines Erachtens, nicht hinlänglich, sie für wahre Mohren auszugeben. Denn erstlich unterscheiden sie sich von diesen schlechterdings in der Farbe. Herr Kolbe

 beschreibt

i) S. Description du Cap de bonne-espérance par *Mr. Kolbe*. Amst. 1741. p. 95. Jngl. Kolbens Vorgebirge der guten Hofnung. Frankf. 1745. 4to p. 49. &c.

beschreibt sie Olivenfarbig, und versichert, sie könnten es durch alle deshalb angewendete Bemühungen, doch nicht so weit bringen, eine ganz schwarze Gesichtsfarbe zu bekommen. Ferner scheint es mir schwer zu seyn, etwas Zuverläßiges von ihren Haaren zu sagen, weil sie dieselben gar niemals kämmen oder waschen, und sie noch überdies mit einer Menge Fett und Ruß täglich einschmieren, und weil sich allmählig so viel Staub und Schmutz in denselben ansezet, daß endlich diese Haare sich zusammen kleistern, und einem schwarzen mit Koth angefüllten Schaspelz ähnlich sehen k).

Außerdem haben auch die Hottentotten ganz andere Neigungen, als die Mohren. Diese lieben die Reinlichkeit, bleiben gern an einem Ort in Ruhe, und sind leicht an das Joch der Sklaverey zu gewöhnen. Die Hottentotten hingegen sind fast unter allen Menschen das unflätigste Volk, das gern herum schweifet, von keiner Oberherrschaft etwas wißen will, und seine Freyheit mit Nachdruck zu behaupten suchet. Bedarf es wohl einer noch größern Verschiedenheit, um die Hottentotten für ein ganz anderes Volk, als die bisher beschriebene Mohren zu halten?

Vasko de Gama, welcher das Vorgebirge der guten Hofnung zuerst umsegelte, und den Europäischen Völkern den Weg nach Indien bahnte, war am 4ten November 1497. an dem Meerbusen von St. Helena gelandet. Die Einwohner schienen ihm sehr schwarz, klein und vom häßlichem Ansehen zu seyn l). Er sagt aber nicht, ob ihre Farbe natürlich,

k) Ebend. p. 92. Deutsch p. 49.

l) S. l'Hist. des Voyages par Mr. *l'Abbé Prevôt*, Tom. I. p. 22.

türlich, wie bey den **Mohren**, schwarz gewesen. Vielleicht schienen sie es ihm zu seyn, weil sie durch Ueberstreichung des Fettes und Rußes, alle Mühe anwenden, ein recht schwarzes Ansehen zu erhalten. Ihre Stimme, fährt er fort, hat beym Sprechen beynahe den Laut, wie Seufzer. Ihre **Kleidungen** bestehen in Thierfellen, ihre **Waffen** in Stöcken, welche sie am Feuer zu härten und an der Spitze mit Horn von einem Thiere zu beschlagen pflegen. m) u. s. w. Folglich befaßen die **Hottentotten** keine von den unter den Mohren gebräuchlichen Künsten.

Die Holländischen Reisebeschreiber melden, daß die **nordwärts vom Vorgebirge** wohnende Wilden kleiner, als die **Europäer**, rothbraun von Farbe, doch einige röther, als andere, dabey aber sehr häßlich wären, und sich alle Mühe gäben, vermittelst aufgestrichener Farben, Gesicht und Leib zu schwärzen, und daß ihre Haare den Haaren eines Diebes glichen, welcher schon lange Zeit in freyer Luft gehangen. n) An einem andern Orte sagen sie, die **Hottentotten** gleichen, in Ansehung der Farbe, den **Mulatten** (oder den Menschen, die aus der Vermischung schwarzer und weißer Nationen entsproßen sind), sie hätten ein unförmliches Gesicht, eine mittelmäßige Leibeslänge, und wären dabey mager und schnell im Laufen, ihre Sprache wäre so seltsam, daß man, wenn sie reden, das Kullern der Kalekutischen Hähne zu hören glaubte o). Der **Pater Tachard** versichert, ob

m) S. Ebend.

n) S. Recueil des Voyages de la Compagnie de Hollande p. 218.

o) S. Le Voyage de *Spitzberg* p. 443.

ob sie gleich fast eben so wollichtes Haar, als die **Mohren** hätten, daß unter ihnen doch viele wären, deren Haar bis auf die Schultern herabhienge. Er füget noch hinzu, daß es unter ihnen Menschen, so weiß, als die **Europäer**, gäbe, die sich aber mit Fett und mit dem Staub eines gewißen schwarzen Steines schwärzten, womit sie das Gesicht und ihren ganzen Leib zu beschmieren pflegten. Ihre Weiber hätten von Natur eine sehr weiße Haut, welche sie aber, um sich bey ihren Männern beliebt zu machen, eben so schwarz, als diese, färbten p). Von **Ovington** werden die **Hottentotten** brauner, als die andern Indianer, beschrieben. Sie pflegen, sagt er, den **Mohren**, in Ansehung der Farbe und Gesichtszüge mehr, als irgend ein anderes Volk zu gleichen, ob sie gleich eine nicht völlig so schwarze Haut, nicht völlig so krauses Haar und nicht so platte Nasen haben q).

Alle diese Zeugniße beweisen hinlänglich, daß die **Hottentotten** keine wahre **Mohren**, sondern Leute sind, welche in der Art schwarzer Menschen anfangen, sich dem Weißen zu nähern, so wie die **Mauren** in der Art weißer Menschen den Schwarzen sich zu nähern pflegen. Die **Hottentotten** sind übrigens eine ganz besondre Art von Wilden. Vornämlich ist an ihren **Weibern**, die viel kleiner, als die Männer sind, der Fortsatz einer harten, breiten Haut merkwürdig, der über das Schambein herunter wächst, und in Form einer Schürze, bis mitten auf die Ober-

schenkel

p) S. Le Voyage du *Pere Tachard.* Par. 1686. p. 108.

q) S. Le Voyage de *Jean Ovington.* Par. 1725. p. 194.

schenkel herabhänget r). Thevenot erzählet eben dieses von den Aegyptischen Frauenzimmern. Er sagt aber, sie ließen diese Haut nicht auswachsen, sondern pflegten sie mit einem glüenden Eisen beyzeiten zu brennen. Indeßen scheint es mir noch zweifelhaft, ob man dieses von den Aegyptischen Weibern eben so gewiß, als von den Hottentottischen glauben dürfe. Wenigstens ist es ausgemacht, daß alle Weiber dieser Art, in den Gegenden des Vorgebirges, diesen seltsamen häutigen Fortsatz haben, und ihn mit Vergnügen denjenigen zeigen, welche Lust und Muth genug haben, ihn sehen oder befühlen zu wollen. Die Männer sind lauter Halbverschnittene, nicht von Natur, sondern weil man ihnen gemeiniglich im achten Jahr, oft auch noch später, eine von beyden Hoden wegzuschneiden pfleget. Hr. Kolbe will dieser Verschneidung bey einem jungen Hottentotten von achtzehn Jahren selbst beygewohnt haben. Die Umstände bey dieser feyerlichen Handlung sind so außerordentlich, daß ich nicht umhin kann, selbige nach dem Berichte des angeführten Augenzeugen zu erzählen.

Erst wird ein solcher junger Mensch mit dem Fett aus dem Eingeweide eines besonders in dieser Absicht geschlachteten Schafes, stark bestrichen, hernach auf den Rücken an die Erde gelegt, an Händen und Füßen gebunden, und von dreyen oder vieren seiner Freunde gehalten. Hierauf macht hernach der Prediger, weil es eine gottesdienstliche Handlung ist, einen Einschnitt mit

r) S. La Description du Cap de B. E. par Mr. *Kolbe*, T. I. p. 91. Deutsch p. 51. Jngl. le Voyage de *Courlai* p. 291.

mit einem stark geschärften Meßer, beraubt ihn auf diese Art seiner lincken Hode s), und pflegt an deren Stelle wieder einen Klumpen Fett von gleicher Größe, welcher vorher mit gewißen Arzneykräutern zubereitet worden, hinein zu stopfen, hernach aber die Wunde mit dem Knochen eines kleinen Vogels, der ihm statt einer Nadel dienen muß, und mit einem Faden von Schafdärmen, zu heften. Nach vollendeter Beschneidung wird nun der leidende Knabe wieder loßgebunden und vom Priester, bevor ihn dieser verläßet, mit ganz warmem Fett eines frisch geschlachteten Schafes bestrichen, oder vielmehr sein ganzer Leib so häufig damit besprenget, daß es, beym Erkalten, über dem ganzen Körper eine fette Rinde bildet. Dabey wird er mit solcher Heftigkeit gerieben, daß der arme Schelm, der schon genug auszustehen hat, in großen Angstschweiß geräth, und wie ein bratender Kapaun am Spieße rauchet. Der Priester, welcher den Schnitt verrichtet hat, ziehet hernach mit seinen Nägeln, von einem Ende des Körpers bis zum andern, tiefe Streifen in die Talgrinde, und läßet von seinem Waßer so viel darauf, als er kann. Das Einschmieren wird alsdann abermal wiederhohlet, und alle mit Harn erfüllte Furchen werden mit neuem Fett überzogen. Nun läßt ein jeder das leidende Geschöpfe ganz einsam und mehr todt, als lebendig liegen. Er siehet sich alsdann genöthigt, so gut er kann, in eine kleine Hütte zu kriechen, welche man mit Fleiß dichte neben den Ort, wo die Verschneidung vollbracht worden, erbauet hat. Hier mag er nun sterben oder seinen Schmerz überleben, das ist seinen Verwandten einerley

s) Tavernier nennet bey dieser Gelegenheit p. 297. des IVten Theils die rechte Hode.

ley. Wenigstens läßt man ihn ganz hülfloß, ohne Nahrung und Erfrischung liegen, wenn ihm nicht etwa in der Angst die Lust ankömmt, sich den Talg, womit er überzogen ist, abzulecken. Innerhalb zween Tagen ist er gemeiniglich wieder hergestellet, und fähig, wieder auszugehen und sich öffentlich zu zeigen. Die Probe seiner vollkommnen Genesung macht er dadurch, daß er, mit der Geschwindigkeit eines flüchtigen Hirsches, vor den Zuschauern herumläufet t).

An allen Hottentotten wird man eine sehr platte, breite Nase gewahr, die sie nicht haben würden, wenn es die Mütter nicht für eine unverlezliche Pflicht hielten, gleich nach der Geburth ihres Kindes die Nase platt einzudrücken. Eine sehr vorstehende Nase ist in ihren Augen eine wahre Unförmlichkeit. Ihre Lefzen sind überhaupt, besonders aber die obere, stark aufgequollen. Sonst haben sie weiße Zähne, starke Augenbraunen, einen dicken Kopf, einen sehr magern Leib, zarte Glieder und bringen selten ihr Alter über vierzig Jahre. Die Unreinlichkeit, in welcher sie ein Vergnügen zu finden scheinen, das stinkende, faule Fleisch, welches ihre vorzügliche Nahrung ausmachet, gehöret ohnstreitig unter die Hauptursachen ihrer kurzen Lebensdauer, Ich könnte von diesem schmutzigen Volk eine viel weitläuftigere Beschreibung machen. Weil aber fast alle Reisende schon mehr als zu viel davon erzählet haben, so ist es genug, meine Leser auf die vorzüglichsten zu verweisen u).

Einen

t) S. La Description du Cap. de B. E. par. Mr. *Kolbe* p. 275. Deutsch. p. 147. &c.

u) S. außer der angeführten Kolbischen Beschreibung des Vorgebirges der guten Hofnung, le Recueil

des

Einen von Tavernier angeführten merkwürdigen Umstand, darf ich hier doch nicht ganz unberührt laßen. Die Holländer nämlich hatten ein klein Hottentottisches Mädchen, kurz nach ihrer Geburth aufgenommen und unter sich erzogen. Dieses Mädchen hatte völlig die weiße Farbe der Europäer angenommen. Er glaubet aus diesem Grunde, das ganze Volk würde ziemlich weiß aussehen, wenn es nicht gewohnt wäre, sich beständig mit schwarzen Farben zu beschmieren.

Wenn man, jenseit des Vorgebirges der guten Hofnung, längs der afrikanischen Küste herauf gehet, so zeiget sich nun das Land Natal, deßen Einwohner schon merklich von den Hottentotten abweichen, lange nicht so schmuzig und häßlich, als diese, von Natur viel schwärzer, mit einem eyförmigen Gesicht, einer wohlgebauten Nase, mit weißen Zähnen, einer angenehmen Miene, und mit natürlich aufgekraußten Haaren, begabet sind. Indeßen scheinen sie ebenfalls ziemliche Liebhaber der Schmiererey zu seyn; denn sie pflegen Müzen, acht bis zehn Zoll hoch, von bloßem Ochsentalg zu tragen, auf deren Verfertigung sie viel Zeit verwenden, weil sie den Talg vorher besonders mühsam reinigen müßen, ehe sie denselben allmählig auftragen, und so mit ihren Haaren zusam-

des Voyages de la Compagnie Hollandoise. Le Voyage de *Robert Lade*, traduit par Mr. *l'Abbé Prevôt* T. I. p. 88. Le Voyage de *Jean Ovington*. Voyage de la *Loubére*. T. II. p. 134. Le Premier Voyage du P. *Tachard* p. 95. Voy. de *Innigo de Biervillas* I. Part. p. 34. Voy. de *Tavernier*. T. IV. p. 296. Voyages de *Franc. Leguat*. Tom. II. p. 154. Voyages de *Dampier* Tom. II. p. 255. &c.

zusammen kneten können, daß er niemals herab zu fallen vermögend ist x).

Nach Kolbens Aussage haben sie von Natur eine platte Nase, ohne daß man sie vorhero gewaltsam in diese Form drücken dürfe. Sie unterscheiden sich auch dadurch von den Hottentotten, daß ihre Sprache nicht stotternd ist, und sie nicht, wie diese, mit der Zunge an ihren Gaum stoßen. Ferner, weil sie ordentliche Häuser bewohnen, ihre Felder gehörig bestellen und auf selbigen eine Art Mays oder Türkischen Weizen y) säen, aus welchem sie Bier, ein den

x) S. Les Voyages de *Dampier*, T. II. p. 393.

y) Zea. *Linn.* Sp. Plant. II. p. 1378. Frumentum indicum *Mays* dictum C. B. Pin. p. 25. Theatr. 490. *Cam.* Epit. p. 186. *Dod.* Pempt. 509. Dietr. Pflanzent. II. 1058. Mays oder Türkisches Korn. Blackw. Tab. 547. a. b. Bled de Turquie, d'Inde ou d'Espagne. Mays, *Vallm. de Bomare* Dict. Tom. II. p. 111. &c. Man hat von diesem Gewächse zwar nur eine Art, aber nach Beschaffenheit der Erdart und des Klima, unterschiedene Abänderungen. Eigentlich theilen die Amerikaner den Mays in zwo Arten, in den großen und kleinen. Der große wird, ohne weitern Zusatz, Mays genennet. Der kleine hat gemeiniglich den Namen: drey Monaths Mays, weil er mehrentheils in solcher Zeit reif wird, indessen, da der große wohl sechs Monathe zu seiner völligen Reifung brauchet. Der große pflegt wohl etwas ergiebiger, als der andere zu seyn, dieser aber ein weißeres, feineres und beßeres Mehl zu geben. Der erste ist mit dem Stiele,

den Hottentotten ganz unbekanntes Getränke, verfertigen z).

Aus

vornämlich in Karolina, und weiter nach Süden, öfters achtzehn Fuß lang, da hingegen der lezte bisweilen in der Höhe nicht über vier Fuß beträget. Am erstern siehet man gemeiniglich kein Zeichen zur männlichen oder weiblichen Blüthe, da hingegen der lezte in völliger Blüthe stehet. Je weiter man gegen Norden kömmt, desto mehr pflegt der große Mays an Größe abzunehmen und gleichsam in dem kleinen sich zu verlieren. In Ansehung der Farben der Aehren herrscht ebenfalls ein großer Unterschied. Je weiter nach Süden, desto bunter die Farben, je weiter nordwärts, desto einfarbiger. An Ergiebigkeit übertrift der Mays alle übrige Arten von Getreide. Wenn er auch im Frühjahr wirklich erfrieret, so pflegt er doch aus eben der Wurzel wieder aufzukommen.

Die Saamenkörner dieses fruchtbaren Gewächses vertreten in Amerika die Stelle unseres Korns. Man kann sie aber auch zum Brodbacken mit unserm Rokken oder Weitzen vermischen. Die Amerikaner machen daraus Breye, Suppen, auch Getränke, zu welchem Ende der Mays, wie unsere Gerste, gemälzet wird, ob gleich zu Erreichung dieser Absicht mehr Zeit gehöret. Das Malz hiervon schmeckt wie gewöhnliches Gerstenmalz; das gebraute Bier giebt an angenehmen Geschmack und Stärke demjenigen gar nichts nach, das von unserm Gerstenmalz gebrauet ist.

M . . .

z) S. la Description du Cap &c. par Mr. *Kolbe* Tom. I. p. 136.

Aus der Landschaft Natal kömmt man gleich nach Sofala und Monomotapa. Pigafetta beschreibet uns die Einwohner in Sofala schwarz, aber größer und dicker, als die andern Kaffern, und will, daß in den Gegenden des Königreiches Sofala die Amazonen ihren Sitz gehabt haben sollen a). Aber nichts kann unzuverläßiger seyn, als die Geschichte, welche man von diesen kriegerischen Weibern erzählet hat.

Die Einwohner in Monomotapa sind, nach Anzeige der Holländischen Reisebeschreiber, von ziemlicher Größe und ansehnlicher Leibesgestallt; schwarz und von guter Leibesbeschaffenheit. Ihre junge Mädchen pflegen, bis auf ein Stückchen übergehängtes baumwollnes Zeug, völlig nackend einher zu gehen, bis zu ihrer Verheyrathung, nach welcher sie ordentliche Kleidungen anlegen b). Diese Völker haben zwar ein ziemlich schwarzes Ansehen, sie unterscheiden sich aber dennoch von den Mohren, weil ihre Gesichtszüge weder eben so wild und häßlich, noch die Ausdünstungen ihrer Haut so übelriechend, als an diesen, sind. Außerdem können sie auch weder die Sklaverey, noch die Arbeit ertragen. Nach des Pater Charlevoix Bericht, hat man einige von diesen Mohren aus Monomotapa und Madagaskar in Amerika gehabt, welche niemals Dienste thun konnten und sogar in kurzer Zeit ihr Leben daselbst einbüßen mußten c).

a) S. Indiæ or. Part. I. p. 54.

b) S. Recueil des Voyages de la Compagnie de Hollande T. III. p. 625. und Voy. de l'Amiral *Drack* 2de Part. p. 993. ingl. Voy. de *Jean Mocquet* p. 266.

c) S. l'Histoire de St. Domingue p. 499.

Die **Madagaskarischen** und **Mosambiki-schen** Einwohner sind schwarz. Doch pflegen es einige mehr, andere weniger zu seyn. Die **Madagaskarischen** Einwohner haben auf dem Wirbel des Kopfes nicht so krauses Haar, als die **Mosambiki-schen** und beyde sind keine wahre Mohren. Obgleich die Bewohner an der Küste der **Portugiesen** Herrschaft gern erkennen, so findet man doch mitten im Lande sehr wilde Leute, die für ihre Freyheit ihr Leben aufopfern würden. Männer und Weiber leben daselbst im Stande der Unschuld, ganz von Bedeckungen entblößt. Sie nähren sich vom **Elephantenfleisch** und treiben mit Elfenbein starken Handel d).

Es giebt in Madagaskar Leute von ganz unterschiedener Art, besonders **Mohren** und **Weiße**, die zwar ein sehr braunes Ansehen haben, aber doch zu einem andern Geschlechte zu gehören scheinen. Die ersten sind mit ganz schwarzen und krausen, die andern mit nicht so schwarzen, auch minder krausen und längern Haaren versehen. Die meisten Reisebeschreiber halten dafür, die weißen hätten ihren Ursprung den **Chinesern** zu danken. Allein Franz **Rauche** hat mit gutem Grund angemerket, es wäre glaublicher, daß diese Art von den Europäern abstammete; denn er versichert, alle die er gesehen, hätten weder ein so flaches Gesicht, noch eine so platte Nase gehabt, als die **Chineser**. Er beschreibt auch diese Leute weißer, als die **Kastilianer**, ihre Haare länger und die Nasen der schwarzen Bewohner minder platt, auch die Lefzen

d) S. le Recueil des Voyages Tom. III. p. 623. Le Voyage de *Mocquet* p. 265. und la Navigation de *Jean Hugues Lintscot* p. 20.

Lefzen dünner, als an den Bewohnern des vesten Landes. Es finden sich auch auf dieser Insul viel olivenfarbige oder braune Leute, die muthmaßlich von der Vermischung der Mohren mit den Weißen abstammen.

Der angeführte Verfaßer saget von den Einwohnern am **Meerbusen St. Augustin,** sie hätten eine braune Farbe, keinen Bart, lange glatte Haare, nebst einer hohen Leibesgestallt und wohlgebildeten Gliedern; sie wären auch alle beschnitten, ob sie gleich von **Mahomets** Gesetze wahrscheinlicher Weise nie etwas gehöret hätten, weil sie weder Tempel oder Moscheen, noch Religion besitzen e). Die Franzosen landeten zuerst auf dieser Insel, und suchten daselbst Kolonien zu errichten, die sich aber nicht erhalten haben f). Da sie auf derselben ankamen, fanden sie die erwähnten weißen **Menschen,** uud bemerkten, daß die schwarzen, als die muthmaßlichen ursprünglichen Landesbewohner, den weißen viel Ehrerbietung bezeugten g).

Diese Insel **Madagaskar** ist nicht allein stark bevölkert, sondern auch mit reichlichem Vieh und häufigen Weideplätzen versehen. Beyde Geschlechter sind ungemein der Wollust ergeben. Den öffentlichen Huren gereicht ihre lüderliche Lebensart im geringsten zu keinem Nachtheil ihrer Ehre. Tanz, Gesang und Vergnügungen lieben sie außer der Maaßen. Ihre natürliche Faulheit hindert sie nicht, einige Kenntniß

e) S. Le Voyage de *François Cauche.* Paris 1671, p. 45.

f) S. Le Voyage de *Flacour.* Paris 1661.

g) S. La Relation d'un voyage fait aux Jndes par Mr. *Delon.* à Amst. 1699.

von Handwerkern, und also Ackerleute, Schmiede, Zimmerleute, Töpfer, sogar Goldschmiede unter sich zu haben. In ihren Häusern fehlt es ihnen an allen Arten von Bequemlichkeit und an allem Hausgeräthe. Sie schlafen auf Matten, genüßen das Fleisch beynahe ganz roh und schlingen sogar das Leder von ihren Ochsen herunter, wenn sie vorher die Haare davon ein wenig abgesenget haben. Sie verschlucken auch das Wachs zugleich mit dem Honig. Das gemeine Volk siehet man völlig nackend, die Reichen aber mit Hosen oder Wamsen, von Baumwolle oder Seide bedeckt, herumgehen h).

Die Völker des innern Theiles von Afrika sind uns zu wenig bekannt, um sie beschreiben zu können. Die von den Arabern so genannte Zinguer gehören unter die schwarzen, fast wilden Völker. Nach **Marmols** Bericht geht ihre Vermehrung bis zum Erstaunen, und es würden von ihnen alle benachbarte Länder überschwemmet werden, wofern unter sie nicht oft ein großes Sterben käme, das die heißen Winde zu verursachen pflegen.

Alles, was wir bisher gesagt haben, beweiset, daß man Ursach habe, die eigentlichen **Mohren** von den **Kaffern** zu unterscheiden, welche Schwarze von einer andern Art sind. Noch deutlicher zeigen aber diese Beschreibungen, daß die Farbe hauptsächlich vom Himmelsstrich abhänge, die Gesichtszüge hingegen gröstentheils ihren Grund in dem Gebrauch unterschiedener Völker haben, sich die Nase zu verstümmeln oder platt zu drücken, die Augenlieder lang zu

h) S. Le Voyage de *Flacour* p. 90, und de *Struys* T. I. p. 32. ingl. de *Pyrard* p. 38.

zu dehnen, die Ohren zu verlängern, die Lippen dick, das Gesicht platt zu machen u. s. w. Nichts kann den großen Einfluß des Himmelstriches auf die Farbe nachdrücklicher beweisen, als wenn man unter einerley Himmelsstrich, in einer Weite, so ähnliche Völker, als die Senegaler und Nubier antrift, und wenn man die Hottentotten, welche doch nothwendig von schwarzen Völkern entstanden seyn müßen, als die weißesten unter allen afrikanischen Völkern siehet, weil sie die kältesten Gegenden dieses Welttheils bewohnen. Wenn man sich darüber wundert, daß man am Senegal auf der einen Seite bräune, auf der andern schwarze Menschen antrifft, so darf man sich nur wieder einfallen laßen, was oben bereits von der Wirkung der Speisen gesagt worden, die einen Einfluß auf die Farbe sowohl, als auf die Leibesbeschaffenheit überhaupt, äußern müßen. Verlangt man ein Beyspiel, so läßt sich ein von den Thieren hergenommenes angeben, deßen Wahrheit in der ganzen Welt leicht untersuchet und bestätigt werden kann. Die Hasen auf dem flachen Feld und in wäßerigen Gegenden, haben ein viel weißeres Wildpret, als die auf den Bergen oder auf dem trocknen Lande. So gar diejenigen, welche sich in einerley Gegend, theils auf Wiesen, theils auf Anhöhen befinden, sind von einander merklich unterschieden. Die Farbe des Fleisches hat ihren Grund in der Beschaffenheit des Blutes und anderer Feuchtigkeiten des Körpers, in welche der Einfluß der Nahrung ganz unstreitig ist.

Den Ursprung der Schwarzen hat man von je her für eine streitige Frage gehalten. Die Alten, welchen bloß die Nubischen Schwarzen bekannt waren, betrachteten ihre Farbe als die dunkelste Schat-

tirung unter den braunen Völkern und verwechselten sie mit den Aethiopiern und andern Völkern dieser afrikanischen Gegenden, die zwar sehr dunkelbraun sind, aber doch viel mehr von der weißen, als von der schwarzen Art Menschen, an sich haben. Sie glaubten daher, die unterschiedene Farben der Menschen wären bloß das Werk der unterschiedenen Himmelsstriche, und die Schwärze dieser Völker wäre bloß der strengen Hitze der Sonnenstralen, welcher sie beständig ausgesetzt seyn müßten, beyzumeßen. Diese, beym ersten Anblick sehr wahrscheinliche Meynung, machte viel Schwierigkeiten, als man erfuhr, daß jenseit **Nubiens**, in einem noch weit südlichern Erdstrich, sogar unter dem Aequator selbst, als zu **Melinda** und **Monbaza**, die meisten Einwohner nicht so schwarz, als die **Nubier**, sondern vielmehr nur dunkelbraun, aussähen, und man aus Erfahrungen wüßte, daß die **Schwarzen**, wenn sie aus ihrem heißen Himmelsstrich in einen gemäßigtern versetzt würden, nicht allein von ihrer schwarzen Farbe nichts einbüßeten, sondern dieselbe sogar auf ihre Nachkommen erblich machten.

Wenn man indeßen auf der einen Seite sein Augenmerk auf die Wanderungen unterschiedener Völker, anderer Seits aber auf die Zeit richtet, welche vielleicht erfordert wird, bevor eine Art Menschen schwarz werden oder eine schwarze wieder ausbleichen kann; so wird sichs zeigen, daß dieses alles gar wohl mit der Meynung der Alten sich zusammen reimen läßt. Denn die ursprünglichen Einwohner dieses Theils von Afrika sind eigentlich die **Nubier**, ein Volk, das von Natur schwarz ist und so lange beständig schwarz bleiben wird, als es eben diesen Erdstrich bewohnet und

sich

sich nicht mit weißen Völkern vermischet. Die Aethiopier hingegen, die Abyßinier, sogar die Einwohner in Melinda, welche von den Weißen abstammen, weil sie mit den Arabern einerley Religion und Gebräuche, auch fast einerley Farbe haben, sind allerdings zwar etwas brauner, als die südlichen Araber; das beweißt aber eben am deutlichsten, wie bey eben derselben Art von Menschen die mehrere oder geringere Schwärze vornämlich von der stärkern oder schwächern Hitze des Himmelsstriches abhänget. Es mögen wohl viele Jahrhunderte und eine große Anzal neuer Zeugungen erfordert werden, bevor ein weißes Geschlecht, nach allmähligen Schattierungen erst in ein braunes, endlich aber in ein ganz schwarzes verwandelt wird. Indeßen scheint es gar wohl möglich zu seyn, daß ein weißes, aus Norden unter die Gleichlinie versetztes Volk, durch die Länge der Zeit erst braun, zuletzt aber vollkommen schwarz werden könne; besonders, wenn eben dieses Volk sich nach den Sitten des Landes bequemte, und sich bloß von den gewöhnlichen Produkten des Landes, worinn es nun lebte, nähren wollte i).

i) Einen starken Beweiß vom Einfluß der Nahrung auf die Farbe der Thiere, giebt uns Hr. D. **Günther** im **Naturforscher** 2 St. p. 1. &c. in seinen Gedanken über die **Entstehungsart** der **anomalisch-schwarzen Farbe** sonst anders gefärbter **Vögel**. Er hatte nämlich einen **hochrothen Gimpel**, der, weil er gut abgerichtet war, mit seinem Lieblingsfutter, zerquetschtem Hanfsamen, reichlich versehen wurde. Zwey Jahre lang blieb er, was er anfangs gewesen, ein rother

Der Einwurf den man wider diese Meynung machen und aus der Verschiedenheit in den Gesichtszü-gen,

ther Gimpel. Im dritten Jahr erhielten seine Federn, nach der Mausterzeit, eine schwärzliche Farbe mit rothen und granen Spitzen. Im vierten Jahre fand sich an allen seinen Kohlenschwarzen Federn keine Spur mehr von einer andern Farbe.

Eben dieses ereignete sich mit einem Hänfling, einer Lerche und einem Stieglitz. Alle waren, durch den Genuß des Hanfsamens aus bunten, in schwarze Vögel verwandelt worden. Hr. Hallen in seiner Vögelgeschichte, p. 81. sagt ebenfalls, daß die Lerchen von vielem Hanfe schwarzbraun werden, und Hr. Frisch versichert, seine schwarze Lerche habe die ungewöhnliche Farbe bloß dem Genuß des Hanfsamens zu danken. Die Ursache dieser Veränderung erkläret Hr. D. Günther aus physischen erwiesenen Sätzen sehr gründlich. — Sobald ein Hanffreßender Vogel durch einen unveränderten und fortgesetzten Genuß des Hanfsamens, so viel ölichte, fette, leichte Theilchen vermittelst der Nutrition empfangen hat, daß sie in seinem Blut über alle andere beygemischte Theilchen die Oberhand behalten, so muß nunmehro sowohl die Nutrition aller übrigen Theile des Körpers, als auch der Federn, mit lauter lockern und leichten Theilchen besorget werden. Von dieser Periode fängt er an, seine natürliche in eine schwarze Farbe zu verändern. Sobald aber nichts als lauter ölichte und fette Theilchen in die Zwischenräumchen und Kanälchen der zartesten Federgefäße eindringen, sind auch die Federn vermögend, alle auf sie fal-lende

gen, hernehmen könnte, hat, meines Erachtens nicht viel zu bedeuten. Denn es läßt sich hier gleich die Antwort entgegen setzen, daß unter den Zügen eines in der Jugend unentstellten **Mohren** und eines **Europäers** weniger Unterscheid herrschet, als unter den Gesichtszügen eines **Tartaren** oder **Chinesers** und eines **Zirkaßiers** oder **Griechens**. Die Beschaffenheit der Haare pflegt von der Beschaffenheit der Haut so sehr abzuhängen, daß man unter ihnen keinen andern, als einen bloß zufälligen Unterschied, annehmen darf. Man hat ja schon in einerley Land, sogar in einerley Stadt, Menschen angetroffen, die zwar weiß, aber doch in Ansehung der Haare sehr unterschieden sind; ja man sieht sogar in Frankreich Leute mit eben so kurzen und krausen Haaren, als die Mohren haben. Außerdem wird man aus vielfältigen Beyspielen gewahr, daß der Himmelsstrich, daß Frost und Hitze, sowohl bey Menschen als bey Vieh, den stärksten Einfluß auf die Farbe der Haare äußern. Daher giebt es z. B. in den mitternächtlichen Ländern keine schwarze **Pferde**; daher pflegen in solchen Ländern die **Eichhörnchen**, die **Hasen**, die **Wieseln** und viel

lende Lichtstralen durchzulaßen und nun den Vogel ganz schwarz darzustellen. — **Leindotter**, (Myagrum sativum Linn.) soll zuweilen an den Vögeln, welche damit gefuttert werden, gleiche Wirkung hervorbringen. Ein mehreres lese man in der angeführten Abhandlung des **Naturforschers**, eines neuen überaus nützlichen Journales, das, unter der Aufsicht des Hrn. Hofrath **Walchs**, zu Halle im Gebauerischen Verlag seit dem Anfange dieses Jahres herauskommt.

M...

viel andere Thiere ganz oder wenigstens beynahe weiß, in minder kalten Ländern aber braun oder grau zu seyn k). Dieser Unterschied vom Einfluß der Kälte oder

k) Bey dieser Gelegenheit wird man vielleicht nicht ungern des allzu frühzeitig verstorbenen Hrn. D. Günthers in Kahla Meynung, von der anomalisch weißen Farbe mancher Vögel und anderer Thiere, lesen. In so fern, sagt er, die Empfindung der weißen Farbe dem Auge, nach einem bekannten Satz aus der Naturlehre, dadurch mitgetheilet wird, wenn von der Oberfläche eines Körpers alle auffallende Lichtstralen abprallen, und in einer unzertrennlichen Vermischung zurück ins Auge fallen; (S. Sukows Naturl. Jena 61, p. 313) so muß die Oberfläche eines Körpers, der weiß aussehen soll, eine gehörige Dichtheit und Vestigkeit besitzen, um den Durchgang der Lichtstrahlen zu verwehren. Alles demnach, was die thierischen Säfte dicht und zähe machen kann, muß eine Hauptursache der Farbe anomalisch weißer Thiere seyn. Es ist nicht zu läugnen, daß eine jählinge Veränderung des Futters, der Lebensart und des Himmelsstriches, die Säfte verdicken könne. Vielleicht ist auch die große Kälte um den Nordpol der Grund, warum es dort so viele weiße Vögel giebt, indem wir aus der Naturlehre wißen, daß die Kälte die Säfte zu verdicken und zähe zu machen fähig sey. Allein alle diese Ursachen können unmöglich für den einzigen Grund anomalisch weißer Thiere angenommen werden. Viel weniger laßen sie sich auf unsern gemäßigten Himmelsstrich anwenden, in welche wir gleichwohl weiße Elstern, Schwalben, Sperlinge, Mäuse u. s. w. zu sehen bekommen.

Der

oder der Hitze ist so augenscheinlich, daß in den meisten mitternächtlichen Ländern, als in Schweden, gewiße Thiere

Der Hauptgrund muß also nicht von außen allein, sondern zum Theil in der innern thierischen Oekonomie zu suchen seyn. Menschen und viele Thiergattungen bekommen vom Alter weiße oder graue Haare. Das Alter kann also bey Vögeln, wie bey andern Thieren, die weiße Farbe da, wo sie vorhero nicht war, hervorbringen. Die thierischen Säfte pflegen mit den zunehmenden Jahren immer dichter und zäher zu werden, zuletzt aber die Wände der Pulsadern, so gar oft eine knöcherne Beschaffenheit zu erlangen. Folglich müßen auch alte Vögel aus ihrem nun dichtern und zähern Blut lauter solche Säfte erzeugen, die auch sogar ihren in der Mauserzeit neu erhaltenen Federn eine solche Dichtheit und Vestigkeit mittheilen, daß sie die auffallende Lichtstralen unzertrennt zurückwerfen, und folglich unserm Auge weiß erscheinen müßen. Nehmen wir nun an, daß die zu Zeugung der Nachkommenschaft erforderliche Säfte bey alten Vögeln eine gleiche Beschaffenheit erhalten haben, so ist nichts natürlicher, als daß auch in gemäßigten Himmelsstrichen, weiße Schwalben, Sperlinge, Raben und andere Vögel, aus gleichem Grunde, von bejahrten Aeltern hervorgebracht werden können. Eine dergleichen weiße Schwalbe ist freylich ein eben so seltsames Anomalon, als der junge Sohn eines Greises. Gleichwohl sind sie beyde nicht nur möglich, sondern auch wirklich in der Natur vorhanden. Man lese hiervon im Naturforscher 1 St. p. 54 — 64.

M...

Thiere, die Hasen zum Beyspiel, im Sommer grau, im Winter ganz weiß auszusehen *).

Es läßt sich aber dieser Meinung noch ein weit stärkerer, anfänglich unwiderlegbar scheinender Beweißgrund entgegen setzen. Man hat nämlich ein ganzes großes Land, eine ganz neue Welt entdecket, deren bewohnte Länder gröstentheils im hitzigen Erdstriche liegen, und wo dem ohnerachtet kein einziger Schwarzer anzutreffen ist. Denn die Einwohner dieses Welttheils pflegen insgesammt entweder mehr oder weniger roth, oder braun, oder kupferfarbig auszusehen. Man hätte wenigstens auf den antillischen Inseln, in Mexiko, im Königreiche Santa Fe, in Guinea, im Lande der Amazonen und in Peru, entweder Mohren oder doch schwarze Leute finden müßen, weil diese amerikanische Länder unter eben der Breite liegen, wie das Land um Senegal, Guinea und Angola in Afrika. In Brasilien, in Paraguay, und Chili hätte man, wenn der Himmelsstrich oder die Entfernung vom Pole die Ursache der unterschiedenen Farben bey den Menschen wäre, Leute finden müßen, welche den Kaffern und Hottentotten ähnlich wären.

Bevor ich aber dasjenige beybringe, was hierbey noch zu erinnern wäre, muß ich wohl billig erst alle die mancherley amerikanischen Völker auf eben die Art betrachten, wie wir bey den Völkern der andern Welttheile gethan haben. Wir werden hernach desto richtigere Vergleichungen anstellen und aus denselbigen allgemeine Folgen ziehen können.

Wenn

*) Lepus apud Suecos æstate cinereus, hieme semper albus. *Linn. Faun. Suec.* p. 8.

Wenn man also von Norden anfängt, so trifft man, wie bereits erinnert worden, in den mitternächtlichen Gegenden von Amerika erst eine Art von Lappen, welche viel Aehnlichkeit mit denen in Europa, oder mit den Samojeden in Asien haben. Sie pflegen, in Vergleichung mit diesen, zwar nicht so zahlreich zu seyn, sie haben sich aber doch in einem ansehnlichen Strich Landes verbreitet. Diejenigen, welche um die Straße Davis wohnen, haben keine sonderliche Leibeslänge, eine olivengrünliche Farbe, kurze und dicke Beine. Sie verstehen sich vortrefflich auf den Fischfang und pflegen ihre Fische, so wie anderes Fleisch, roh zu verspeisen, und statt ihres ordentlichen Getränkes entweder das reine Waßer oder das Blut von Seehunden zu genüßen. Bey dieser Lebensart haben sie besondere Leibesstärke, und sich zugleich eines ungemein langen Lebens zu erfreuen l). Sieht man in diesem Bilde nicht ordentlich die Gestalt, Farbe und Sitten der Lappländer abgebildet? und ist es nicht sonderbar genug, daß man ohnweit dieser Amerikanischen Lappen eine andere Art großer, wohlgestallteter, ziemlich weißer Menschen von regelmäßigen Gesichtszügen, so wie nahe bey den Europäischen Lappen die weiße, schöne, ziemlich große und wohlgebildete Finnen, antrift m)?

Die Wilden um Hudsons Meerbusen und in den mitternächtlichen Gegenden des Landes Labrador, scheinen zu einer andern Art, als die ersten, zu gehören. Sie sind häßlich, klein, und übelgestalltet, und haben dabey ein fast ganz mit Haaren bewachsenes

l) S. l'Hist. natur. des Isles. Rotterd. 1658. p. 189.

m) S. Ebend.

nes Gesicht, gleich den Wilden im Lande Yedso, nordwärts von Japan. Im Sommer wohnen sie unter Zeltern, die von den Häuten des amerikanischen Elennthieres (Orignal n) und amerikanischen Rennthieres (Karibu o), erbauet sind; im Winter, gleich den Lappen und Samojeden, unter der Erde, und liegen daselbst, eben so wie diese, ohne Unterschied durch einander. Beym bloßen Genuß des rohen Fleisches und roher Fische pflegen sie doch ein hohes Lebensziel zu erreichen p). Die Wilden auf der Insel Neuland haben mit denen um die Straße Davis wohnenden, viel Aehnlichkeit, einen kurzen Leib, einen kleinen oder fast gar keinen Bart, ein breites und plattes Gesicht, große Augen und gemeiniglich eine stumpfe Nase. Der Verfaßer, welcher sie auf diese Art beschreibet, saget von ihnen zugleich, sie wären den Wilden im nördlichen vesten Lande und in den Gegenden von Grönland ziemlich ähnlich q).

Weiter

n) S. Hrn. von Büffons Historie der Natur. Hamb. in 4to. VI Th. 2 B. p. 55. Not. 4. VII Th. 2 B. p. 246. It deßelben Hist. nat. génér. & partic. à Par. 1770. 8vo Vol. X. p. 242. *Vallm. de Bom.* Dict. T. IV. p. 198. Orignac. M . . .

o) S. Hrn. von Büffon l. c. 4to. II Th. 1 B. p. 291. VII Th. 2 B. p. 216. It. Par. 8vo. Vol. X. p. 227. *Vallm. de Bom.* l. c. Tom. II. p. 385 Caribou. M . . .

p) S. Le Voyage de *Robert Lade*, traduit par l'*Abbé Prevôt*, Par. 1744. T. II. p. 309. &c.

p) S. Le Recueil des Voyages au Nord. Rouen 1716. T. III. p. 7.

Weiter unterwärts von diesen in den mitternächtlichen Theilen von Amerika verbreiteten Wilden, sieht man wieder andere, von den vorigen ganz unterschiedene wilde Völker in beträchtlicher Anzal, nämlich die Kanadensischen und diejenigen Wilden, die sich in diesem ganzen Landstrich bis zu den Aßiniboils aufhalten. Es sind lauter große, mit starken Gliedern und gesunden Kräften ausgerüstete, ziemlich wohlgebildete Leute mit schwarzen Haaren und Augen, sehr weißen Zähnen, brauner Gesichtsfarbe, einem kleinen Baart und fast gar keinen Haaren an irgend einem andern Theil des Leibes; lauter abgehärtete auf Reisen unermüdete, im Laufen sehr schnelle, zum Hunger und zur Ueberladung gleich stark gewöhnte, kühne, beherzte, stolze, gesetzte und in ihren Begierden an sich haltende Leute! Sie kommen mit den orientalischen Tartarn, in Ansehung der Farbe der Haut, der Haare und der Augen, des kleinen Baartes und der wenigen Haare, der Gemüthsneigungen und Sitten so genau überein, daß man sie leicht für Abkömmlinge dieser Nation halten könnte, wenn man sie nicht als Völker betrachtete, welche durch ein großes Meer von einander getrennt sind. Sie wohnen auch unter eben derselben Breite. Zum neuen Beweiß, wie stark der Einfluß des Himmelsstriches auf die Farbe, sogar auf die Figur der Menschen seyn müße. Kurz man findet in der neuen, wie in der alten Welt, gleich Anfangs in Norden Leute, die mit den Lappen überein kommen, hernach weiße Menschen mit gelben Haaren, welche den mitternächtlichen Völkern in Europa, sodann stark mit Haaren bewachsene Leute, welche den Wilden in Yedso, und endlich die Wilden auf Kanada, und auf dem ganzen vesten Lande, bis zu dem mexikanischen

Meerbusen, welche den Tartarn in so vielen Stücken gleichen, daß man sie gewiß für wirkliche Tartarn ansehen würde, wenn man wegen der Möglichkeit ihrer Wanderung nicht noch in Zweifel stünde. Betrachtet man indeßen die kleine Zahl von Menschen, die man in den so unermeßlich weitläuftigen Ländern des nördlichen Amerika, und noch darzu in einer gänzlichen Wildheit angetroffen, so wird man, ohne weiteres Bedenken glauben, daß alle diese wilde Völker neue von einzelnen verlaufenen Personen eines zahlreichen Volkes abstammende Kolonien wären.

Man behaupet freylich, daß in dem nördlichen Amerika, von Norden bis zu den Lukayischen Inseln und bis zum Fluße Mißisippi genommen, jetzo nicht mehr der zwanzigste Theil derjenigen ursprünglichen Einwohner vorhanden wäre, die man bey der ersten Entdeckung des Landes antraf, und daß diese wilden Völker entweder aufgerieben, oder bis zu einer so kleinen Anzal herabgesetzet worden, daß wir heut zu Tage gar nicht mehr so von ihnen urtheilen dürfen, wie man damals mit Recht gethan haben würde. Wenn aber auch vor Zeiten der nördliche Theil von Amerika zwanzig mal so viel Einwohner, als jetzo da sind, gehabt haben sollte, so kann uns dieses doch nicht abhalten, diesen Welttheil von der damaligen Zeit an, als ein wüstes und so neu bevölkertes Land anzusehen, worinn die Leute noch nicht genug Zeit gehabt, sich ansehnlich zu vermehren. Herr Fabry, den ich ehemals anführete r), und welcher eine sehr lange Reise tief in den nordwestlichen Ländern von

r) S. l'Hist. nat. gener. & partic. Paris 1749. T. 1. p. 340.

von Mißisippi unternommen hatte, wohin vor ihm noch Niemand gekommen war, und wo also die wilden Völker noch nicht aufgerieben seyn konnten, beschrieb mir diesen Theil von Amerika so wüste, daß er oft einen Weg von hundert bis zweyhundert Meilen zurück geleget hätte, ohne jemals ein Menschengesicht oder nur eine Spur in der Nähe aller durchreiseten Gegenden angetroffen zu haben, woraus er auf eine menschliche Wohnung schlüßen können. Wenn er ohngefähr einige solcher Wohnplätze fand, so waren sie allemal außerordentlich weit von einander entfernt, und er fand in jedem nicht mehr als eine, zuweilen auch zwo bis drey Familien, höchst selten aber mehr, als zwanzig Personen zusammen, die aber immer wieder, auf hundert Meilen weit von andern zwanzig Menschen getrennet waren. Es ist zwar gewiß, daß man längs den Flüßen und Seen, die man durchschiffete, viel zahlreichere wilde Völker angetroffen, und daß noch einige davon übrig sind, welche ihrer Menge wegen sich stark genug fühlen, die Einwohner unserer Pflanzörter in Unruhe zu setzen. Allein die stärksten unter diesen Völkern bestehen aus nicht mehr, als drey oder viertausend Personen, die öfters noch auf einem größern Strich Landes, als ganz Frankreich ist, vertheilet leben. Man könnte daher, nach meiner Ueberzeugung, ohne sich eines Irrthums schuldig zu machen, behaupten, daß in einer einzigen solchen Stadt, wie Paris, ungleich mehr Leute sich aufhalten, als es in dem ganzen mitternächtlichen Theil von Amerika, der zwischen der Nord- und Südsee lieget, vom Mexikanischen Meerbusen bis in Norden, wilde Menschen angetroffen worden, obgleich dieser Strich Landes an Größe ganz Europa übertrifft.

Die Vermehrung der Menschen pflegt mehr von der Geselligkeit, als von der Natur selbst abzuhängen. Daß die Menschen, in Vergleichung mit den wilden Thieren, so zahlreich sind, kömmt hauptsächlich daher, weil sie gesellschaftlich mit einander vereiniget leben, und sich untereinander wechselsweise helfen, beystehen und unterstützen. In dem Theil von Amerika, dessen wir eben gedacht haben, giebt es vielleicht mehr wilde Ochsen (Bisons) s), als Menschen. Gleichwie aber, ohne gesellschaftliche Vereinigung, die Menschen sich nicht sonderlich vermehren, so ist auch zugleich der starke Anwachs ihrer Menge der kräftigste Wink zu einer nothwendigen Geselligkeit. In so fern man also in diesem ganzen amerikanischen Striche keine gesittete Völkerschaft antraf, so war es zu vermuthen, die Anzal der Menschen sey daselbst noch zu klein, und ihr Aufenthalt in diesen Ländern annoch viel zu neu gewesen, um das Bedürfniß oder die Vortheile der gesellschaftlichen Vereinigung fühlen zu können. Denn obgleich unter diesen wilden Völkern gewiße Sitten und Gebräuche herrschten, die jedem unter ihnen eigenthümlich zukamen, und sich einige derselben wilder, grausamer und beherzter, als andere zeigten, so waren sie doch eines so dumm und unwissend, als das andere, und wusten sämmtlich nichts von Geschicklichkeit und Künsten.

Ich hoffe daher nicht nöthig zu haben, weitläuftige Nachrichten von den Sitten dieser Völker zu liefern.

s) S. Hrn von Büffons Nat. Gesch. Hamb. 4to VI Th. 1 B. p 169. ingl. VII Th. 2 B. p. 216. Edit. in 8vo &c. à Par. 1770. Vol. X. p. 88 &c. *Valm. de Bom.* Dict. Tom. II. p. 76 &c.

fern. Alle davon handelnde Schriftsteller haben vergeßen zu bedenken, daß alles, was ihnen beständige, dauerhafte Gebräuche oder Sitten einer ganzen Gesellschaft von Menschen zu seyn schienen, bloß einzelnen Personen eigne Handlungen waren, wozu diese bald durch Umstände, bald aber durch besondern Eigensinn verleitet wurden. Von einigen Völkern wurde gesagt, sie fräßen, von andern, sie verbrenneten, und noch von andern, sie verstümmelten ihre Feinde. Von einigen, sie lebten in beständigem Kriege, von andern, sie liebten und suchten ein friedsames Leben. Von einigen, sie ermordeten ihre Väter, sobald sie zu einem gewißen hohen Alter gelanget wären, von andern, die Aeltern pflegten ihre Kinder selbst aufzufressen. Lauter Geschichten, worauf sich die Reisebeschreiber mit großer Ausführlichkeit sehr viel zu Gute thun, und welche doch nur von einzelnen Menschen erzählet werden sollten! Denn es ist eben so viel, als ob man sagte: Dieser Wilde hat seinen Feind aufgefressen, jener hat ihn verbrennt, und ein dritter hat ihn verstümmelt, oder: dieser hat seinen alten Vater umgebracht, und jener sein eignes Kind verzehret. Dies alles kann so gut bey einem einzigen, als bey mehrern wilden Völkern statt finden. Denn jedes Volk, das weder nach Vorschriften und Gesetzen, noch unter einem Oberhaupt, oder in einer Art von ordentlicher Gesellschaft lebet, ist nicht sowohl eine Nation, als vielmehr ein schwärmerischer Haufe barbarischer, zügelloser Menschen zu nennen, welche sich lediglich ihren eigenen Leidenschaften überlaßen, und, weil sie durch kein gemeinschaftliches Anliegen gebildet werden, ganz unfähig sind, ihre Handlungen auf einen gemeinschaftlichen Zweck zu setzen oder sich nach dauerhaften Gebräuchen zu richten, die eine Folge vernünftig

überlegter und vom grösten Haufen gebilligter Absichten, voraussetzen.

Diese Nation besteht aber, wird man sagen, aus Menschen, die sich kennen, die einerley Sprache reden, die sich, wenn es die Noth erfordert, unter einem Anführer vereinigen, sich auf einerley Art bewafnen, einerley Feldgeschrey haben und sich mit einerley Farbe bemalen. Diese Einwendung würde freylich einiges Gewicht haben, wenn dergleichen Gebräuche von Dauer wären, wenn solche Leute sich nicht oft vereinigten, ohne zu wißen warum? und sich nicht ohne alle angebliche Ursache wieder trenneten; wenn ihr Anführer seine Stelle nicht wieder entledigte, so bald es ihm, oder seinen Untergebenen einfällt, ohne Anführer seyn zu wollen, und wenn selbst ihre Sprache nicht so einfach, und aus diesem Grund ihnen allen gemein wäre.

Bey der gewöhnlichen Einschränkung ihrer Begriffe brauchen sie nur wenig Ausdrücke, die sich überdies nur auf die allgemeinsten und bekanntesten Sachen beziehen. Wären auch die meisten dieser Ausdrücke wirklich von einander unterschieden, so müßte man sie doch in sehr kurzer Zeit verstehen lernen, weil sie nur auf eine kleine Zahl von Wörtern sich einschränken, und es muß einem Wilden viel leichter seyn, die Sprachen aller andern Wilden, als einem Menschen aus einem gesitteten Volke, die Sprache eines einzigen andern solchen Volkes, verstehen und reden zu lernen.

Ob es also gleich unnöthig seyn würde, mich hier weitläuftig auf die Beschreibung der Gewohnheiten und Sitten dieser vermeynten Völker einzulaßen, so ist es doch vielleicht nothwendig, die Natur der einzel-

nen Menschen etwas näher zu betrachten. In der That ist ein wilder Mensch unter allen Thieren das allersonderbareste, das unbekannteste, wovon es schwer ist, eine Beschreibung zu geben. Wir pflegen aber dasjenige, was bloß eine Gabe der Natur ist, so wenig von dem, was Erziehung, Nachahmung, Kunst, und Beyspiele wirken, zu unterscheiden, oder wir mischen dieses alles dermaßen unter einander, daß man sich es nicht befremden laßen dürfte, wenn wir uns in dem Bild eines Wilden gänzlich verkenneten, so bald es uns in seinen wahren Farben und in seinen bloß natürlichen Zügen, welche den wesentlichen Charakter deßelben ausmachen, vorgehalten würde.

Ein durchaus wilder Mensch, wie z. B. das von Konor t) angeführte, unter den Bären erzogene Kind, der junge Mensch, welchen man in den Hannöverischen Wäldern, oder das kleine Mädchen, das man in den Gehölzen von Frankreich angetroffen u), würde für einen Weltweisen ein sehr merkwürdiger Gegenstand seiner Betrachtungen abgeben. Er würde, bey genauer Beobachtung seines Wilden, die wahre Stärke der natürlichen Begierden kennen lernen; die Seele deßelben würde vor ihm gleichsam enthüllet liegen, er würde jede natürliche Bewegung derselben einsehen, und in ihr vielleicht mehr Sanftmuth, mehr Gemüthsruhe, mehr Zufriedenheit, als in seiner eigenen, wahrnehmen, vielleicht auch erkennen

t) S. Evang. med. p. 133 &c.

u) Von diesen und noch mehrern in der Wildniß gefundenen Menschen wollen wir am Ende in einem Anhang ausführlichere Nachricht ertheilen.

M . . .

nen, daß die Tugend mehr den wilden, als den gesitteten Menschen eigen, das Laster hingegen eine Frucht unserer Geselligkeit sey.

Doch wir müßen unsern Hauptgegenstand nicht zu weit aus den Augen verlieren. Ob man gleich im ganzen mitternächtlichen Amerika lauter Wilden antraf, so fand man doch in Mexiko und Peru gesittete Menschen und nach bürgerlichen Gesetzen eingerichtete, von Königen beherrschte Völker, die fleißig, in den Künsten geschickt und nicht ohne Religion waren. Sie wohneten in Städten, wo, durch die Gewalt ihres Beherrschers, Ordnung und gute Policey aufrecht erhalten wurden. Diese an sich allerdings zahlreiche Völker können indeßen doch nicht als neue Völker, oder als Menschen betrachtet werden, die von einzelnen, den europäischen oder asiatischen Völkern entlaufenen Personen abstammen, weil sie von den Völkern dieser beyden Welttheile zu weit entfernet leben. Wenn gleich die Nordamerikanischen Wilden den Tartarn ähnlich sind, weil sie mit ihnen unter einerley Breite wohnen, so pflegen doch die Mexikaner und Peruaner, die, gleich den Mohren, im hitzigen Erdstrich leben, keine Aehnlichkeit mit diesen zu haben. Wo mögen also wohl diese Völker hergekommen, und was mag der wahre Grund vom Unterschiede der Farbe unter den Menschen seyn, weil hier die Wirkungen des Himmelsstriches ganz anders, als gewöhnlich befunden werden?

Bevor ich noch diese Fragen, so weit es mir möglich seyn wird, beantworte, muß ich in unsern Untersuchungen weiter fortgehen und nun diese Menschen beschreiben, die von dem sehr unterschieden zu seyn scheinen, was sie eigentlich seyn müßten, wenn der

Abstand

Abstand vom Pole die Hauptursache der Verschiedenheit im menschlichen Geschlechte wäre. Von den mitternächtlichen und Kanadensischen Wilden *), haben wir schon vorhin geredet, (S. oben S. 161.) Die Wilden in Florida, am Fluße Mißisippi und in andern mittäglichen Theilen des vesten Landes im nördlichen Ametika, sind schwärzlicher als die Kanadensischen, aber doch nicht braun. Das Oel und die Farben, womit sie den ganzen Leib überstreichen, geben ihnen ein olivenfarbigeres Ansehen, als sie wirklich haben.

Nach Koreals Beschreibung sind in Florida die Weiber groß, stark, und wie die Männer, olivenfarbig. Arme, Leib und Beine werden an ihnen mit unterschiedenen Farben bemalet, die sich nie wieder verwaschen, weil sie mit Hülfe starker und häufiger Aufritzungen tief in das Fleisch eingedrungen sind, und weil, an beyden Geschlechtern, die Olivenfarbe nicht sowohl von der Sonnenhitze, als von gewißen Oelen herrühret, womit sie die Haut gleichsam überfirnißen.

*) Man lese hierüber nach: Les Voyages du *Baron de la Hontan* à la Haye 1702. La Relation de la *Gaspesie* par le *Pere le Clerq* Recolet. Par. 1691, p. 44 und 392. La Description de la nouvelle *France* par le Pere *Charlevoix*. Par. 1744. Tom. I. p. 16 &c. Tom. III. pag. 24. 302. 310. 323. Les Lettres édifiantes Rec. XXIII. p. 203. 242. Le Voyage au pais *des Hurons* par *Gabr. Sabard Theodat*. Recolet Par. 1632, p. 128. 178. Le Voyage de la *nouvelle France par Diereville*. Rouen 1708. p. 122 bis p. 191. Les Decouvertes de Mr. *de la Salle* publiées par Mr. le Chevalier *Tonti*. Par. 1697. p. 24. 58 &c.

firnißen. Ferner beschreibt er diese Weiber sehr behende und eben so geschickt, über die größten Flüße, sogar mit einem Kind im Arm, zu schwimmen, als auf die höchsten Bäume zu klettern x). Alles dieses haben sie mit den wilden Weibern in Kanada und in den andern amerikanischen Ländern gemein.

Der Verfaßer der Natur- und Sittengeschichte der antillischen Inseln sagt von den Apalachiten, einem an Florida grenzenden Volke, die Leute wären daselbst von einer ziemlich wohlgebildeten, großen Leibesgestallt und olivengrünlichen Farbe, auch alle mit langen, schwarzen Haaren versehen; die Karaiben oder die Wilden auf den Antillischen Inseln wären Abkömmlinge von den Wilden in Florida, und wüsten sogar, aus mündlich fortgepflanzten Erzählungen, die Zeit ihrer Wanderung anzugeben y).

Die ursprünglichen Einwohner auf den Lukayischen Inseln haben zwar nicht ein so braunes Ansehen, als die Einwohner auf St. Domingo und auf der Insel Kuba; von beyden aber ist heut zu Tage nur noch ein so geringer Ueberrest vorhanden, daß man die Nachrichten der ersten Reisebeschreiber von diesen Völkern unmöglich nach der Wahrheit genau untersuchen kann. Nach dem Vorgeben dieser Schriftsteller standen diese Bewohner, als ein zahlreiches Volk, unter der Bothmäßigkeit gewißer Befehlshaber, die bey ihnen Kaziken hießen, und hatten unter sich sowohl eine Art von Priestern, als von Aerzten und Wahrsagern.

Alles

x) S. Le Voyage de *Coreal.* Paris 1722. Tom. I. p. 36.

y) S. L'Histoire naturelle & morale des Antilles. Rotterdam 1658. p. 351. 356.

Alles dieses ist aber noch vielen Zweifeln unterworfen, und in unserer Geschichte von keiner besondern Erheblichkeit.

Die Karaiben sind, überhaupt betrachtet, nach des P. du Tertre's Bericht, Leute von einer schönen Leibesgestallt und sehr guten Miene, ein mächtiges, an Gliedern und Kräften starkes, munteres und gesundes Volk. An vielen unter ihnen sieht man zwar eine platte Stirn und Nase. Beydes haben sie aber nicht von Natur, sondern durch die Bemühung ihrer Aeltern, welche den Kopf des Kindes, einige Zeit nach der Geburth, in diese platte Form zu drücken pflegen. Fast unter allen wilden Völkern herrschet allgemein der wunderliche Eigensinn, die natürliche Figur des Kopfes zu verändern. Fast alle Karaiben erscheinen mit schwarzen, ziemlich kleinen Augen, die Richtung oder Beschaffenheit ihrer Stirn aber und ihres Gesichtes giebt ihnen ein ziemlich großes Ansehen. Ihre Zähne sind schön, weiß und wohl geordnet, ihre Haare lang, glatt und an allen so schwarz, wie Kohlen. Etwas unerhörtes ist unter ihnen ein Mensch mit gelblichen Haaren. Ihre Haut siehet braun aus oder olivenfarbig; sogar das Weiße im Auge hat etwas davon angenommen. Diese braune Farbe ist ihnen ganz natürlich, und nicht einzig und allein, wie einige Schriftsteller behaupten wollen, dem Orlean z) beyzumeßen, womit sie beständig ihre Haut bestreichen. Denn

z) *Bixa* orellana *Linn* Sp. Plant. 1. p. 730. Orleana vel Orellana, folliculis lappaceis. *Plukn.* Almag. 272. 209. f. 4. Commel. Hort. 1. p. 95. f. 33. Arbor mexicana, fructu castaneæ, coccifera. *C. B. Pin.* p. 419.

Denn man hat angemerket, daß die von den Europäern aufgezogne und niemals mit dieser Farbe bemalte Kinder dieser Wilden, eben so braun und olivenfärbig, als ihre Aeltern, wurden.

Alle

419. Urucu. *Sloan.* Jam. 150. Hist. II. p. 52. T. 181. f. 1. Der Orleanbaum, s. Dietr. Pflanzenr. I. p. 641. Orleana offic. Gled. Arzeneygew. p. 255. Roucouyer, Roucou, Rocou, *Vallm. de Bom.* Dict. Tom. X. p. 103 — 108. Arnotta, Anotta, Bischofsmütze, Roukou. Onom. Bot. Vol. II. p. 126. Dieser schöne amerikanische Baum von mitlerer Größe, welchen Tournefort Mitellam americanam tinctoriam maximam nennet, findet sich in Mexiko, Brasilien ꝛc. und wird, um seines Nutzens willen, von den Einwohnern stark um ihre Wohnungen, Gärten und Felder, zu Bezeichnung der Grenzen gebrauchet. Seine Rinde giebt starke und veste Seile, Bänder und Schnuren. Die rauhe, stachlichte Frucht hat bey ihrer Reife diejenigen rothen Saamenkörner, die den in Manufakturen gebräuchlichen Orlean zur Färberey geben. Diese Körner werden in eine Masse zusammen gestoßen, die man für einen mittelmäßig getrokneten Teig oder auch für eine sogenannte Faeculam ansehen kann. Die rechte Farbe des Orlean ist hoch rothgelb, der Geruch der Violenwurzel gleich, der Geschmak aber herb und zusammen ziehend. Er wird aber mehr in der Färberey zur Pommeranzenfarbe, oder in manchen Landwirthschaften, die Butter zu färben, als in den Apotheken gebrauchet.

M . .

Alle diese Wilden haben ein tiefsinniges, nachdenkendes Ansehen, ob sie gleich nichts denken, und ihr trauriges Gesicht scheint bey ihnen eine beständige Schwermuth anzukündigen. Sie sind von Natur liebreich, freundlich und mitleidig. Ihre Grausamkeiten treffen bloß ihre Feinde. Es ist ihnen einerley, Anverwandte oder Fremde zu Weibern zu haben. Ihre leibliche Muhmen gehören ihnen von Rechtswegen. Man hat aber unter ihnen auch viele gesehen, welche zu gleicher Zeit zwo Schwestern, oder Mutter und Tochter, sogar ihre eigene Töchter zu Frauens hatten. Diejenigen, welche von vielen Frauens umgeben sind, schlafen bey jeder einen Monath lang, oder wenigstens bey der einen so viele Nächte, als bey jeder andern, welches unter ihnen hinreichend ist, aller Eifersucht gänzlich vorzubauen. Den Weibern verzeihen sie leicht einen begangnen Ehebruch, aber nie vergeben sie dem Ehebrecher. Ihre **Nahrung** besteht in den Bewohnern der **Burgauschnecken** a), in **Krabben**, **Schildkröten**, **Eidexen**, **Schlangen** und **Fischen**, welche sie mit Guineischem

a) Turbo Pica *Linn.* S. N. XII. p. 1235. n. 622. *Bon.* Mus. Kirch. p. 451. f. 29. 30. *Du Tertre* Hist. des Antill. 239. Burgau, la Veuve. *Argenv.* Pl. VIII. G. La Pie. *Regens.* VI. f. 66. T. XI. f. 57. *Geve.* T. X. f. 74. 75. XI. f. 82. *Knorr.* II. T. 21 f. 3. &c. Diese Schnecken sind auf den Antillischen Inseln eben so gemein, als bey uns die gewöhnlichsten Erdschnecken. Onom. H. Nat. II. p. 357 — 359.

M . . .

schem **Pfeffer** b) und **Manihotmehl** c) zubereiten d),

b) S. oben S. 53, Nota b.

c) Jatropha Manihot *Linn. Sp. Pl.* II. p. 1429. Ricinus minor &c. ex cujus radice tuberosâ, succo venenato turgidâ, Americani panem conficiunt. *Sloan.* Jam. 41. Hist. 1. p. 130. T. 85. *Manihot* inodorum s. Yucca foliis cannabinis *C. B. Pin.* p. 90. *Manihot Theveti*, Yucca & Cassavi *Jo. B. hist.* 2. p. 794. *Merian.* Surin. 4. f. 4. 5. **Dietr. Pflanzenr.** II p. 1123. **Manihot. Bankrofts** Naturgesch. von Guiana, p. 23. Die **Wurzel** dieses amerikanischen Strauches ist weiß, mehlich, weich und cylindrisch. Sie wird auf großen kupfernen Reibeisen zu einem klaren Mehl gerieben, von welchen man den Saft durchs Austroknen absondert. Dieses Mehl wird alsdann auf große eiserne Platten geleget, welche über ein gelindes Feuer gestellet sind, und in zirkelrunde Kuchen von unterschiedener Größe geformet, jeder zu vier Linien dick. Auf diesen Platten wird es gebacken, bis die Oberfläche anfänget braun zu werden. So läßt sichs etliche Monate lang süß und frisch erhalten. Ob aber gleich dieses auf den amerikanischen Küsten fast überall das gewöhnliche Brod ist, so enthält doch jeder Theil der Wurzel, woraus es gemacht wird, ein schnelles und tödtendes Gift von kühlender Beschaffenheit, welches, wenn man es einnimmt, häufige Krämpfe, Schwellen des Unterleibes und einen schnellen Stillstand aller Lebenskräfte verursachet. Den wäßrigen Theil drückt man aus, nicht weil er giftiger ist, als die mehlichte Substanz, sondern um das Backen zu erleichtern. Durch die Unachtsamkeit der Sklaven

wird

ten d). Weil sie ungemein faul und in der grösten Freyheit zu leben gewohnet sind, so verwünschen sie die Sklaverey, und man hat sich ihrer niemals, wie der Mohren, zur Arbeit bedienen können. Um sich wieder in Freyheit zu setzen, sind sie fähig, alles auf der Welt zu wagen. Im Fall einer vorhergesehenen Unmöglichkeit, laßen sie sich lieber von Hunger und Schwermuth aufreiben, ehe sie sich zu einem arbeitsamen Leben gewöhnen. Zuweilen hat man sich der Arruagen, die eine sanftere Gemüthsart, als die Karaiben haben, aber bloß zur Jagd und Fischerey, bedienet, weil sie diese Beschäftigung lieben und in ihrem Lande von Jugend auf dazu gewöhnet sind. Indeßen verlangen diese wilde Sklaven, wenn sie bey uns aushalten sollen, wenigstens eben so gelinde, als unser

wird dieser ausgequetschte Saft in den Plantagen öfters den Schafen, Schweinen und Federvieh zu Theile, die allemal vom Genuße desselben sterben. So tödlich aber dieses Gift in seinem rohen Zustand ist, so verliert es gleichwohl durch das Feuer alles Vermögen zu schaden. Daher pflegt auch das Mehl durchs Backen unschädlich und nahrhaft zu werden. Der giftige Saft der Wurzel wird von den Indianern und weißen Einwohnern mit Wildpret, Pfeffer u. s. w. gekocht und giebt auf diese Art eine wohlschmeckende, gesunde Brühe. Die besten Gegengifte wider die Wirkungen dieser Pflanze sind rother Pfeffer und Raam, unmittelbar darauf eingenommen. S. Bankroft l. c.

d) S. Hist. generale des Antilles par le *Pere du Tertre* T. II. pag. 453 — 462.

unser Gesinde in Europa behandelt zu werden. Im widrigen Fall pflegen sie entweder zu entwischen, oder für Schwermuth zu sterben. Fast eben so ist es auch mit den Brasilischen Sklaven beschaffen; ob diesen gleich, unter allen Wilden, die wenigste Dummheit, Schwermuth und Faulheit eigen zu seyn scheinet. Durch eine gütige Begegnung können sie aber doch gelocket werden, alles zu thun, wenn man sie nur mit Feldarbeit verschonet; denn ihrer Vorstellung nach, ist der Ackerbau das eigentliche Merkmal der Sklaverey.

Die **Weiber** sind unter den Wilden alle kleiner, als die Männer. Die Karaibischen haben einen fetten, wohlgebauten Körper, schwarze Augen und Haare, ein rundes Gesicht, einen kleinen Mund, sehr weiße Zähne, dabey auch ein lebhafteres, vergnügteres und feineres Ansehen, als ihre Männer, ohne dabey der Sittsamkeit und Eingezogenheit offenbar entgegen zu handeln. Sie bemaleten sich zwar mit Orleansaft e), aber sie entstellen ihr Gesicht und ihren Leib nicht mit so schwarzen Streifen, worinn die Männer eine Zierde suchen. Sie bedecken sich mit einer kleinen Schürze, acht bis 10 Zoll breit, fünf oder sechs Zoll lang. Mehrentheils werden diese Schürzen aus baumwollnen Zeuge verfertigt und überall mit Glaskügelchen ausgeschmücket. Sie erhalten diese Zierrathe von den Europäern gegen andere dafür vertauschte Sachen. Sie pflegen auch ihren Hals mit Schnüren von solchen gläsernen Kügelchen, welche bis auf den Busen herabhängen, feyerlich auszuputzen. Das ist aber noch nicht genug. Die Gelenke ihrer Hand und ihrer Ellenbogen müßen auch mit eben dergleichen Zierrathen, die Ohren aber mit aufgezogenen blauen Steinen

e) S. oben S. 171, Anmerkung z.

Steinen und Glaskügelchen als einem kostbaren Ohrengehänge, prangen. Ein Schmuk endlich, der ihnen ganz eigen und bey den Männern gar nicht gewöhnlich ist, besteht in einer Art baumwollner, mit Glaskugeln besezter Halbstiefel, welche die Beine vom Knöchel, bis über die Waden umkleiden. Sogleich beym Eintritt in das mannbare Alter beschenkt man die Mädchens mit solchen Schürzen und Halbstiefeln, die sie aber nie wieder ausziehen können, weil sie dermaßen vest anschlüßen, daß man sie weder aufwärts, noch herunterwärts von der Stelle rücken kann. Der untere Theil der Beine wird hierdurch verhindert, in die Dicke zu wachsen, wodurch aber die Waden viel dicker und vester werden, als natürlicher weise geschehen würde f).

Unter den jezigen Einwohnern von **Mexiko** und **Neuspanien** herrscht eine so große Vermischung, daß man kaum zwey Gesichter von einerley Farbe zu sehen bekommt. In der Stadt **Mexiko** findet man europäische **Weiße**, **Indianer** aus nördlichen und südlichen Amerikanischen Gegenden, **Mohren** aus Afrika, **Mulatten** und **Mestizen** g), also Menschen von allen

f) S. Les nouveaux Voyages aux Isles. T. II. p. 8 &c.

g) Im Deutschen fehlt es uns noch an einzelnen Wörtern, wodurch wir eben dieses ausdrücken könnten. **Mestizen** heißen diejenigen Menschen, die von einem Weißen und einer Indianerin gebohren worden. Im ganzen Spanischen **Amerika** werden sie *Mestizos*, im Französischen *Metis* genennet. Unter den **Mulatten** (Mulatos, Mulâtres) versteht man Leute, die von einem Weißen, oder **Europäer**, und von einer **Mohrin** erzeuget

allen zwischen weiß und schwarz möglichen Schattierungen h). Die natürlichen Einwohner des Landes haben eine braune und olivenartige Farbe, einen wohlgebauten, behenden Körper, wenig Haare, so wohl am ganzen Leibe, als auch an den Augenbraunen. Auf dem Kopfe pflegen sie aber doch bey allen sehr schwarz und lang zu seyn i).

Die Einwohner auf der amerikanischen Erdenge beschreibet **Wafer** als Leute, die gemeiniglich eine gute Leibesgestallt, einen guten Anstand, feine Arme, schöne Beine und eine breite Brust, auch im Laufen viel behende Geschäftigkeit haben. Die Frauens schildert er klein und untersetzt, nicht so lebhaft als die Männer, aber doch in der Jugend gesund und stark von Leibe, aufs artigste gewachsen und mit lebhaften Augen begabet. Männer und Weiber, sagt er, haben runde Gesichter, dicke kurze **Nasen**, große, mehrentheils graue, funkelnde, feuerreiche Augen, besonders in der Jugend, eine hohe Stirne, weiße und wohlgeordnete Zähne, dünne Lefzen, einen **Mund** von mittlerer Größe, und ziemlich regelmäßige, obwohl etwas starke Gesichtszüge, lange, schwarze, gerade, dicke Haare. Die Männer würden Bärte haben, wenn sie wollten; sie pflegen sie aber sorgfältig

zeuget worden. Die ersten führen bey den Brasilianern den Namen *Mamelus*. Man lese was hierüber im *Vallm. de Bom.* Dict. d'Hist. Nat. Tom. VI. p. 352. von den unterschiedenen Farben aus unterschiedenen Vermischungen der Menschen gesagt worden.

h) S. Lettres édifiantes. Rec. XI. p. 119.

i) S. Les Voyages de Coreal. Tom. I. p. 116.

sorgfältig auszurupfen. Ihre Haut ist braun, kupfergelb, oder pommeranzenfarbig, die Augenbraunen aber sind so schwarz, als ein glänzender Gagath k).

Die eben beschriebnen Völker sind nicht die einzigen Eingebohrnen der amerikanischen Erdenge. Man trift unter ihnen Menschen von unterschiedenen Arten an. So gering ihre Zahl auch seyn mag, so verdienen sie doch unsere Aufmerksamkeit vollkommen. Diese Leute sind weiß, aber nicht wie die Europäer, sondern ihre Haut pflegt beynahe milchfarbig, oder, wie die Haare weißer Pferde, auszusehen, auch völlig mit einer Art von kurzen und weißlichen Pflaumfedern, doch bald mehr bald weniger, an den Wangen und auf der Stirn, wo die Haut am deutlichsten hervorschimmert, am schwächsten besetzet zu seyn. Die Augenbraunen sind milchfarbig, so wie die schöne, sieben bis acht Zoll lange, halb krause Haare des Kopfes. An Größe können diese Indianer, sowohl die Männer, als Weiber, nicht mit andern Indianern verglichen werden. Eine besondre Aufmerksamkeit verdienen ihre länglichten Augenlieder, welche die Gestallt eines halben Mondes, mit abwärts gekehrten Spitzen haben. Mit ihren schwachen Augen können sie am hellen Tage fast nichts erkennen. Sie fliehen

k) Gagates. Succin. nigrum. Ein schwarzes, glänzendes und im Bruche dichtes Erdpech, das eine Politur annimmt, elektrisch ist und auf dem Waßer schwimmet. S. Baumers Miner. I. p. 34. und II Th. p. 27. Kronst. Miner. p. 250. Fr. Jays. Jayet. Ambre noir des boutiques. Agate noir d'Anderson. *Valm. de Bom.* Dict. T. VI. p. 77.

hen daher das Licht der Sonne und wißen sich beym Scheine des Mondes ihrer Augen desto vortheilhafter zu bedienen. Im Vergleich mit andern Indianern haben sie eine sehr zärtliche Leibesbeschaffenheit. Schwere Arbeiten sind ihnen unerträglich. Sie verschlafen den für sie zu hellen Tag, um des Nachts ihren Geschäften obliegen zu können. Bey Mondenschein laufen sie eben so schnell in den dunkelsten Gegenden der Wälder umher, als es andere bey Tage thun würden. Uebrigens fehlt es ihnen an der Munterkeit und an den Kräften anderer Indianer. Man darf sich indeßen unter diesen Leuten kein besonderes, von andern unterschiedenes Geschlecht vorstellen. Es geschieht bloß zuweilen, daß kupferfarbige Aeltern ein Kind von der beschriebenen Art bekommen. Wafer, von dem wir diese Nachricht entliehen, hat selbst eines von solchen Kindern, das noch kein völliges Jahr alt war, gesehen l).

Bey der vorausgesetzten Zuverläßigkeit dieser Nachricht müßte man von dieser Farbe und sonderbaren Leibesbeschaffenheit bloß auf eine gewiße Krankheit schlüßen, welche sie von den Aeltern geerbet hätten. Wäre hingegen dieser Umstand noch nicht genug erwiesen, oder machten sie ein eigen Geschlecht aus, und hätten ihren Ursprung nicht gelben Indianern zu danken, so würden sie mit den Chakrelas in Java und mit den Zeylonischen Bedas, von welchen kurz vorher geredet worden, viel Aehnlichkeit haben. Wären diese Weißen aber wirklich Abkömmlinge der gelben Indianer, so könnte man glauben, daß auch die Chakrelas und Bedas von braunen Aeltern abstammeten, und alle diese Weißen, die man in so weit

von

l) S. Les Voyages de *Dampier*. Tom. IV. p. 252.

von einander entfernten Oertern hin und wieder antrift, bloß einzelne, aus zufälligen Ursachen ausgeartete Menschen wären.

Ich muß bekennen, daß mir die lezte Meynung am glaubwürdigsten vorkömmt. Hätten wir durch die Reisebeschreiber von den Chakrelas und Bedas eben so genaue Beschreibungen, als von den Einwohnern in Darien durch Wafern, erhalten, so würden wir vielleicht gefunden haben, daß man jene so wenig, als diese für Europäische Abkömmlinge halten könne. Meine Muthmaßung erhält noch ein stärkeres Gewicht, wenn ich bedenke, daß auch unter den Mohren weiße Kinder von schwarzen Aeltern gebohren worden. Die Geschichte der Pariser Akademie liefert uns eine Beschreibung von zween dergleichen weißen Mohren. Ich selbst habe von diesen beyden einen gesehen, und in Afrika sollen sich unter den andern Mohren eine Menge weißer befinden m). Ohne Rücksicht auf die Nachrichten der Reisebeschreiber, bin ich durch das, wovon ich selbst Augenzeuge war, schon hinlänglich in Ansehung ihres Ursprunges überführet, und zweifle keinesweges an der Gewißheit, daß alle weiße Neger ausgeartete wirkliche Mohren sind; keine besondre und beständige Gattung von Menschen, sondern einzelne, besondre Menschen, bey denen sich eine bloß zufällige Verschiedenheit äußert; Menschen, die unter den Mohren eben das vorstellen, was, nach Wafers Berichte, die weißen Indianer unter den gelben, vielleicht auch die Chakrelas und Bedas unter den braunen Indianern sind.

Sehr merkwürdig und sonderbar ist es, daß diese Veränderung in der Natur bloß von der schwarzen in

 die

m) S. La Venus physique. Par. 1745.

die weiße Farbe, nicht aber umgekehrt von der weißen in die schwarze statt findet. Sie pflegt sich zwar bey den **Mohren**, bey den **braunsten** und **gelbsten Indianern**, folglich bey allen Menschenarten, deren Farbe von der weißen am weitsten entfernet ist, aber niemals bey den **weißen Indianern** zu ereignen, unter welchen man kein Beyspiel eines von ihnen erzeugten schwarzen Kindes aufweisen kann. Eben so merkwürdig ist es, daß alle Völker in Ostindien, Afrika und Amerika, unter welchen es einzelne weiße Menschen giebt, insgesammt unter einerley Breite wohnen. Die **Erdenge Darien**, das **Mohrenland** und die Insel **Zeylon** liegen schlechterdings unter eben demselben Parallelzirkel. Sollte daher die weiße Farbe nicht etwa die ursprüngliche der Natur seyn? Sie scheint bloß durch den Himmelsstrich, durch die Nahrung und Lebensart verändert, bloß dadurch bald ins Gelbe, bald ins Braune oder Schwarze verwandelt zu werden, unter gewißen Umständen auch wieder zu erscheinen, aber in einer so großen Veränderung, daß man sie nicht leicht für das ursprünglich Weiße, das aus angeführten Ursachen so weit von seiner Natur abgewichen ist, halten sollte.

Fast allemal pflegen die beyden entgegen gesetzten äußersten Grade sich einander zu nähern. Die vollkommenste Natur brachte weiße Menschen hervor, die auf den höchsten Grad veränderte Natur bildet sie ebenfalls weiß. Allein das natürliche oder einer ganzen Art eigenthümliche Weiß, ist von dem zufälligen oder individuellen Weißen (das man an einzelnen Gegenständen bemerket), sehr unterschieden. Beyspiele hiervon laßen sich an den Pflanzen sowohl, als bey Menschen und Thieren wahrnehmen. Was für ein Unter-

schied

schied ist nicht unter natürlich weißen Rosen oder Nelken, in Ansehung der Beschaffenheit ihres Weißen, wenn man sie mit rothen Rosen oder Nelken, wenn diese im Herbste von dem Nachtfrost und von der gewöhnlichen Kälte dieser Jahreszeit weiß geworden!

Einen sehr wahrscheinlichen Beweis, daß diese weiße Menschen in der That nur aus der Art geschlagene einzelne Geschöpfe sind, kann man auch noch daher nehmen, daß alle diese Leute weniger Stärke und Leibeskräfte, als andere, zugleich aber auch überaus schwache Augen haben. Man wird in diesem lezten Umstand weniger Außerordentliches finden, wenn man sich erinnert, daß auch unter uns die gelblicht weißen Leute gemeiniglich mit schwachen Augen sehen, auch, nach meiner eigenen Bemerkung, oft ein hartes Gehör haben. Man pfleget sogar ganz weißen, ungefleckten Hunden das Gehör gänzlich abzusprechen. Allgemein will ich dieses nicht behaupten; soviel kann ich aber versichern, daß ich unterschiedene dergleichen Hunde gesehen, die wirklich taub waren.

Die Peruanischen Indianer sehen eben so kupferfarbig aus, als die auf der amerikanischen Erdenge. Besonders gilt es von denen, welche die niedrig liegende Länder an der Seeküste bewohnen. In erhabnen Gegenden und in den beyden Reihen der Kordillerischen Kettengebirge sind fast alle Bewohner so weiß, als die Europäer. Einige wohnen eine ganze Meile höher, als andere. Dieser Unterschied aber in der Höhe auf der Erdkugel beträgt, in Ansehung der Witterung des Erdstriches, eben so viel, als ein Unterschied von tausend Meilen in der Breite. In der That haben die ursprünglichen Indianer in Terra Firma, die längs des Amazonenflußes und

der Landschaft Guiana wohnen, insgesammt eine braune und röthliche bald hellere, bald aber dunklere Farbe. Die verschiedene Schattirung hat, nach Hrn. de la Rondaminens Muthmaßung, ihren vorzüglichsten Grund wahrscheinlich in der unterschiedenen Beschaffenheit der Luft in den von ihnen bewohnten Ländern. Denn diese pflegt sich von der größten Hitze des heißesten Erdstriches an, bis zu der vom nahen Schnee verursachten Kälte, je mehr und mehr zu verändern n). Einige dieser Wilden zwingen das Gesicht ihrer Kinder, wie z. E. die Omanguas, in eine platte Form, indem sie den Kopf derselben zwischen zwey Brettern zusammen preßen o). Andere schmücken ihre durchbohrte Nasenlöcher, Lefzen und Wangen mit Fischgräten, Vogelfedern und andern erborgten Zierrathen. Die meisten finden einen Vorzug darinn, ihre durchlöcherte Ohren unglaublich zu vergrößern, und das Loch in den Ohrlappen mit einem großen Büschel Blumen oder Kräuter, statt aller andern Ohrengehänge, anzufüllen p). Von den allenthalben so berufenen Amazonen will ich nichts weiter sagen. Man mag darüber vielmehr die Geschichtschreiber dieser Heldinnen selbst nachlesen. Wenn man sie alle nach einander zu Rathe gefraget hat, so wird man dennoch keinen entscheidenden Grund für das wirkliche

Daseyn

n) S. Voyage de l'Amerique meridionale, en descendant la riviere des Amazones, par Mr. *de la Coudamine.* Par. 1745. p. 49.

o) S. Ebend. p. 72.

p. S. Ebend. p. 48. u. s. w.

Daseyn dieser merkwürdigen Weiber anzugeben wissen q).

Einige Reisebeschreiber gedenken eines Volkes in Guiana, in welchem die Menschen alle übrigen Indianer an Schwärze weit übertreffen sollen. Die Arrasen beschreibt Raleigh fast eben so schwarz, als die Mohren, zugleich aber als frische, starke Leute, die gewohnt sind, giftiger Pfeile sich zu bedienen r).

q) S. Le Voyage de Mr. *de la Condamine* p. 101 — 113. La Relation de la *Guiane*, par *Walter Raleigh* Tom. II. Les Voyages de *Coreal* p. 25. La Relation du *Pere d'Acunna* traduite par *Gomberville*. Paris 1682. Vol. I. p. 237. Les Lettres édifiantes, Rec. X. p. 241, & Rec. XII. p. 213. Le Voyage de *Mocquet* p. 101 — 105 &c.

r) Ueberhaupt sind unter den Indianern die vergifteten Pfeile sehr im Gebrauche. Die Karaiben pflegen ihre Pfeile am Safte des Manchineelbaums (Hippomane mancinella *Linn.*) zu vergiften, welche sehr lange diese Eigenschaft behalten. Die Schützen müßen aber, wenn sie die Rinde deßelben aufritzen wollen, den Kopf sorgfältig auf die Seite drehen, daß ihnen kein Tropfen vom Saft in die Augen sprützet. S. Mannigfalt. II. B. p. 564 a. Die Giftpfeile der Einwohner in Guiana werden aus Splittern von der harten, dichten äußern Substanz des Kokarikobaums geschnitzet. Sie sind gemeiniglich zwölf Zoll lang und etwas dicker, als eine starke Stricknadel. Das eine von beyden Enden ist scharf zugespitzt, und mit dem Safte vom Woorara vergiftet. Um das andere Ende herum ist eine

Eben dieser Schriftsteller spricht auch von einem andern indianischen Volke mit kurzem Hals und so ho-
hen

Rolle von Baumwollen gewunden, welche sie nach der Hohlung des Rohres paßen, wodurch der Pfeil soll geblasen werden. So bald sie den Pfeil auf solche Weise zum Verderben zugerichtet und bewafnet haben, wird er in ein gerades, hohles Rohr, von etlichen Fuß in der Länge, gesteckt, das Blasrohr nach dem Gegenstande gerichtet, und der Pfeil mit einem engen, scharfen Hauch durch die Höhlung des Rohres, herausgetrieben, der alsdann mit größter Schnelligkeit und unfehlbarer Gewißheit bis auf eine Entfernung von dreyßig bis vierzig Ruthen flieget, wo er dem Thier, welches er bis zum Bluten verwundet, einen plötzlichen und unvermeidlichen Tod bringet. Diese Pfeile zu schießen, ist von der Kindheit an eine Hauptübung der Indianer. Durch langen Gebrauch und Gewohnheit erwerben sie sich einen Grad der Genauigkeit in dieser Uebung, die fast unglaublich ist und von keinem Europäer nachgeahmet werden kann. Fast jeder Stamm der Indianer hat auch zu dieser Absicht seine besondere Gifte. Wenn dieses Gift seine tödtende Wirkung äußern soll, so muß es nothwendig von außen unmittelbar in die Blutgefäße kommen. Man weis, wie unschädlich oder vielmehr wie nützlich an sich das Olivenöl ist, wenn man es verschlinget oder äußerlich auf den Leib streichet; und doch ziehet es den gewißen Tod nach sich, wenn es durchs Einsprützen unmittelbar in die Blutgefäße gebracht wird. Eben so unschuldig ist auch das Gift der Woovara, wenn es eingenommen oder äußerlich aufgeleget
wird,

hen Schultern, daß ihre Augen scheinen auf den Schultern, und ihr Mund, in der Brust zu sitzen s).

wird, obgleich nichts tödlicher seyn kann, als eben dieses Gift, wenn man es in die Blut- oder Pulsadern bringet. Die Amazonischen und Guianischen Indianer speisen ohne Bedenken das Fleisch der Thiere, welche sie durch dieses Gift getödtet haben. Die leztern pflegen das ihrige sogar ohne Schaden zu kosten. Wenn das Oberhäutchen des Körpers unverlezt ist, kann man dieses Gist, aufgelöset, ohne Gefahr über den ganzen Körper streichen und sogar auf der Haut trocknen laßen. Das Leben scheint in solchem Fall bloß auf einer heilen Haut zu beruhen.

Eigentlich werden dergleichen giftige Pfeile bloß auf der Jagd, besonders gegen die **Meerkatzen** (Simia caudata) gebraucht, welche sonst, nach gewöhnlichen Verwundungen, auf die Gipfel der Bäume laufen, und mit ihren Schwänzen sich so vest an einem Ast anklammern, daß sie auch nach ihrem Tode so leicht nicht herunter fallen. In den Kriegen der Guianischen Indianer, die ohnedies nur selten vorfallen, werden dergleichen giftige Pfeile nie gegen Menschen abgedrückt. Es ist in der That bewundernswürdig, daß ein Volk ohne Gesetze, von keinen Grundsätzen der Religion geleitet, also durch keine Furcht gegenwärtiger oder zukünftiger Strafen eingeschränket, und mit einem so tödtlichen Gift versehen, doch selbiges nie zu Befriedigung seines Haßes, der Eifersucht und Rache gebrauchet. Wer mehr von den unterschiedenen Arten des Pfeilgiftes, von deßen Wirkungen und vom Gebrauch

der

sitzen s). Die Natur ist gewiß an dieser ungeheuren Entstellung vollkommen unschuldig; es hat vielmehr das Ansehen, daß diese Wilden, die so viel Vergnügen darinn finden, der Natur Gewalt anzuthun, indem sie die Köpfe ihrer Kinder bald platter, bald runder, bald länglicher bilden, als die Natur that, auch ein Mittel werden ausgedacht haben, den Hals derselben zwischen die Schultern zu zwängen. Zu allen diesen wunderlichen Einfällen konnte bloß die Einbildung Gelegenheit geben, daß durch dergleichen abscheuliche Verstellung ihres natürlichen Ansehens, ihre Feinde mehr in Furcht und Schrecken gesetzet werden könnten. Vielleicht standen ehemals die Skythen, welche vor Zeiten den jezigen Amerikanern an Wildheit nichts nachgaben, in eben dem thörichten Wahn, und suchten ihre Grillen auf eben diese Art zur Wirklichkeit zu bringen. Ohnstreitig waren dergleichen Vorfälle die Veranlaßung zu dem allen, was die Alten von Menschen ohne Kopf, oder von Hundsköpfigen und wer weis von was für Menschen, geschrieben und ihren Nachkommen für Wahrheiten verkaufet haben.

Die **Brasilischen Wilden** gleichen an Leibeslänge beynahe den **Europäern**. Sie haben aber stärkere Glieder, mehr Kräfte und eine geschmeidigere Behen-

der giftigen Pfeile zu lesen wünschet, dem kann ich die Abhandlung von einigen vegetabilischen Giften und vergifteten Pfeilen der Indianer im IVten Jahrg. der hiesigen Mannigfaltigkeiten S. 241 rc. und 257 rc. empfehlen.

M...

s) S. Les Voyages de *Coreal*. Tom. II. p. 58. 59.

Behendigkeit. Von Krankheiten werden sie nicht sonderlich beunruhiget, und genüßen daher gemeiniglich eines langen Lebens. Ihre schwarze Haare pflegen im Alter selten grau zu werden. Ihre braune Gesichtsfarbe spielt bey ihnen ein wenig ins Rothe. Sie haben einen dicken Kopf, breite Schultern, und lange Haare. Die lächerliche Gewohnheit, sich den Baart, das Haar auf dem Leibe, die Augenbraunen, sogar die Augenwimpern auszurupfen, giebt ihnen ein wildes, höchst seltsames Ansehen. In ihre durchbohrte Unterlefzen pflegen sie einen kleinen, wie Elfenbein polirten Knochen, oder einen Stein von ziemlicher Größe zu stecken. Die Mütter drücken ihren Kindern, gleich nach der Geburth die Nase breit. Sie gehen alle nackend und bemalen sich den Leib mit unterschiedenen Farben t).

Die Bewohner der an die Seeküste grenzenden Länder haben, bey Gelegenheit eines freywilligen oder gezwungenen Gewerbes mit den Portugiesen, ein wenig Lebensart gelernet. Mitten im Lande sind aber die Einwohner größtentheils ganz wild geblieben. Man hat es zwar versucht, gesittetere Menschen aus ihnen zu machen. Allein man bediente sich der Gewalt, man suchte sie zu Sklaven zu machen, und das waren gerade die verkehrtesten Mittel, diesen Endzweck zu erreichen. Die Mißionarien haben unter diesen

t) S. Le Voyage fait au *Bresil* par Jean *de Lery*. Par. 1578. p. 108. Voyage de *Coreal* Tom. I. p. 163. Memoires pour servir à l'Hist. des *Indes* 1702. p. 287. Hist. des *Indes de Maffée*. Par. 1665. p. 71. Voy. de *Pyrard*. 2de Part. Tom. II. p. 337. Lettres édifiantes Rec. X [illegible]

diesen Barbarischen Völkern mehr Wilde zu wahren Menschen umgeschaffen, als die siegreichsten Armeen der Printzen, welche sie unter das Joch beugeten. Die Landschaft Paraguay gehört unter die mit Sanftmuth gemachten Eroberungen. Die Mißionarien hatten durch anhaltende Gelindigkeit, gute Beyspiele, Mildthätigkeit und Ausübung christlicher Tugenden endlich diese Wilden gerühret, und über ihr Mißtrauen und Unbändigkeit gesieget. Sie haben sich oft selbst gemeldet und gebeten, sie das Gesetz kennen zu lehren, welches die Menschen so vollkommen machte. Sie haben sich diesem Gesetz willig unterworfen und sich zusammen in Gesellschaft vereiniget. Nichts auf der Welt kann der wahren Religion zu einer größern Ehre gereichen, als daß durch ihre Macht diese Völker gesitteter wurden, und bloß die Waffen der Tugend hier den Grund zu einem großen Staate geleget haben.

Die Einwohner dieser Landschaft Paraguay sind gemeiniglich Leute von einer ziemlich artigen und langen Statur. Ihr Gesicht ist etwas lang und ihre Farbe olivengrünlich u). Bisweilen herrscht unter ihnen eine außerordentliche Krankheit. Sie besteht in einer Art von Aussatz, welcher den ganzen Leib überziehet, und auf selbigem eine Rinde, so schuppicht, wie eine Fischhaut, bildet. Indeßen verursachet ihnen dieser Zufall nicht den geringsten Schmerz, oder sonst irgend eine, der Gesundheit nachtheilige Folge x).

Von

u) S. Les Voyages de *Coreal.* Tom. I. p. 240 und 259. Lettres édifiantes Rec. XI. p. 391. Rec. XII. p. 6.

x) S. Lettres édifiantes Recueil XXV. p. 122.

Von den Indianern aus Chili weis man durch Herrn Frezier, daß sie braun, und wie die Peruanischen Indianer, etwas kupferfarbig aussehen. Diese Farbe läßt sich merklich von der Farbe der Mulatten unterscheiden. Weil diese von einem Weißen und einer Mohrin, oder von einem Mohren und einer Weißen erzeugt und gebohren worden, so haben sie eine braune oder aus dem Weißen und Schwarzen gemischte, die Indianer hingegen im ganzen südlichen Amerika, eine gelbe oder vielmehr eine röthliche Farbe. Die Einwohner in Chili haben eine gute Leibesgestallt, starke Glieder, eine breite Brust, ein etwas unangenehmes, unbärtiges Gesicht, kleine Augen, lange Ohren, schwarze, gerade und so dicke Haare, wie Pferdemähnen. Sie verlängern sich die Ohren und pflegen ihren Baart mit kleinen, aus Muscheln gemachten Zängelchen auszureißen. Die meisten leben im Stande der Unschuld. Ob es gleich in diesen Gegenden merklich kalt ist, so hängen sie doch nur einige Thierfelle über die Schultern.

Am äußerstern Ende von Chili, gegen das Magellanische Land, ist eigentlich die Gegend, wo sich, wie man vorgiebt, eine Art Menschen von Riesengröße aufhalten soll. Herr Frezier will von unterschiedenen Spaniern erfahren haben, daß einige dieser Menschen, welche sie gesehen, wenigstens vier Spanische Ellen, oder neun bis zehn Fuß hoch gewesen. Seiner Angabe nach wohnen diese Patagonische Riesen auf der östlichen Seite der wüsten Küste, deren die alte Nachrichten gedenken. In der Folge hat man aber diese Nachrichten unter die Mährchen gerechnet, weil man bey der Magellanischen Meerenge Indianer von der gewöhnlichen Menschengröße gefunden. Hr.

Froger,

Froger, fährt Frezier fort, konnte dadurch in seiner Beschreibung von des Herrn de Gennes Reise, wie andere, seyn hintergangen worden; denn einige Schiffe hatten zu gleicher Zeit sowohl die erstern, als die leztern gesehen. Die Leute auf dem Schiffe Jakob und St. Malo erblickten im Jahr 1709 sieben von diesen Patagonischen Riesen im Meerbusen Gregorius, und die Leute vom Schiffe St. Peter de Marseille hatte deren sechse wahrgenommen, denen sie sich auch näherten, um ihnen Brod, Wein und Brandwein anzubieten. Sie hatten aber alles ausgeschlagen, ob sie gleich diesen Bootsleuten ein Geschenke mit einigen Pfeilen gemacht und ihnen treulich beygestanden hatten, da sie eben ihr Boot auf den Strand laufen ließen y). Da indeßen Hr. Frezier nicht saget, er habe selbst einen von diesen Riesen gesehen, auch die von ihnen bekannt gemachte Nachrichten in andern Stücken das Wunderbare zu sehr angehäufet haben; so bleibt es noch immer zweifelhaft, ob man wirklich eine aus lauter Riesen bestehende Art Menschen, besonders zehn Fuß hoher Menschen, annehmen dürfe; denn der Körper eines Menschen dieser Art würde, im Ganzen betrachtet, acht mal stärker, als der Körper eines gewöhnlichen Menschen, seyn. In sofern die ordentliche Höhe der Menschen gemeiniglich fünf Schuh beträgt, so pflegen sich die äußersten Grenzen derselben so leicht nicht über einen Fuß mehr oder weniger zu erstrecken. Ein sechsfüßiger Mensch ist in Wahrheit schon sehr groß, und ein vierfüßiger äußerst klein. Beyde, sowohl Riesen als Zwerge *), welche

y) S. le Voyage de *Frezier*. Paris 1732. p. 75 &c.

*) Von den Riesen sowohl, als von den Zwergen, wollen wir am Ende dieses Bandes etwas ausführlicher sprechen.

M...

welche diese Grenzen der Größe entweder übersteigen oder nicht erreichen, müßen bloß als einzelne zufällige Abweichungen in ihrem Geschlecht und nicht als beständige Arten betrachtet werden, die eine fortdauernde Menschengattung hervorbringen können.

Wenn es übrigens in dem **Magellanischen Lande** wirklich dergleichen Riesen geben sollte, so müßen sie wenigstens nur in geringer Zahl und einzeln vorhanden seyn. Denn die Einwohner der Meerenge und der angrenzenden Inseln sind größtentheils Wilde von einer mittelmäßigen Leibeslänge, olivenartiger Farbe, breiter Brust, von einem ziemlich vierschrötigen Körper, starken Gliedern, schwarzen und geraden Haaren z). Mit einem Worte, sie gleichen in Ansehung der Leibeslänge allen andern Menschen, in Ansehung der Farbe hingegen und Haare, den übrigen **Amerikanern**.

Man findet also in der ganzen neuen Welt nur eine Art von Menschen, die alle mehr oder weniger braun sind. Bloß die **nördlichsten Amerikaner**, unter denen viele den Lappen gleichen, und einige den nördlichen Europäern ähnliche Leute mit gelben Haaren, muß man ausnehmen, sonst wird man in allen übrigen

z) S. Voyage du *Cap. Narbrugh.* II Vol. de *Coreal* p. 231. und 284. L'Histoire de la Conquête des Molucques par *Argensola.* Tom. I. p. 35. und 255. Le Voyage de Mr. *de Gennes* par *Froger* p. 97. Recueil des Voyages qui ont servi à l'Etablissement de la Compagnie d'Hollande. Tom. I. p. 651. Les Voyages du Capitain *Vood* Vme Vol. de *Dampier* p. 179. &c.

übrigen Ländern dieses großen Welttheiles lauter Menschen antreffen, welche sich nicht sonderlich von einander unterscheiden. Wie groß war hingegen die Verschiedenheit unter den mancherley Völkern der alten Welt, von denen wir eben geredet haben! Ich vermuthe nicht unrecht zu schlüßen, wenn ich die Gleichförmigkeit unter den amerikanischen Einwohnern von der einförmigen Lebensart aller dieser Völker herleite. Alle ursprüngliche Amerikaner waren oder sind noch jezo wilde oder halbwilde Menschen. Die Mexikaner und Peruaner waren erst so neuerlich in eine bürgerliche Verfaßung gekommen, daß man von ihnen keine Ausnahme gegen unsern Grundsatz hernehmen kann. Diese Wilden mögen also entsproßen seyn woher sie wollen, so scheinen sie doch insgesammt einen gemeinschaftlichen Ursprung zu haben. Alle Amerikaner gehören zu einerley Stamm, und sie haben die eigentlichen Kennzeichen ihrer Art bis auf den heutigen Tag, ohne merkliche Veränderung, beybehalten; denn sie sind alle wild geblieben, sie haben fast sämmtlich einerley Lebensart geführet, und in ihrem Himmelsstrich herrschet bey weitem kein so großer Unterschied in Ansehung der Hitze und Kälte, als man in der alten Welt bemerket. Ueberdies haben sie erst neuerlich in ihren Ländern sich niedergelaßen. Die Ursachen also, welche die Verschiedenheiten bewirken, haben lange noch nicht genug Zeit gehabt, sichtbare Veränderungen hervor zu bringen.

Jeder von den angeführten Gründen verdienet besonders in Erwägung gezogen zu werden. Daß die Amerikaner neue Völker sind, läßt sich wohl nicht in Zweifel ziehen, wenn man bedenket, wie klein ihre Zahl, wie groß ihre Unwißenheit und wie gering

der

der Fortgang der gesittetsten unter ihnen, in Ansehung der Künste, ist. Die erste Nachrichten von Entdeckung und Eroberung dieses Welttheiles schildern uns zwar Mexiko, Peru, St. Domingo u. s. w. als ungemein volkreiche Länder und wollen uns überreden, die Spanier hätten allenthalben wider sehr zahlreiche Kriegesheere streiten müßen. Wer begreift aber nicht, daß hinter diesen Berichten eine Spanische Großsprecherey verborgen ist? Sieht man dieses nicht offenbar an den wenigen Denkmalen, welche von der vorgegebenen Größe dieser Völker noch übrig sind? Sieht man es nicht aus der Beschaffenheit des Landes selbst, welches, ob es gleich von den Europäern, also von geschicktern Einwohnern besetzt worden, als die alten waren, dennoch wüst, ungebaut und mit Holz bedeckt blieb? Ist es wohl überhaupt etwas anders, als eine Kette unzugänglicher Gebirge, die folglich nur sehr kleine Plätze übrig laßen, welche mit Vortheil angebauet und bewohnet werden könnten? Finden wir nicht sogar in den eignen Ueberlieferungen dieses Volkes von der Zeit, wo sie gesellig sich zu vereinigen gesucht, eine neue Bestätigung unserer Meynung? Die Peruaner zählten mehr nicht, als zwölf Könige, wovon der erste sie gesitteter zu machen angefangen a). Sie waren also vor etwa dreyhundert Jahren eben so wild, als die andern. Ferner beweiset unsern Satz die geringe Zahl von Menschen, die man zu Eroberung dieser großen Länder brauchte. Ob ihnen gleich das Schießpulver außerordentlich zu statten kam, so würden ihnen doch diese Völker, wenn sie zahlreich gewesen wären, den Sieg ohnfehlbar streitig zu machen gesucht haben. Der Beweis deßen, was ich behaup-

a) S. l'Histoire de Incas par *Garcilasso* &c. Par. 1744.

te, liegt in der historischen Erfahrung, daß man doch niemals die Mohren unter das Joch bringen oder ihr Land erobern können, obgleich die Wirkungen des Schießpulvers für sie eben so neu und erschrecklich, als für die Amerikaner waren. Die wenige Schwierigkeiten, die man bey Eroberung des ganzen amerikanischen Welttheiles gefunden, scheinen mir hinlänglich zu beweisen, daß Amerika nur wenig bevölkert und noch gar nicht lange bewohnt gewesen sey.

Daß in den unterschiedenen Himmelsstrichen der neuen Welt, ein geringerer Unterschied in der Witterung, als in der alten herrschet, ist ebenfalls unterschiedenen Ursachen beyzumessen. Die Wärme im Amerikanischen hitzigen Erdstrich ist bey weitem so groß nicht, als im Afrikanischen. Die Amerikanischen, in diesem Erdstrich liegenden Länder sind Meriko, Neuspanien, Peru, das Land der Amazonen, Brasilien und Guiana. Die Hitze steigt in Meriko, Neuspanien und Peru nie zu einem sehr hohen Grade, weil diese Länder über die gewöhnliche Fläche des Erdbodens ungemein weit erhaben sind. In Peru steigt, bey der stärksten Hitze, das Wetterglas nicht so hoch als in Frankreich. Der Schnee, welcher hier beständig die Gipfel der Berge bedecket, verursachet in der Luft eine merkliche Kälte. Und dieser Grund, welcher eine Wirkung der vorigen Ursach ist, hat einen großen Einfluß auf die Witterung dieses Erdstriches. Daher pflegen auch die Einwohner dieses Reiches weder schwarz noch sehr braun, sondern von der Sonne bloß braungelb gefärbet zu seyn. Da sich im Lande der Amazonen eine ungeheure Menge von Wasser, Flüßen und Wäldern befindet, so muß in selbigem nothwendig

wendig eine außerordentlich feuchte und weit kühlere Luft, als in einem trocknern Lande, herrschen. Außserdem hat man zu bemerken, daß der zwischen den Wendezirkeln beständig wehende Ostwind erst alsdann in Brasilien, im Lande der Amazonen und in Guiana gespüret wird, wenn er vorher über ein großes Meer gestrichen und eine Kühlung angenommen hat, die er sodann über alle östliche Länder verbreitet, welche unter der Mittellinie liegen. Dieser Umstand so wohl, als die Menge von Wasser und Wäldern, ingleichen der häufige anhaltende Regen, geben uns den wahren Grund an, warum diese amerikanische Gegenden, in Ansehung der Witterung, viel gemässigter sind, als sie ausserdem wirklich seyn würden. Wenn der Ostwind aber vorher die niedrigen amerikanischen Länder durchstrichen hat und nun Peru erreichet, so ist seine Wärme natürlicher Weise um einen beträchtlichen Grad erhöhet. Er würde so gar in Peru wärmer, als in Brasilien und in Guiana seyn, wenn die Luft nicht sowohl durch die hohe Lage des Landes, als durch den häufigen Schnee eine merkliche Abkühlung erhielte, und alle Hitze verlöhre, welche der Ostwind bey Durchstreichung des flachen Landes angenommen haben könnte. Indessen ist er immer noch warm genug, um einen Einfluß auf die Farbe der Wilden zu haben. Denn alle diejenigen Einwohner, die vermöge ihrer Lage diesem Wind am stärkesten bloß gestellet sind, haben die gelbeste, diejenigen aber, welche zwischen den Bergen in Thälern wohnen, und folglich wider die Wirkungen desselben geschützet bleiben, eine viel weissere Farbe, als die andern. Ueberdies muß auch eben dieser Wind, indem er auf die hohen kordillerischen Gebirge stösset, weit in die angrenzende Länder zurückprallen und ih-

nen die Kühlung zuführen, die er von dem Schnee angenommen, womit ihre Gipfel bedecket sind. Dieser Schnee selbst muß zu seiner Abschmelzungszeit kalte Winde hervorbringen.

Wie viel Ursachen vereinigen sich nicht, um die Wärme des hitzigen Erdstriches in Amerika zu mäßigen? Ist es also wohl zu bewundern, wenn man hier weder schwarze noch braune Menschen, wie unter eben dem hitzigen afrikanischen und asiatischen Erdstrich antrift, wo die Umstände, wie gleich soll gezeiget werden, sehr verschieden sind? Man mag also die Amerikaner entweder als uralte Bewohner dieser Länder, oder als Menschen betrachten, die sich erst in viel neuern Zeiten daselbst niedergelassen haben, so darf man doch, weil ihr hitzigster Himmelsstrich noch immer sehr gemäßiget ist, daselbst keinen Schwarzen anzutreffen hoffen.

Die Gleichförmigkeit in der Lebensart macht den lezten Beweisgrund von den Ursachen des geringen Unterschiedes bey den Amerikanern aus. Sie waren alle wild, oder erst sehr neuerlich, etwas gesittet worden. Sie lebten jezt und hatten vorher immer auf einerley Weise gelebet. Wären sie auch alle von einem gemeinschaftlichen Stammvater entstanden, so hatten sich doch die einzelnen Geschlechter, ohne sich einander in den Weg zu kommen, allenthalben zerstreuet. Jede Familie machte gleichsam ein eignes Volk aus, das unter sich selbst eine vollkommne, mit andern aber eine große Aehnlichkeit hatte. Wodurch hätten sie auch wohl ausarten oder sich verbessern sollen, da sie fast allenthalben einerley Nahrung und Witterung genossen? Sie mußten daher,

wie

wie man auch allenthalben fand, sich immer ähnlich bleiben.

Ohne so gar auf die Gründe der Gottesgelehrten hierbey Rüksicht zu nehmen, kommt es mir sehr natürlich vor zu glauben, diese Wilden müßten mit uns vom Anfange her einerley Ursprung haben. Aus der Aehnlichkeit der nordamerikanischen Wilden mit den östlichen Tartern läßt sich schon die Abstammung der erstern von diesen letztern schlüßen. Die neuen Entdeckungen der Russen jenseit Kamtschatka, wo sie unterschiedene Länder und eine Menge von Inseln gesehen haben, die sich bis an den westlichen Theil des vesten Landes von Amerika verbreiten, würden die Möglichkeit einer Gemeinschaft dieser Völker ausser Zweifel setzen, wenn diese Entdeckungen hinlänglich bestätigt, und diese Länder beynahe zusammenhängend wären. Sollten aber auch wirklich beträchtliche Strecken des Meeres dazwischen liegen, was beweget uns denn an der Möglichkeit zu zweifeln, daß einige Menschen diese Zwischenräume zu durchschiffen, und selbst aufzusuchen sich bemühet haben oder durch Stürme dahin verschlagen seyn könnten? Der Zwischenraum des Meeres zwischen den marianischen Inseln und Japan ist vielleicht viel größer, als zwischen irgend einem von den Ländern um Amerika, die jenseit Kamtschatka liegen; dennoch fand man die marianischen Inseln mit Menschen besetzet, welche nirgends anders woher, als vom östlichen vesten Lande gekommen seyn konnten. Ich hätte daher große Neigung zu glauben, daß die ersten Ankömmlinge in Amerika in den Ländern angelanget sind, welche nordwestwärts von Kalifornien liegen. Die ungemein große Kälte dieses Erdstriches mag sie dann

wohl genöthiget haben, sich nach den mehr südwärts gelegenen Gegenden ihres neuen Aufenthaltes zu begeben. Sie mögen sich also anfänglich in Mexiko und Peru vestgesetzet, hernach aber von da in allen Theilen des nord- und südlichen Amerika verbreitet haben; denn man hat Mexiko und Peru für die ältesten, am ersten bewohnten Länder dieses Welttheiles zu halten. Sie liegen am höchsten und sind unter allen die einzigen, wo man gesellschaftlich vereinigte Menschen angetroffen. Aller wahrscheinlichen Vermuthung nach sind auch die Einwohner des nördlichen Theiles von Amerika, bey der Strasse Davis und in den nördlichen Gegenden des Landes Labrador aus Grönland, welches von Amerika bloß durch diese nicht sonderlich breite Meerenge getrennt ist, gekommen. Wir haben auch schon oben erinnert, daß unter den Wilden der Strasse Davis und Grönländern eine vollkommne Aehnlichkeit herrschet. Von der Bevölkerungsart Grönlandes läßt sich aber mit eben so viel Grunde vermuthen, daß die Lappen vom Nordkap, welches nur ohngefähr hundert und funfzig Meilen davon entfernt lieget, sich dahin begeben haben. In so fern aber Island mit Grönland beynahe zusammen hänget, und nicht weit von den nordischen orkadischen Inseln entfernt lieget, in so fern auch Island von alten Zeiten her bewohnet und von den europäischen Völkern besuchet worden ist; ja, in so fern so gar die Dänen sich in Grönland vestgesetzet und Kolonien darinn angeleget haben, würde man sich nicht wundern dürfen, in diesem Lande weisse, von den Dänen entsprossene Leute mit gelben Haaren anzutreffen. Es ist so gar wahrscheinlich, daß die weisse Menschen bey der Strasse Davis von den europäischen weissen her-

herstammen, die sich in Grönland niedergelassen haben. Von da war es ihnen leicht, über die kleine Meerenge, welche die Strasse Davis bildet, nach Amerika zu kommen.

So groß die Gleichförmigkeit der ursprünglichen Amerikaner in Ansehung der Farbe und Gestalt befunden wird, so groß pfleget hingegen die Verschiedenheit unter den afrikanischen Völkern zu seyn. Dieser Welttheil war von alten Zeiten her und sehr häufig bevölkert. Er liegt unter einem sehr brennenden Himmelsstrich, unter welchem aber dennoch in den unterschiedenen Ländern eine sehr ungleiche Witterung bemerket wird. Auch in den Sitten hat man bey den mancherley afrikanischen Völkern eine große Verschiedenheit wahrgenommen, wie man aus den von uns gegebnen Beschreibungen sehen kann.

Von allen diesen Ursachen hat jede das Ihrige beygetragen, die Verschiedenheit unter den afrikanischen Menschen beträchtlicher, als in irgend einem andern Welttheile zu machen. Man darf nur zuvörderst den Unterschied der Witterung in den afrikanischen Ländern erwägen, so wird man gleich finden, daß in der Barbarey und im ganzen Strich Landes an der mittelländischen See, wo die Hitze nicht übermäßig stark ist, alle Menschen entweder ganz weiß oder nur bräunlich aussehen. Die ganze Barbarey wird auf der einen Seite durch die Luft aus der mittelländischen See, auf der andern durch den Schnee des Berges Atlas abgekühlet; ausserdem liegt sie noch in dem gemäßigten Erdstrich disseit des Wendezirkels, daher auch alle Völker, von Aegypten an bis zu den kanarischen Inseln bloß eine bald hellere, bald etwas dunklere braune Farbe haben. Jenseit des

Wendezirkels und an der andern Seite des Berges Atlas, wo die Hitze schon viel stärker ist, findet man zwar sehr braune doch keine ganz schwarze Bewohner. Unter dem 17ten und 18ten Grade nördlicher Breite liegt endlich Senegal und Nubien, wo die Einwohner wegen der übermäßigen Hitze dieser Länder völlig schwarz aussehen. In Senegal ist sie bekanntermaßen so heftig, daß der Weingeist im Wetterglase daselbst bis zum 38ten Grade steiget, da er hingegen in Frankreich nur höchst selten den dreyßigsten Grad berühret, und in Peru, das doch im hitzigen Erdstriche lieget, fast immer auf eben demselben Grade stehet und fast niemals über 25 Grade sich erhebet. In Nubien sind noch keine Beobachtungen mit dem Wetterglas angestellet worden; alle Reisebeschreiber aber versichern einstimmig, daß daselbst überaus starke Hitze bemerket werde. Die Sandwüsten zwischen Oberägypten und Nubien können die Luft auf einen solchen Grad erhitzen, daß man den Nordwind bey den Nubiern für einen brennenden Wind erkennen muß. Auf der andern Seite kömmt auch der zwischen den Wendezirkeln gemeiniglich herrschende Ostwind ehe nicht nach Nubien, bis er das Land von Arabien durchstrichen hat, wo er einen Grad von Hitze bekömmt, welchen der kleine Strich desselben über das rothe Meer unmöglich zu mäßigen fähig ist. Man darf sich also in diesen Ländern keines weges über den Anblick ganz schwarzer Menschen wundern. Doch muß es in Senegal *) noch schwärzere

*) Von der Hitze auf Senegal, saget Herr Adanson in seiner Reise dahin, Brandenb. 1773. p. 39. Ich hatte meinen Weg auf einem Sandboden fortzusetzen, der mit

zere Leute geben, weil der Ostwind auf dieser Insel nicht eher ankommen kann, bis er alle Länder in Afrika

mit allem Rechte brennender Sand genennet werden konnte, weil man daselbst gewöhnlicher maßen eine Hitze von 60 Graden und noch drüber aussichen muß-te. — Meine Schuhe waren so hart, als Horn, sie sprangen in Stücken und waren zuletzt gänzlich in Staub zerfallen. So gar die Füße meiner Neger fingen an aufzuspringen. Das bloße Zurückprallen der Hitze des glüenden Sandes machte, daß die Haut in meinem ganzen Gesicht sich abschälte und mir ein Brennen verursachte, welches zuweilen 5 oder 6 Tage lang daurete. — p. 76. — Die Hitze, welche die Sonne im August bey der Zurückkunft aus dem Wendezirkel des Krebses nach dem Aequator verursachete, war viel heftiger als diejenige, welche sie beym ersten Durchgang im May veranlasset hatte. Denn das Wetterglas zeigte im May des Nachts auf 22, des Tages aber auf 6 bis 28 Grade, da hingegen die Nächte im August eine Hitze von 26, die Tage, von 32 Graden hatten. — p. 195. Bey andern Beobachtungen mit 2 gleichen Wettergläsern fand Herr Adanson im Julius, daß der eine Luftmesser in der kühlsten Gegend der Insel in der freyen Luft auf den 30ten Grad von Hitze wies, da hingegen die Hitze des verbrennten Sandes das andere bis auf den 60ten und ⅓ Grad getrieben hatte. Drey im Sande verscharrte Hünereyer, die nur drey Stunden darinn gelegen, hatten sich nicht verhärtet, sondern das Weisse hatte sich nur leicht an die Schale angesetzet und waren stark genug gekocht, um gegessen werden zu können. Wäre

Afrika nach ihrer größten Breite durchstrichen und folglich eine ganz unerträgliche Hitze angenommen hat.

Wann man also den ganzen Theil von Afrika überhaupt zusammen betrachtet, welcher zwischen den Wendezirkeln enthalten ist, wo der Ostwind beständiger, als irgend ein anderer wehet; so wird man leicht begreifen, daß alle westliche Küsten dieses Welttheiles eine weit grössere Hitze, als die östlichen dulden müssen und wirklich dulden, weil der Wind auf den östlichen Küsten mit der Kühlung ankömmt, die er während seines Striches über ein großes Meer angenommen hat. Da er hingegen, wenn er über die afrikanischen Länder streichet, eine brennende Hitze annimmt, bevor er zu den westlichen Küsten dieses Welttheiles gelangen kann. Daher pflegen auch die Küsten von Senegal, Sierra Liona, Guinea, kurz aller westlichen Länder in Afrika, die unter dem hitzigen

die Röhre des Luftmessers höher und also zum Steigen für den Weingeist mehr Raum gewesen, so würde die Hitze denselben gewiß noch weit über den 60ten Grad getrieben haben. — p. 118. „Auf Podor war das Thermometer Mittag vom 40ten bis zum 45ten Grade gestiegen, und von der Sonnenhitze dermaßen durchdrungen worden, daß es auch in der Nacht noch auf eine Hitze von 30 bis 32 Graden zeigte. Die Schifskammer war so heiß, als eine Badestube. Sie glich einem von Ofenhitze durchglüeten Zimmer, in welchem das Pech und Schiftheer, von übermäßiger Hitze geschmolzen, tropfenweise, in der flüßigsten Gestallt herabfiel.

M...

gen Himmelsstriche liegen, die heissesten Gegenden auf dem ganzen Erdboden, die östlichen Küsten aber von Afrika, Mosambika z. B. Mombaza u. s. w. lange nicht so heiß zu seyn.

Ohnstreitig ist also dieses der Grund, warum die wahren Mohren oder die schwärzesten unter allen Schwarzen in den westlichen afrikanischen Ländern, die Kaffern hingegen oder die minder schwarzen, in den östlichen Ländern dieses Welttheiles angetroffen werden. Der sichtbare Unterschied, welcher zwischen diesen beyden Arten von Schwarzen herrschet, kömmt von den unterschiedenen Graden der Hitze ihres Himmelstriches, welche zwar sehr groß in den östlichen, aber ganz übermäßig heftig in den westlichen Theilen von Afrika befunden wird. Jenseit des Wendezirkels nach Mittag hin, erhält sie nicht allein durch die Größe der Breite, sondern auch dadurch eine beträchtliche Verminderung, weil die Spitze von Afrika enger zusammen läuft und auf allen Seiten mit der See umgeben ist. Aus diesem Grunde muß hier die Luft weit gemäßigter, als mitten im vesten Lande seyn. In der That fangen auch die Menschen hier schon an weiß zu werden, und, wie bereits erinnert worden, von Natur mehr weiß, als schwarz auszusehen.

Den deutlichsten Beweis, daß der Himmelsstrich die vornehmste Ursach der Verschiedenheiten unter den Menschen sey, findet man, wie mich dünket, in der Farbe der Hottentotten, deren Schwärze bloß durch die gemäßigte Witterung des Erdstriches vermindert werden konnte. Füget man diesem Beweis noch die andern Gründe hinzu, die man aus den von uns angestellten Vergleichungen hernehmen kann, so

werden

werden hoffentlich alle fernere Zweifel hierüber auf einmal verschwinden.

Noch mehr Bestätigung dieser Meynung findet man in der nähern Betrachtung aller andern Völker, die jenseit Afrika unter dem hitzigen Himmelsstriche wohnen. Auf den maldivischen Inseln, auf Zeylon, auf der Landspitze der indianischen Halbinsel, auf Sumatra, Malacka, Borneo, Zelebes und auf den philippinischen Inseln giebt es lauter überaus braune, doch nicht völlig schwarze Menschen, weil alle diese Länder entweder Inseln oder Halbinseln sind. In allen diesen Gegenden wird natürlicher Weise die Hitze der Luft durchs Meer abgekühlet. Sie kann auch ausserdem niemals zu dem hohen Grade gelangen, als mitten im Land und auf den westlichen afrikanischen Küsten, weil der in diesen Gegenden der Erdkugel abwechselnd herrschende Ost- oder Westwind erst alsdann in diesen Ländern des indianischen Archipelagus ankömmt, wenn er vorher seinen Strich über ungemein grosse Meere genommen hat.

Alle diese Inseln also sind, wegen der nicht bis zu Uebermaße steigenden Hitze, bloß mit braunen Menschen bevölkert; hingegen werden auf Neuguinea oder auf dem Lande der Papus wieder schwarze Menschen, oder, nach der Aussage der Reisebeschreiber, wahre Mohren angetroffen. Man weis, daß diese Länder auf der östlichen Seite ein vestes Land ausmachen, auch der Wind, welcher sie durchstreichet, viel heisser als derjenige sey, welcher im indianischen Meere wehet. Auch Neu Holland, wo die Hitze des Himmelsstriches, wegen der etwas entfernten Lage dieses Landes von der Mittellinie, minder heftig ist, pflegen sich nicht so schwarze, sondern den Hottentotten

ten ziemlich ähnliche Leute zu finden. Liegt nicht in diesen Mohren und Hottentotten die unter einerley Breite, so weit von den andern Mohren und Hottentotten angetroffen werden, ein offenbarer Beweis des Satzes, daß der Grund ihrer Farbe hauptsächlich in der Hitze des Himmelsstriches zu suchen sey? Und läßt sichs wohl vermuthen, daß zwischen Afrika und diesem südlichen vesten Lande jemals eine Gemeinschaft statt gefunden habe? Dennoch erscheinen daselbst eben die Arten von Menschen wieder, bloß weil sich hier alle die Umstände vereinigen, die eben denselben Grad von Hitze verursachen können.

Ein von den Thieren hergenommenes Beyspiel mag zur Bekräftigung alles dessen dienen, was ich bisher zu behaupten gesuchet. In Dauphine pflegen, wie man bemerket hat, alle Schweine schwarz, auf der andern Seite der Rhone hingegen, in der Landschaft Vivarais, wo eine stärkere Kälte, als in Dauphine verspüret wird, ganz weiß zu seyn. Unmöglich können es die Einwohner dieser beyden Provinzen mit einander verabredet haben, in der einen bloß schwarze, in der andern bloß weisse Schweine zu erziehen; es kömmt mir daher sehr wahrscheinlich vor, daß dieser Unterschied bloß von der unterschiedenen Witterung des Landes, vielleicht auch von der unterschiedlichen Nahrung dieser Thiere, herzuleiten sey.

Die Schwarzen, die man, ob wohl in geringer Anzahl, auf den Philippinischen und einigen andern Inseln des indianischen Meeres gefunden hat, scheinen von diesen Papus oder Mohren in Neu-Guinea, welche die Europäer erst seit ohngefähr siebenzig Jahren kennen lernten, ursprünglich abzustammen. Dampier entdeckte zuerst 1700 den östli-

östlichen Theil dieses Landes, den er Neu-Brittannien nennte, man weis aber noch nicht, wie weit ohngefähr dessen Größe sich erstrecket; so viel aber weis man, daß er in den Gegenden, die man gesehen hat, nicht sonderlich bevölkert ist.

Die **Mohren** hat man also bloß in den Erdstrichen zu suchen, wo alle zu Hervorbringung einer beständigen und übermäßigen Hitze nothwendigen Umstände sich mit einander vereinigen. Diese Hitze wird nicht allein zur Zeugung, sondern auch zu Erhaltung der Mohren unentbehrlich befunden; denn man hat auf den französischen Inseln, wo die Hitze zwar sehr stark, aber nicht mit der Senegalischen zu vergleichen ist, bey neugebohrnen Mohrenkindern ein so starkes Gefuhl der Wirkungen der Luft wahrgenommen, daß man genöthigt ist, in den ersten neun Tagen nach ihrer Geburth, diese Kinder in wohl verschlossenen und sehr heissen Zimmern zu lassen, weil sie, bey Vernachläßigung dieser Vorsicht, oder wenn man sie nach der Geburth gleich in die Luft bringet, am Kinnladen Zuckungen bekommen, wodurch sie am Saugen gehindert und ihrem Tode mit schnellen Schritten entgegen geführet werden.

Herr **Littre**, der im Jahr 1702 einen Mohren zergliederte, hat an demselben die mit der Vorhaut nicht bedeckte Spitze der Eichel so schwarz, als die ganze Haut, den übrigen bedeckten Theil aber vollkommen weiß gefunden *). Ein sicherer Beweis, daß zu Hervorbringung der Schwärze in der Mohrenhaut

*) S. L'Hist. de l'Académie des Sciences de Paris, Année 1702 p. 32.

renhaut die Wirkung der Luft unentbehrlich sey. Ihre Kinder werden auch wirklich, wie anderer Leute Kinder, weiß, oder deutlicher zu sprechen, roth gebohren. Zween oder drey Tage nach ihrer Geburth verändert sich aber die Farbe aus dem Gelbbraunen ins Dunkelbraune und gegen den 7 oder achten Tag immer mehr und mehr ins Schwarze. Es ist bekannt, daß alle Kinder, zween oder drey Tage nach der Geburth, eine Art von Gelbsucht haben, die bey den Weissen eine sehr vergängliche Wirkung ist und in der Haut keine Merkmale von ihrem Eindruck zurücke läßt, bey den Mohren aber der Haut eine unauslöschliche, immer schwärzer werdende Farbe mittheilet. Herr Kolbe will bemerket haben, daß die Kinder der Hottentotten, die, gleich den Kindern der Europäer, weiß zur Welt kommen, durch Hülfe dieser Gelbsucht, welche sich, drey oder vier Tage nach der Geburth, auf der ganzen Haut des Kindes verbreitet, hernach aber nicht wieder vergehet, eine Olivenfarbe bekämen. Indessen können so wohl diese Gelbsucht, als die wirklichen Eindrücke der Luft, meines Erachtens, bloß für eine zufällige, keinesweges aber für die Hauptursache der Schwärze gehalten werden. Denn man hat wahrgenommen, daß die Mohrenkinder schon im Augenblick ihrer Geburth, an den Wurzeln der Nägel und an den Geburthstheilen schwarz gezeichnet sind. Die Wirkung der Luft und die Gelbsucht mögen zu Ausbreitung dieser Farbe wohl etwas mit beytragen, es ist aber wohl unstreitig, daß der Grundstoff der Schwärze durch die Aeltern auf die Kinder übergetragen, daß ein Mohr, wo er auch immer gebohren werden mag, so schwarz, als ob er in seinem eignen Vaterlande gebohren worden, zur Welt kommen wird, und daß der Unterschied, wenn ja

nach der ersten Fortpflanzung bereits ein solcher Statt fände, kaum wahrzunehmen seyn könne. Das ist aber doch nicht genug, um zuverläßig behaupten zu können, daß nach einer gewissen Anzal von Zeugungen diese Farbe sich nicht merklich zu verändern vermögte. Vielmehr läßt sich mit Grunde vermuthen, daß die ursprünglich bloß von der Hitze des Erdkreises und der anhaltenden Wirkung der Wärme herrührende schwarze Farbe in der gemäßigten Witterung eines kalten Erdstriches allmählig vergehen, und daß folglich die Abkömmlinge der in eine nördliche Landschaft versetzten Mohren im achten, zehnten oder zwölften Grade lange nicht so schwarz, als ihre Vorfahren, sondern vielleicht eben so weiß aussehen würden, als die ursprünglichen Völker des kalten Landes, worinn sie nunmehro wohnen.

Erfahrne Zergliederer haben sich die Mühe genommen, emsig nachzuforschen, in welchem Theile der Haut sich die schwarze Farbe der Mohren eigentlich befände? Unterschiedene glaubten dieselbe weder im Felle, noch im äussersten Häutchen, sondern in der netzförmigen Haut anzutreffen, welche man zwischen beyden wahrgenommen *). Wenn diese Nezhaut, sagen sie, gewaschen und lange in laulichtem Wasser gehalten wird, pflegt sie von ihrer Farbe nichts zu ändern, sondern beständig schwarz zu bleiben. Das Fell aber, und das äussere Häutchen scheint bey den Mohren fast eben so weiß, als bey andern Menschen zu seyn. Der Doktor Towns und einige andere Zergliederer sagen, das Blut sey in den Mohren viel schwärzer, als bey andern Menschen. Mir hat es an

*) S. L'Hist. de l'Académie Royale des Sciences de Paris 1702. p. 32.

an Gelegenheit gefehlet, Untersuchungen über die Zuverläßigkeit dieses Umstandes anzustellen, dem ich ausserdem gern Glauben beymessen mögte. Denn ich habe die Bemerkung gemacht, daß bey uns Leute von gelblichter oder brauner Gesichtsfarbe schwärzeres Blut, als andere haben; und die angeführten Schriftsteller behaupten, daß die Farbe der Mohren von der Farbe ihres Blutes abhänge a). Herr Barrere, welcher die Sache näher, als irgend ein anderer Gelehrter, untersuchet zu haben scheinet b), und Herr Winslow c), sagen, das äussere Häutchen der Mohren sey schwarz, und wenn es denen, die es näher betrachtet haben, weiß vorgekommen wäre, so könne dieses bloß von der ungemeinen Dünnheit und Durchsichtigkeit hergeleitet werden, übrigens aber sey es eben so schwarz, als ein schwarzes Horn, das man eben so dünn, als dieses Häutchen zubereitet hätte. Von eben diesen Schriftstellern hat man auch die Versicherung erhalten, das Fell der Mohren habe durchaus eine rothbraune, ins Schwarze fallende Farbe, die, nach des Herrn Barrere Bemerkung, von der Galle herzuleiten ist, welche bey den Mohren nicht gelb, sondern allemal so schwarz ist, wie Dinte. Hiervon glaubt er durch viel in Kayenne zergliederte Mohrenkörper völlig überzeugt zu seyn.

a) S. L'Ecrit du *Docteur Towns* addressé à la Société Royale de Londres.

b) S. Diss. sur la couleur des *Negres* par Mr. *Barrere* Par. 1741.

c) S. Exposit. anatom. du Corps humain par Mr. *Winslow*, p. 489.

In der That pflegt eine sich ergießende Galle die Haut weisser Menschen gelb zu färben. Von einer schwarzen Galle müßte sie also wahrscheinlicher Weise schwarz gefärbet werden. Weil aber die Haut, so bald nur die Ergießung der Galle nachlässet, ihre natürliche Weiße wieder annimmt; so müßte man voraussetzen, die Galle habe sich allemal bey den Mohren ergossen, oder sie wäre bey ihnen, wie Barrere saget, so häufig anzutreffen, daß sie von Natur in dem äussern Häutchen sich in genugsamer Menge verbreiten könne, um demselben diese schwarze Farbe mitzutheilen. Uebrigens ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß bey den Mohren das Blut und die Galle, gleich ihrer Haut, brauner, als bey den Weissen, ist. Allein durch den ersten dieser Umstände läßt sich darum noch nicht die Ursache des letzten erklären. Denn bey der Voraussetzung, daß entweder das Blut oder die Galle durch ihre Schwärze die Haut eben so dunkel färbeten, bleibt alsdann, statt der Frage: Warum die Mohren eine schwarze Haut haben? immer noch ein Verlangen übrig zu wissen, warum sie mit einer schwarzen Galle und eben solchem Blute begabet wären? Das heißt aber die Frage nur weitläuftiger ausdehnen, an statt sie aufzulösen. Mir scheint eben die Ursache, die uns braun färbet, wenn wir uns der freyen Luft und Sonnenhitze bloßstellen, eben die Ursache, welche die Spanier brauner, als die Franzosen, die Mauren aber brauner, als die Spanier machet, auch den Grund in sich zu fassen, warum die Mohren schwärzer, als die Mauren sind. Inzwischen wollen wir uns hier nicht so wohl um die Wirkungsart dieser Ursache bekümmern, als vielmehr uns überzeugen, daß diese Ursach in der That, und zwar desto stärker und merklicher wir-

ke

ke, je mehr und je länger sie sich thätig beweiset *).

*) Es wird nicht undienlich seyn, über die Entstehung und über den Sitz der schwarzen Farbe hier noch die Meynung einiger neuern und sehr grossen Aerzte zu lesen. In dieser Absicht will ich kürzlich anführen, was der Herr Professor Schreber zu Erlangen in seiner allgemeinen Geschichte der Menschen S. 15. rc. davon saget: Der Sitz der schwarzen Farbe der Neger, ingleichen der braunen und röthlichen anderer Völker, ist in dem Schleime zu suchen, welcher die Haut unter dem Oberhäutchen überziehet. (v. Hallers Elem. Physiol.) Die Haut selbst ist bey allen Völkern weiß, das beynahe durchsichtige Oberhäutchen aber bey den Weissen weißlich, bey den Mohren grau, oder, wie andere wollen, schwarz oder weißfleckig, auch wohl an den Stellen, wo es am dicksten ist, schwärzlichem Horne gleich. (Ebend.) Dagegen sieht erwähnter Schleim dunkelbraun, und fällt destomehr ins Schwarze, je schwärzer der Mensch aussiehet. (Ebend. Tom. V. p. 17.) Was ist aber die Ursache dieser Schwärze? Es ist ganz natürlich, zuerst auf die Sonne zu verfallen, welche die Haut eines Weissen desto bräuner färbet, je heftiger sie darauf wirket, oder je näher sein Aufenthalt der Linie und zugleich der Oberfläche des Meeres lieget. Allein diese Ursache wirket nur auf einzelne Personen, und es ist schwerlich zu erweisen, daß sie eine erbliche Schwärze zuwege bringe. Man hat an den Mohren schwarzes Blut, eine noch schwärzere Galle, und einen bräunlichen Schweiß wahrgenommen. (Ebend. S. 21. 22.) Sollte sich ihre Farbe nicht aus eben

eben der Quelle, woraus die Gelbsucht der Weissen entstehet, herleiten lassen? Sollte nicht die Wärme der Himmelsgegend fähig seyn, eine immerwährende so feine Auflösung der Galle zu bewirken, wodurch sie geschickt würde, ins Geblüte zurück geführet zu werden, und sodann die Haut zu färben? Daß die mit dem Geblüt vermischte Galle sich an den Schleim unter dem Oberhäutchen vorzüglich anleget und ihn färbet, lehret uns die Gelbsucht, wie sie an den Weissen sich zeiget. Dennoch ist aber die Farbe dieser Krankheit, selbst bey den Schwarzen, eine ganz andere, als diejenige, welche die braunen und schwarzen Völker von Natur zu haben pflegen. Und sollte wohl die Galle vermögend seyn, auch die feinsten und am besten ausgearbeiteten Säfte des Körpers zu färben? Im Gehirne der Mohren hat man deutliche Spuren der Schwärze gefunden. (S. Mem. de l'Acad. des Scienc. de Berlin 1757. p. 69.) Selbst in ihrer Samenfeuchtigkeit soll eben diese Farbe herrschen. (S. Le *Cat* traité sur la couleur de la peau.) Aus diesem Umstand sucht man die Fortpflanzung der Farbe begreiflich zu machen, (S. Recherches sur les americains Tom. II. p. 27), welche in gemäßigten Gegenden, so gar nach mehrern Fortpflanzungen, kaum sichtbar abzunehmen pfleget. Welche Ursache hat aber zuerst das Blut, die Galle und Samenfeuchtigkeiten der Mohren gefärbet? Hat etwa die Sonne durch die Länge der Zeit an den entblößten Körpern der Eingebohrnen sehr heisser Länder eine Wirkung hervorbringen können, die sie an den weissen Kolonisten in den wenigen Jahren, welche seit ihrer Niederlassung daselbst verflossen sind, nicht zu leisten im Stande gewesen? — (Daß dieses

Die Hitze des Erdstriches hat man als die vornehmste Ursache der schwarzen Farbe anzusehen **). Ist nun

ses in Nigritien, und wie es bey den Papus, bey den Einwohnern der philippinischen Inseln und Neu-Hollandes möglich sey, ist im vorhergehenden durch den Herrn von Büffon erwiesen worden. — Wäre es aber nicht auch möglich, fragt der Herr Professor Schreber weiter, daß ein uns verborgner Zufall in ganz kurzer Zeit aus weissen Menschen schwarze gemacht haben könnte? Die schwarze Flecken, die zuweilen an Europäern gesehen worden sind, ohne daß man eine färbende Ursach zu entdecken vermögend gewesen wäre (S. des Herrn von Haller Elem. Physiol. Tom V. p. 18.), scheinen es dem Herrn Professor Schreber glaublich zu machen; Wir sind aber hier mehr für die allmählige Entstehung der schwarzen Farbe, bey den ersten Mohren eingenommen, weil dergleichen einzelne schwarze Flecken ehe von einer besondern und ungewöhnlichen, als von einer so allgemeinen Ursache scheinen entstanden zu seyn. Uebrigens nimmt man viel Aehnlichkeit zwischen der Farbe der Neger und zwischen derjenigen wahr, die dem Schleim auf dem Aderhäutchen des Auges (Choroidea) jederzeit, bey allen Farben unterschiedener Körper eigen ist. Wäre die Entdeckung der Ursache von dieser zu hoffen, die noch niemand anzugeben gewußt, so würde man in Ansehung jener ebenfalls die beträchtlichsten Aufklärungen zu erwarten haben. M . . .

**) Besonders merkwürdig sind unter den bisher beschriebnen weissen, gelblichen, braunen und schwarzen,

diese Hitze, wie auf Senegal und Guinea, übermäßig heftig, so findet man in solchen völlig schwarze Men-

die schäckichten oder gefleckte Menschen. Unter den Negern sind unterschiedene derselben bemerket worden. In den philosophischen Transakt. vom Jahr 1697 n. 235. Art. 2. wird ein junger, an unterschiedenen Stellen weisser Neger beschrieben. Ebendaselbst im 54 Theil 1765 Art. 6. wird eines Negerkindes mit weissen Streifen gedacht. Ein ähnliches ist, nach dem Zeugnisse des Gumilla 1738 in Neu-Granada gebohren worden, das überdem einen Busch weisser Haare zwischen den schwarzen auf dem Kopfe gehabt. In Afrika sollen die Mulatten, wie Barbot in der allgemeinen Hist. der Reisen IV Th. S. 121 angemerket, bisweilen weiß, braun und gelb geflecket seyn. Unter den braunen Völkern siehet man zuweilen Leute, die auf braunem Grunde mit weissen Flecken getiegert sind, mithin dem äusserlichen Ansehen nach zu jenen gehören. In diesen erkennet man die wahren Kakerlacken, welchen die Aehnlichkeit der Farbe, mit dem gleichnamigen Insekte diese Benennung gegeben hat. Doch sind ihre Flecke, wie der Hr. Pr. Rudolffs versichert, welcher in Ostindien dergleichen Personen gesehen hat, etwas tiefer und rauher, als das Uebrige der Haut, und scheinen vielmehr eine Art von Aussaz vorzustellen. Strahlenberg redet in seiner Beschreibung des nord- und östlichen Theiles von Europa und Asien, auch von geflekten Tartarn in Siberien, von denen wir aber noch nicht genug zuverläßige Nachrichten haben. S. Hr. Prof. Schreber l. c. p. 15. M . . .

Menschen. Auf den östlichen Küsten von Afrika, wo sich eine minder starke Hitze spüren läßt, giebt es auch minder schwarze Menschen. Wenn diese, wie in der Barbarey, in Mogol, in Arabien u. s. w. anfängt, ein wenig mäßiger zu werden, so sind allda nur braune Menschen, die endlich, bey so gemäßigter Hitze, wie man in Europa und Asien empfindet, ganz weiß aussehen, und keine andere Verschiedenheit an sich wahrnehmen lassen, als die vom Unterschied ihrer Lebensart herrühret. So pflegen zum B. alle Tartarn braun, die europäischen Völker aber, die doch unter eben derselben Breite leben, weiß zu seyn. Dieser Unterschied rühret, meines Erachtens, daher, weil die Tartarn sich beständig den Wirkungen der freyen Luft aussetzen, weder Städte noch beständige Wohnungen haben, auf der Erde schlafen, und überhaupt ein hartes, rohes oder wildes Leben führen. Das wäre schon allein ein hinlänglicher Grund, warum sie nicht so weiß, als die europäischen Völker seyn können, denen es an keiner Anmuth und Bequemlichkeit des Lebens zu fehlen pfleget. Warum haben die Chineser eine weissere Farbe, als die Tartarn, mit welchen sie ausserdem in den Gesichtszügen so viel Aehnlichkeit beweisen? Bloß weil jene in Städten wohnen, eine bürgerliche Verfassung, und alle Mittel in ihrer Gewalt haben, wodurch sie sich gegen die Ungemächlichkeiten der Luft und der Erde, welchen die Tartarn beständig ausgesetzet sind, verwahren können.

Allzu große Kälte pflegt eben solche Wirkungen, als übermäßige Hitze zu verursachen. Die Samojeden, Lappen und Grönländer haben ein braunes, ja einige von den letztern ein eben so schwarzes Ansehen als die Afrikaner, wie einige versichern

wollen, und wir schon oben beyläufig erinnert haben. Die beyden äußersten Grade von Hitze und Kälte begegnen sich hier gleichsam einander, und man siehet aus Erfahrung, daß eine sehr heftige Kälte und brennende Hitze, weil beyde durch eine ihnen gemeinschaftlich zukommende Eigenschaft wirken, auf der Haut einerley Wirkung hervorbringen. Diese Eigenschaft ist eigentlich die Trockenheit, welche in einer kalten Luft eben so groß, als in einer heißen, seyn kann. Die Kälte sowohl, als die Hitze, muß die Haut austrocknen, verändern und ihr diejenige braune Farbe mittheilen, welche man bey den Lappen gemeiniglich zu finden pflegt. Die Kälte macht alle Werke der Natur kleiner, enger und vermindert ihre Ausdehnung. Daher sind auch die Lappen, welche beständig in der strengesten Kälte leben, unter allen andern Menschen die kleinsten. Der Einfluß der Witterung erhellet am deutlichsten aus diesem Lappengeschlecht, welches längs dem ganzen Polarzirkel in einem sehr langen Landstriche wohnet, dessen Breite sich so weit, als der kälteste Himmelsstrich erstrecket, und erst an den Grenzen eines gemäßigtern Landes aufhöret.

Der gemäßigtste Himmelsstrich erstreckt sich vom 40sten bis zum funfzigsten Grade. In diesen Gegenden findet man die schönsten und wohlgebildetsten Leute. Hier ist auch die Gelegenheit, sich von der wahren und natürlichsten Farbe der Menschen einen Begrif zu machen. Hier muß man das Muster nehmen, wornach man alle andere Schattirungen der Farbe und Schönheit beurtheilen sollte; denn die beyden äußersten Grade sind von dem Wahren und Schönen gleich weit entfernt. Die gesitteten Länder in diesem

Erd-

Erdstriche sind Georgien, Zirkaßien, die Ukräne, die europäische Türkey, Ungarn, das südliche Deutschland, Italien, die Schweitz, Frankreich und der nordliche Theil von Spanien. Alle diese Völker machen den schönsten und am besten gebildeten Theil des menschlichen Geschlechtes aus, der sich auf dem ganzen Erdboden befindet. Der Himmelsstrich ist also wohl unstreitig die vornemste und beynahe die einzige Ursache der Farbe bey den Menschen.

Die Nahrung hingegen, welche viel weniger, als der Himmelsstrich zur Farbe beyträget, pflegt in die Gestallt ihren größten Einfluß zu äußern. Grobe, ungesunde, übel zubereitete Speisen, können zu einer merklichen Ausartung der Menschen Gelegenheit geben. Man siehet dieses an der ungestallteten Häßlichkeit aller sehr armselig lebenden Völker. So gar bey uns finden wir auf dem Lande mehr häßliche Menschen, als unter den Bewohnern der Städte. Ich selbst habe in den Dörfern, wo nicht so viel Armuth, als in andern benachbarten herrschte, besser gebildete Menschen und nicht so häßlich aussehende Gesichter angetroffen.

Auch Luft und Erde haben einen großen Einfluß in die Gestallt der Menschen, Thiere und Pflanzen. Man darf nur, in einerley Gegend, die Menschen, die an hohen Oertern, als an den Seiten der Berge oder auf Anhöhen, wohnen, genau betrachten, und mit denenjenigen vergleichen, welche in den daran grenzenden Thälern leben, so wird man die erstern munter, hurtig, wohlgebildet, geistreich, und ihre Weiber insgemein artig, unter den lezten aber auf dem platten Lande, wo die Luft mehrentheils dick, das

Erdreich rauh, und das Wasser nicht so rein ist, die Bauern grob, ungestaltet, plump, dumm u. s. w. die Bäuerinnen aber fast alle häßlich finden. Nun bringe man einmal spanische oder barbarische Pferde nach Frankreich. Unmöglich wird man sich von den Bemühungen, ihre Raßen zu erhalten, hier einen gewünschten Erfolg versprechen können. Gleich bey der ersten Zeugung fangen sie schon an auszuarten. Nach der dritten oder vierten Zeugung werden aus den Spanischen oder Barbarischen, ohne Vermischung mit andern Arten, lauter französische Pferde zum Vorschein kommen. Um also diese Ausartung zu verhüten und so schöne Arten wirklich fortzupflanzen, ist es nothwendig, solches durch neue, aus Spanien oder aus der Barbarey verschriebene Hengste zu bewerkstelligen. Der Einfluß des Himmelsstriches und der Nahrung in die Bildung der Thiere ist viel größer, als daß man dessen Wirkungen in Zweifel ziehen könnte. Obgleich diese Wirkungen bey den Menschen weder so schnell, noch so augenscheinlich zu seyn pflegen, so müssen wir doch aus der Aehnlichkeit schlüssen, daß dieselben beym Geschlechte der Menschen ebenfalls Statt finden, und sich durch die Verschiedenheit, welche man unter den Menschen wahrnimmt, deutlich offenbahren.

Es vereinigen sich demnach alle Umstände zu dem Beweis, daß nicht wesentlich unterschiedene Gattungen das Geschlecht der Menschen ausmachen, sondern daß es vielmehr ursprünglich aus einer einzigen Art besteht, die, nach ihrer Vervielfältigung und mehrern Ausbreitung auf der Erdkugel, durch den Einfluß des Himmelsstriches, durch den Unterschied in der Nahrung und Lebensart, durch ansteckende Krankheiten,

inglei-

ingleichen durch ungemein vielfältige Vermischung einzelner Menschen, die einander bald mehr, bald weniger ähnlich waren, unterschiedene Veränderungen erlitten hat. Es ist ferner klar, daß diese Veränderungen anfänglich nicht so merklich waren und nur eine Verschiedenheit einzelner Personen verursacheten, die hernach einen Unterschied in den Gattungen hervorbrachte, weil sie durch die vestgesetzte Wirkungen eben derselben Ursachen allgemeiner, merklicher und beständiger wurde. Diese Gattungen haben sich hernach beständig und mit der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes von einer Zeugung zur andern so erhalten, wie sich Ungestalltheiten oder Krankheiten von den Aeltern auf die Kinder fortpflanzen. Da sie nun ursprünglich bloß durch die Vereinigung äusserlicher und zufälliger Ursachen hervorgebracht, da sie endlich bloß durch die Zeit und fortgesezte Wirkung eben derselben Ursachen bestätigt und beständiger gemacht worden, so ist es überaus wahrscheinlich, daß alle diese verschiedene Arten mit der Zeit und allmählig wieder vergehen oder eine andere Beschaffenheit annehmen würden, so bald entweder diese Ursachen gar nicht mehr vorhanden wären, oder sich unter andern Umständen und in einer Vereinigung mit andern Ursachen wirksam beweisen sollten.

Anhang

Anhang
zur Beschreibung der unterschiedenen Arten von Menschen.

Da der scharfsinnige Herr Verfasser bereits alles gesagt und mit einer hinlänglichen Deutlichkeit erkläret hat, was von den Spielarten des menschlichen Geschlechtes in Ansehung der unterschiedenen Größe, Gestallt und Farbe zu der Zeit, als er sein kostbares Werk geschrieben, sagen konnte, so ist uns in diesem Anhang nur ein kleiner Beytrag einzelner Merkwürdigkeiten übrig geblieben, wodurch wir unsern Lesern theils aus den neuern und prächtigen Schreberischen Werke mit illuminirten Kupfern, worinn er die Linneischen Thiergeschlechter und Gattungen kürzlich zu beschreiben und in richtigen Abbildungen vorzustellen suchet, theils aus andern Werken, noch eine nüzliche Unterhaltung zu verschaffen gedenken.

Nach dem, was Herr von Büffon schon vom Unterschiede der Farben an den Menschen, im Werke selbst angeführet, bleibt noch die Frage übrig: ob es möglich sey, daß Aeltern von einerley Farbe Kinder von unterschiedener Farbe zeugen können? Schwarze Kinder von weissen Aeltern, sagt Herr Professor Schreber a) sind wohl noch nicht ganz zuverläßig entdecket worden, indessen ist, so viel man

a) Im angeführten Buche S. 10.

Tab IV. Hand des Borstigen Engelländers P. 223.

A.

B.

B. Vergröserte Borsten der Haut. Catesby.

man weis, der Borstige Engelländer b) ein Beyspiel davon gewesen. Er war zu Brandon in Suffolk ohngefähr 1710 gebohren. Auf seiner ganzen Haut sprosseten überall unzählige dünne, warzenartige Stacheln, so dick, als ein Bindfaden, hervor, die an der Spitze theils hohl, theils platt, entweder konisch oder unregelmäßig erschienen. Bloß das Gesicht, der Kopf, die flache Hand, die innere Fläche und Spitzen der Finger, wie auch die Fußsohlen blieben davon befreyet. Die Farbe dieser Stacheln fiel theils ins Dunkelbraune oder ins röthlich Schwarze. Sie waren so steif und elastisch, daß man, beym Ueberstreichen mit der Hand, ein deutliches Geräusche hören konnte. An einigen Stellen fand sichs, daß ihre Länge mehr als einen halben Zoll betrug. Dennoch schien die Haut nicht ungleich, weil sie gegen die kahlen Stellen hin stuffenweise abnahmen. Als dieser Mann gebohren war, sah er aus wie andere Kinder. Erst fünf oder sechs Wochen nach seiner Geburth entdekte man auf seinem Leibe unzählige kleine Ausschläge, die man sogleich für eine Krankheit der Haut erklärte. Unvermuthet aber zeigte sichs, daß es eine Art kleiner Borsten war, deren Wachsthum nichts aufzuhalten vermogte. Sie glichen, wenn sie anfiengen zu treiben, den Stoppeln des noch kahlen Federviehes. Herr Askanius (im Journ. Encycl.) beschreibt sie

6 Linien

b) Das menschliche Stachelschwein, der stachlichte Mensch, Berl. Samml. III B. p. 266. L'homme Porc-epic. *Journ. Encycl.* 1756. Tom. II. Part. 3. p. 119. *Edwards* Glean. of Nat. Hist. Vol. 1. Pl. 212. ingl. Philos. Transact. 1731 n. 424. a. 1755. Vol. 49. p. 21. Seel. Vögel. VII Band. Porcupine man.

6 Linien lang, 2 bis 3 Linien dick und, wie bey den Igeln die Stacheln, senkrecht gleichsam in die Haut eingepflanzet. Ihr Ansehn war bleyfarbig, und, gegen das Licht gehalten, durchsichtig. Wenn man die Haut faltete und alsdann die Borsten wagerecht zu liegen kamen, so sahe die Haut an einer solchen Stelle weiß aus, die sonst an allen übrigen Theilen des Körpers schwärzlich zu seyn schien. Angezogen und mit Handschuhen bekleidet, glich dieser Mensch andern vollkommen. Die Haare auf dem Kopf und der Baart waren schwarz, sein Bau regelmäßig und seine Figur einnehmend. Sonderbar ist es, daß die Borsten im Herbst allemal ausfielen, hernach aber neues Wachsthum erhielten. Man kann von ihm sagen, daß er in diesem Stücke den Thieren glich, welche zu gewissen Zeiten sich maustern oder hären, alsdann aber neue Federn oder Haare bekommen. Einst ist ihm ein Stück Fleisch am Bein abgenommen worden, und diese Stelle hernach kahl geblieben. Im 20ten Jahre bekam er die zusammenfliessende Pocken. In kurzem verlohr er die Borsten am ganzen Leibe. Nach seiner Genesung kamen sie aber, in voriger Gestallt, alle wieder zum Vorschein. Ausserdem hat er sich fast beständig sehr wohl befunden. Er hat zweymal sehr grosse Kuren, sogar den Speichelfluß, ohne Erfolg versuchet. Hätte wohl jemand glauben sollen, daß ein solcher stachlichter Mensch ein junges Mädchen für sich empfindlich machen, oder daß dieses ihn heyrathen würde? Dennoch ist es geschehen, und er hat in seiner Ehe sechs Kinder von beyderley Geschlecht erzeuget. Sie waren alle, wie er, mit Hornartigen Borsten bedecket. Gegenwärtig (1756) ist von ihm noch ein einziger, ihm völlig ähnlicher Sohn übrig, der mit gleichem Erfolg, wie der Vater, die

Pocken

Pocken ausgestanden. Herr **Edwards** hat im Jahr 1756 dessen Hand abgemahlet, wie sie hier unsern Lesern in einer genauen Kopie vorgeleget wird. In den **philosophischen Transaktionen** ist die Hand des Vaters von einer andern Seite gezeichnet.

Häufiger werden von rothen, braunen oder schwarzen Aeltern c) in **Amerika, Ostindien, Afrika, Madagaskar**, und den **Südländern**, weisse Kinder, aber von einer eigenen Beschaffenheit, erzeuget. In Afrika nennet man sie **Albinos, Dondos, weisse Neger**, in Ostindien, obschon uneigentlich, **Kakerlacken**. Ihre Farbe ist nicht, wie der andern **Weissen**, sondern **milchfarbig** und Leichenhaft d), wie man sie auch zuweilen bey den Weissen unter den dunkelbraunen Völkern antrift. Ihre **Haut** ist runzlich, die Augen sind graugelb, oder auch röthlich. Weil ihnen das Tageslicht beschwerlich ist und ein beständiges Blinzen verursachet, so pflegen sie nur des Nachts, oder bey Mondenschein ihre Geschäfte zu verrichten und werden daher **Nachtmenschen** genennet. An den beyden weissen Mohrenkindern, deren in den **Schriften der Pariser Akademie** gedacht worden, hatte der **Regenbogen** ein feuerrothes, mit einigen weissen

c) S. *Marcgravii* tr. topogr. & meteorol. Brasiliae. p. 12. Vidi etiam albissimum juvenem octodecim annorum, pilis crispis albissimis & superciliis albis, cute albissima, naso pleno, more Æthiopum; qui natus in Brasilia è patre & matre Nigritis. Cf. *Hist. de l'Acad. Royal. des Scienc. de Paris.* 1734. p. 15. und 1744. p. 12.

d) S. oben S. 42. besond. S. 179. von den Chakrelas.

weissen ins blauliche fallenden Strichen marmorirtes, auch der Stern selbst ein ungemein rothes Ansehen. Die Röthe des leztern hat ihren Grund in dem durchscheinenden Aderhäutchen, (Choroidea) dem es hier an seinem gewöhnlichen schwarzen Schleime fehlet. Die Röthe des Regenbogens ist theils in den Flökchen desselben, die sonst allerley Farben, hier aber eine rothe oder gelbliche haben, theils in der Abwesenheit des schwarzen Schleimes auf der Traubenhaut (Uvea) oder des dadurch hervorscheinenden rothen Aderhäutchens zu suchen e). Der Mangel des erwähnten Schleimes, um dessentwillen die Stralen der Sonne zu häufig oder auch zu frey ins Auge fallen können, ist eigentlich die Ursach von der Empfindlichkeit dieser Milchweissen Menschen gegen das Tageslicht und des daher entstehenden Blinzens. Herr von Haller hat auch unter den Europäern ein Beyspiel von eben so gefärbten Augen, angeführet, aber nicht gesaget, ob damit auch die andern Eigenschaften eines Dondo verbunden gewesen f). Die Schwäche der Albinos an Leibeskräften und ihre Armuth an Gemüthsfähigkeiten hat schon Herr von Büffon g), nebst andern Umständen, berühret. — Diese Leute haben das Schicksal gehabt, von Reisenden und Naturforschern bald für eigne Nationen, bald gar für eine besondre Gattung von Menschen angesehen zu werden. Sie haben aber zuverläßig ächte Menschen zu Aeltern, doch sind sie nur wenig zu Vermehrung

e) S. des Herrn von Hallers Elem. Physiol. Tom. V. p. 365.

f) S. Hrn. Prof. Schreber l. c. p. 12. Not. v.

g) S. oben S. 42. und 179.

mehrung ihrer Art geschickt; am wenigsten sind es die weissen Neger, die meistens für unfruchtbar gehalten h) und von welcher Spielart viel seltner Frauens- als Mannspersonen angetroffen werden i). Wenn sich die Albinos wirklich vermehren, so pflegen ihre Kinder gemeiniglich in die Hauptfarbe, aus welcher die Aeltern selbst ausgeartet gewesen, wieder über zu gehen; aber selten die gewöhnliche Statur der Völker, von welchen sie entsprossen sind, zu erreichen k).

Man hat noch vielerley Erzählungen von diesen Milchweissen Leuten, die aber einer nähern Bestätigung bedürfen. Köping, ein Schwede, der Ostindien zwischen den Jahren 1644 und 56. bereiset hat, und eine unvollkommne, doch nicht unebene Nachricht von den Kakerlacken auf Amboina und Ternate giebt, schreibt ihnen eine pfeiffende Aussprache zu l). Der Herr von Dalin, der ihrer in einer Rede gedenket, sezt ihr gewöhnliches Alter nur auf fünf und zwanzig Jahre, giebt ihnen lange Ohren und ein Blinzhäutchen unter den Augenliedern, wie die Vögel haben. Seine Gewährleute sind aber unbekannt, und gewissere Nachrichten verbiethen besonders, die Blinzhaut hier als wirklich anzunehmen.

Ein ungenannter Holländer, der in Ostindien gewesen war, hat dem Herrn Archiater von Linné

h) S. allgemeine Hist. der Reisen, IV Th. p. 567.

i) Ebend. XVIII Th. p. 97.

k) S. Schreber. l. c.

l) S. das 86ste Kap. seiner Beskrifning om en resa genom Asia, Africa, och andra hedna länder. Stockh. 1734. S. 159.

erzählet, das weibliche Geschlecht wäre mit einer über das Schambein herunter hängenden Haut, wie die Hottentotten m) versehen. Herr Brad, ein Schwede, füget hinzu, die Arme der Kakerlacken wären länger, als die menschlichen und pflegten bis an die Knie zu reichen n). Wenn er sie nur nicht, sagt Herr Schreber l. c. mit dem Orang Utang verwechselt, dessen Arme ohngefähr diese Länge haben, und welcher schon mehrmalen mit den Milchweissen Menschen in Ostindien verwechselt worden. Bontius hat im Gegentheil das Bild einer wirklichen Kakerlacke fälschlich für das Weibchen des Orang Utang ausgegeben o).

Ohne Zweifel gehören zu den Dondos die gelben oder die rothen Neger, mit eben solchen Haaren, die auch nur selten vorkommen. Von jener Art sind einige von glänzend gelber Farbe in Afrika und Madagaskar p), von dieser eine Frauensperson in Brasilien q) gesehen worden. Alle diese Ausartungen lassen sich mit nichts füglicher vergleichen, als mit den weissen und aschgrauen oder aus beyden Farben gefleckten Kaninchen, oder mit den weissen Ratten und Mäusen, welche insgesammt zärter und schwächer sind, als es ihre Art mit sich bringet und sich von derselben durch rothe Augen unterscheiden. Die Ursache dieser sonderbaren Verfärbungen ist noch ein unentdecktes Geheimniß.

Niemand

m) S oben 140.

n) S. Car. à *Linné* Amoen. acad. Vol. VI. p. 72.

o) S. dessen Hist. nat. Ind. Orient. S. 84.

p) S. allg. Hist. der Reisen III Th. S. 480.

q) S. *Marcgravii* Brasil. p. 12.

Niemand hat bemerket, daß die Dondos oder milchweisse Menschen ihre Farbe mit der Zeit verändern und schwarz oder braun werden, es ist auch so wenig zu vermuthen, als eine solche Verwandlung bey erwähnten Thieren statt findet. Dagegen haben wir ein Beyspiel von einer weiß gewordnen Mohrin. Diese war bis in ihr fünf und zwanzigstes Jahr völlig schwarz geblieben. Um diese Zeit fieng die weisse Farbe an, sich um den Mund, um die Nägel an Händen und Füßen zu zeigen, und verbreitete sich so über die Haut, daß im Jahr 1758, da sie vierzig Jahr alt war, über vier Fünftel der ganzen Oberfläche so weiß und glatt, als an den Europäerinnen, aussahen. Das Uebrige der Haut hatte zwar noch eine schwarze, aber nicht mehr so dunkle Farbe, als vorher. An den gebleichten Theilen, so weit, als die Kleider darüber hiengen, waren auch sogar die Haare weiß geworden. Diese Veränderung war weder die Folge von einer Krankheit, noch mit einigen Unpäßlichkeiten begleitet r). Sonst pflegen die Mohren bey gewissen Krankheiten gelb oder blaß, und fast weiß, nach dem Tode hingegen desto schwärzer zu werden s). Die Brandblasen und Narben bleiben an ihnen lange weißlich; die von den Blattern aber sind im Anfang gelb, und scheinen erst spät wieder eine so schwarze Farbe, wie die andre Haut, anzunehmen. Im Alter verlieren die Mohren einen Theil ihrer Schwärze, und werden blaß oder gelblich, ihre Haare und Bärte hingegen grau t).

r) S. *Philosoph. Transact.* 1759. S. 175.

s) S. allg. Gesch. der Reisen III Th. p. 189.

t) S. Ebend. S. 459. IV Th. S. 114. *Marcgravii* Bras. l. c. Cf. Schreber l. cit. p. 14. 15.

Nachtrag
von der
unterschiedenen Größe der Menschen.

Die Größe ist unter den Menschen am wenigsten wesentlich und beständig. Die gewöhnliche Höhe des menschlichen Körpers fällt, bekanntermaßen, zwischen fünf und sechs Fuß, in gerader Stellung. Kleiner als fünf Fuß sind einige Völker, die am Eismeere wohnen, und die Einwohner der Eisgebirge in den nordischen Ländern; als die Grönländer, die Esquimeaux oder Eskimos u), die Lappen x) Samojeden y) Ostiaken z), Wogulen a), ein Theil der Tungusen und vielleicht noch mehrere Nationen des nördlichen Siberiens *). Die Bewohner der Alpen sind kleiner, als ihre Nachbarn in den niedrigern Ländern, welches auch Herr von Haller b) von den Bewohnern Helvetiens versichert.

Das kleinste unter allen Völkern, welches nur erst seit kurzem bekannt worden ist, wohnet auf den höch-
sten

u) S. Krantzens Grönl. I Th. S. 178. III Th. S. 319. Allg. Hist. der Reisen XVII Th. S. 206.

x) S. allg. Hist der Reisen I B. S. 311.

y) Diese finden sich nie unter vier, bisweilen 6 Fuß hoch. Ebend. XIX Th. S. 492.

z) Ebend. S. 503.

a) S. D. Büschings Erdbeschr. I Th. S. 929.

*) S. oben S. 7.

b) S. Elem. Physiol. Tom. VIII. P. II. p. 40.

sten Gebirgen des Innern von Madagaskar. Es hat eine Grösse, die kaum vier Fuß betragen soll. Diese kleinen Madagaskarer, die von den andern Einwohnern der Insel Kimos genennet werden, sind Schwarze, aber von hellerer Farbe, als alle Neger, von denen wir einige Kenntniß haben. Ihre Haare sind kurz und wollicht. Ihre Gesichtsbildung kömmt der Europäischen näher, als derjenigen, die an den übrigen Insulanern bemerket wird. Ihre Arme reichen ihnen bis an die Knie und scheinen daher verhältnißmäßig länger, als bey andern Menschen, zu seyn. Vermuthlich weil sie, wie alle Nationen von kleiner Statur, kürzere Beine haben, welches die Arme verlängert c). Sie sind ausserdem untersezt, breit von Schultern und Leibe, fleischig, und, in Ansehung ihrer Gemüthsbeschaffenheit, freundlich, lebhaft, geschäftig und herzhaft. Ihre Waffen sind Wurfspiesse und Pfeile, welche sie so geschikt zu brauchen wissen, daß man sie noch nie hat bezwingen können. Sie nähren sich von Erdfrüchten und von der Viehzucht. Ihr gewöhnlichstes Vieh sind afrikanische Buckelochsen d) und das breitschwänzige Schaf e). Herr von Kommerson, ein Gefährte des Herrn von Bougainville auf dessen Reise um die Welt, hat im Fort St. Dauphin eine solche Frauensperson gesehen f). Ein ähnliches Volk soll auf dem vesten Lande von

c) S. Hrn. Prof. Schreber l. c. p. 26. not. n.

d) Bos indicus *Linn.* Müllers Linn. Syst. I B. p. 442.

e) Ovis arabica platyura *Linn.* Müller l. c. p. 423.

f) S. Lettre de *Commerson* à Mr. de *la Lande* in dem Supplem. au Voyage de Mr. *Bougainville.* Neuchatel 1773. p. 177.

Afrika, dem Kapo Negro gegen Nordosten, wohnen. Dieses Volk soll von Statur dick, aber nicht grösser als ein zwölfjähriger Knabe seyn g). Beyde sind werth genauer untersucht zu werden.

Verschiedene unter diesen Zwergvölkern sind Abkömmlinge solcher Nationen, die eine ordentliche Leibeslänge haben. Die Ursach ihrer verminderten Größe ist also wohl hauptsächlich in der Beschaffenheit der Gegenden zu suchen, welche ihnen zum Aufenthalte dienen. Da wir nun wissen, daß in denselben die Kälte, welche den größten Theil des Jahres hindurch mit grosser Strenge herrschet, vermögend ist, die Statur der Gewächse h), und Thiere i) kleiner zu machen, warum sollte sie dieses nicht ebenfalls an den Menschen thun können? Doch ist hierbey die Mitwirkung mancher Nebenursachen wohl nicht zu leugnen, als bey einigen von den angezeigten Völkern die frühzeitige Anstrengung des Körpers zur Arbeit, ingleichen der bisweilen sich ereignende langwierige Mangel der Nahrung, wodurch der Wuchs in die Länge sehr gehindert wird.

Eine

g) S. allg. Hist. der Reisen IV Th. p. 656.

h) Je näher diese der Grenze des ewigen Eises auf den Alpen, oder je näher gegen Norden in Hudsonsbay, wachsen, desto kleiner sind sie. S. *Halleri* Hist. Plant. Helv. Præf. p. VIII. *Linn.* Amoen. Acad. Vol. IV. p. 423. Ellis Reise nach Hudsonsbay S. 279. Allgem. Hist. der Reisen XVII Th. p. 206. Kranz versichert im I Th. p. 79, daß eben dieses auch von Grönland gelte.

i) S. Ellis am anführten Ort. Dieses kann aber nicht ohne Ausnahme gelten.

Eine ganz andre Bewandtniß hat es mit den Zwergen k), die unter allen Völkern einzeln gefunden werden, und das Maaß des gedachten kleinen Volkes noch lange nicht erreichen, auch dabey oft einfältig, allezeit aber zur Zeugung ungeschickt sind. Einer der berühmtesten davon war der sogenannte Bebe des Königs Stanislaus in Pohlen l). Er war ein Bauerssohn und am 11ten November 1749 im Dorf Plaine gebohren. Bey der Geburth hat er kaum ein Pfund und ein Viertel gewogen. Er war auf einem Teller überreicht worden, um getauft zu werden, und hatte lange Zeit hindurch in einem Holzschuhe gelegen. Da es ihm nicht möglich war, Milch aus der Mutter Brust heraus zu ziehen, so gab man ihm eine Ziege zur Amme, die auch ihr Amt sehr treulich verrichtete, und allemal von selbst auf die Stimme des Kindes zulief. Die Pocken überstand er nach sechs Monathen, bloß durch die Wartung der Mutter und seiner Ziege. In einem Alter von achtzehn Monathen fieng er an zu lallen, nach zwey Jahren stand er auf seinen Beinen und konnte fast ohne Hülfe gehen. Die ersten Schuhe dieses Zwergen hatten die Länge von achtzehn Linien. Im sechsten Jahre war er ohngefähr funfzehn Zoll hoch, und hatte nicht mehr, als dreyzehn Pfund, am Gewichte. Er war von einer guten Gestallt und alle Theile seines Leibes

k) S. oben S. 192.

l) Ausführliche Nachricht von ihm findet man in des Herrn von Büffon Hist. der Natur, 4to. VIII B. 1 Th. p. 118. Cf. Gaz. Litt. de Berlin 1764. p. 293. Müllers Linn. Natursyst. 1 B. p. 102. Schreber l. cit. p. 27.

hatten ein richtig Verhältniß. Er genoß einer guten Gesundheit, sein Verstand gieng aber nicht über die Grenzen des Naturtriebes. Um diese Zeit lies ihn der König von Pohlen nach Lüneville kommen, gab ihm den Namen Bebe und behielt ihn in seinem Pallaste.

Bis in ein Alter von funfzehn oder sechzehn Jahren blieb er, ohnerachtet seiner veränderten Lebensart, bey guter Gesundheit. Die Unterweisungen seiner Lehrmeister waren ihm ganz unnütz. Er gab niemals einen Beweis, daß er einigen Begriff von der Religion, oder einige Beurtheilungskraft besäße. Seine Leidenschaften waren eine heftige Begierde, Zorn und Eifersucht.

Im funfzehnten oder sechzehnten Jahre war Bebe nur neun und zwanzig Zoll hoch, und bis zu dieser Zeit war im Wachsthum der unterschiedenen Theile seines Leibes keine Unordnung vorgegangen. Jetzo schien die Mannbarkeit an den Zeugungsgliedern auf einmal eine gar zu grosse Wirkung hervorzubringen, welche das Verderben des übrigen Leibes verursachte. Die Kräfte fiengen bald an, abzunehmen, das Rückgrad krümmte sich, der Kopf senkte sich, die Beine wurden schwach, ein Schulterblatt wuchs schief und die Nase bekam eine beträchtliche Vergrösserung. Bebe verlohr nun alle Munterkeit und wurde kränklich, dennoch aber in den vier folgenden Jahren fast noch vier Zoll grösser.

Man hatte voraus gesehen, daß dieser Zwerg noch vor dem dreyßigsten Jahre vor Alter sterben würde.

In

In der That war er auch vom ein und zwanzigsten Jahr an schwach und hinfällig. Im zwey und zwanzigsten, als dem letzten seiner Lebensjahre, konnte er kaum hundert Schritte hintereinander gehen. Im Maymonath 1764 bekam er einen Schnupfen mit einem kleinen Fieber, und fiel in eine Art von periodischer Schlafsucht. Indessen versichert man, daß er in den fünf lezten Tagen seines Lebens deutlichere Begriffe gehabt, als im Zustande seiner vollkommensten Gesundheit. Sein Todeskampf daurete sehr lange. Er starb am 9ten des Brachmonaths 1764 in einem Alter von beynahe 23 Jahren, und seine ganze Höhe betrug damals drey und dreyßig Zolle m).

Diesem Bebe können wir einen andern Zwerg entgegen setzen, welcher 1760 in Paris gesehen worden. Er war ein Pohlnischer Edelmann, der in einem Alter von zwey und zwanzig Jahren nur acht und zwanzig Pariser Zoll in der Länge, dabey aber einen wohlgebildeten Körper, einen sehr fähigen Kopf und viel Kenntniß in unterschiedenen Sprachen besaß. Er hatte aber noch einen ältern Bruder von vier und dreyßig, und eine sechsjährige Schwester von ein und zwanzig Zollen, welches ohngefähr die Größe von einem neugebohrnen Kinde ausmacht n).

Ein

m) Cf. *Vallm. de Bomare* Dict. d'Hist. nat. Tom. VII. p. 317 - 319.

n) S. Müller l. c. p. 102. Schreber l. cit. p. 27. *Journ. de Med.* Tom. XII. p. 167. *Comment. Lips.* Vol. XI. p. 264.

Ein anderer Zwerg zu Bristol, der 1751 in seinem funfzehnten Jahr eine Länge von 31 Zoll hatte, war mit allen Zufällen des hohen Alters behaftet, und von neunzehn Pfunden, die er im siebenten Jahr gewogen, auf dreyzehn herunter gekommen o). Alle diese Beyspiele werden von einem Friesländischen Bauer, Namens Wiebe Lolkes übertroffen, der sich in dem bekannten Hause Blau Jan zu Amsterdam sehen lies und am 2ten May 1751 sechs und zwanzig Jahr alt, aber nicht länger, als 29 Amsterdammer Zolle war p).

Ein Zwerg aus Norfolk, den man zu London in eben diesem Jahr zeigte, als er zwey und zwanzig Jahr alt war, hatte einen wohlgebildeten Körper von 38 englischen Zollen und nur 27½ Pfund am Gewichte q). Ja man hat Beyspiele von solchen Zwergen, (wie Herr Prof. Schreber zeiget,) die nur zween Fuß r), auch wohl nur ein und zwanzig s) oder gar nur achtzehn Zolle t) gemessen haben. Der kleinste war

o) S. *Philosoph. Transact.* Tom. XLVII. p. 278. Schreber l. c. p. 27.

p) S. *Houttuyn's* Naturl. Hist. 1 Deel. 1 St. p. 148. Müllers Linneisch. Natursf. 1. p. 102. Schreber l. cit.

q) S. *Philos. Transact.* n. 495. Schreber l. cit.

r) S. *Cardanus* de Subtil. p. 357.

s) S. *Journ. de Medecine* Tom. XII. p. 167. &c.

t) *Telliamed.* Tom. II. p. 194.

war ohnstreitig derjenige, welcher im 37ten Jahre nur 16 Zolle lang gewesen u). Ein ganzes Volk von einer dieser kleinen Staturen ist, wie leicht zu erachten, noch nirgends gefunden worden. Es würde auch, wie Herr von Haller sehr wohl anmerket, den Absichten des Schöpfers entgegen gewesen seyn, ein Geschlecht von Menschen entstehen zu lassen, welches zur Oberherrschaft über die Thiere so wenig Fähigkeiten besäße. Unter den Pygmäen der Alten hat man sich ohnstreitig bloß eine Art von Affen zu denken.

Von

u) S. *Birch*. Hist. of the Royal Society T. IV. p. 500.

Von den Riesenartigen Menschen x).

Das Alterthum gedenket vieler Menschen von ausserordentlicher Größe, die man zu verschiedenen Zeiten will gesehen haben. So wohl die heiligen als weltlichen Geschichtschreiber, so gar die Reisenden melden von Riesen die erstaunenswürdigsten Sachen. Einige der neuern Schriftsteller bezogen sich, um dieser Meynung, daß es ungeheuer grosse Menschen gebe, noch ein stärkeres Gewicht ertheilen zu können, auf die Entdeckung so ungeheurer Knochen, daß die Menschen, denen sie angehöret hätten, wahre Kolossen gewesen seyn müßten. Wenn man aber die Nachrichten der Alten mit einiger Aufmerksamkeit lieset und mit einander vergleichet, so findet man bald das Uebertriebne und Irrige in ihren Erzählungen. Der Ritter von Jaucourt hat sich viel Mühe gegeben, im Encyklopädischen grossen Wörterbuch diese Mate-

x) Von den Riesen und Riesenknochen, von den Meynungen und wunderbaren Erzählungen, welche die Alten davon aufbehalten, lese man hier besonders *Anton. Sanguteli* novam disquisit. hist. & criticam *de Gigantibus*, edente *Godofr. Schütze*, Altonae 1756. 5¼ B. 8vo. Cf. *Vallm. de Bomare* Dict. d'Hist. nat. Tom. V. p. 54. Die physische Gigantologie des Ritters Hans Sloane in den Philos. Transact. n. 404. und die Gigantologie des Paters Jos. Torrubia. 1756.

Materie in ein helleres Licht zu setzen und zu zeigen, daß alle diese häufigen und wunderbaren Erzählungen mit Widersprüchen und Zeitirrungen angefüllet, ja so gar durch die Umstände selbst vernichtet worden sind, welche die Verfasser als Beweisgründe gebrauchet hatten. Die entdeckte große Zähne, Wirbelbeine, Ribben, Röhrenknochen, Schulterblätter u. s. w. die man ihrer ausserordentlichen Größe wegen für lauter Knochen von ehemaligen Riesen ausgab y), und wovon in so vielen Städten grosse Stücken als eben so große Merkwürdigkeiten aufbehalten werden, die man fremden Reisenden als Riesenknochen zeiget, sind nach der einstimmigen Aussage der Naturforscher wirkliche Knochen von Elephanten oder andern grossen Landthieren, von Wallrossen oder Nilpferden, Wallfischen u. s. w. Es ist also gar nicht wahrscheinlich, daß es in der Welt eine zahlreiche Art Menschen von so ungeheurer Größe, wie die Riesen der Alten beschrieben werden, gebe. Man hat überhaupt im ganzen Geschlechte der Menschen die Riesen, wie die Zwerge, bloß als ungemein seltne, zufällige und einzelne Abänderungen zu betrachten.

Ganze Völker, die gewöhnlich eine Höhe von sechs Fuß und drüber haben, sind von den Reisenden in der südlichen Hälfte der Erdkugel angetroffen worden. Auf der Insel Formosa z), den mariani-

schen

y) Man lese von ausgegrabnen Skeletten sehr ansehnlicher Riesen die *Gaz. litt. de l'Europe* 1764. Juill. p. 139 und 1767 Juin p. 449. *Celle de Berlin*, 1764. p. 126-128.

z) S. Mandelslo's Reise. Anhang S. 161.

schen Eyländern a) und auf den Inseln des stillen Meeres b), hat man Völker von grösserer Statur, als die Europäer, gesehen. Am berühmtesten sind ohnstreitig die Patagonische Riesen c), in der Nachbarschaft der Magellanischen Meerenge. Man giebt ihnen eine Länge von sieben Fuß d), acht Fuß e), acht bis neun Fuß f), neun bis zehn Fuß g), zehn bis zwölf Fuß h), eilf Fuß i), zwölf Fuß k), oder über-

a) S. allgem. Hist. der Reisen XI Th. S. 381. *Dampier* Voy. Tom. I p. 378.

b) Z. B. auf der Hornsinsel. Le Maire. Allg. Hist. der Reisen X Th. p. 354 Auf der Insel Anton Kova. Dampier. S. Ebend. XII Th S. 243. und auf andern Inseln. Roggewein. S. Ebend. XVIII Th. p. 557. 560. 562. 569.

c) Von diesen hat Herr von Büffon schon oben S. 191 ꝛc. seine Meynung gesaget. Man lese von denselben die Frankf. neue Ausz. aus den besten Wochen- und Monatsch. V Th. p. 81 ꝛc. Berl. Samml. IV B. p. 180. Recherches philos. sur les americains par Mr. de P. . . à Berl. 1768. Tom. I. p. 281 - 309. Schreber l. cit. p. 28.

d) So schäzte sie ohngefähr Moore, der 1618 einige von ihnen sahe.

e) Pigafetta im Jahr 1519.

f) Byron 1764 und Reainaud 1712.

g) Frezier 1711 und Gyraudais 1766.

h) De Wehrt und de Kordes 1599.

i) Le Maire und Schouten 1615.

k) Sarimento 1579.

überhaupt eine Riesenmäßige Größe l). Ihre Wirklichkeit wird noch von vielen in Zweifel gezogen, welche der Meynung sind, die Furcht oder die Liebe zum Wunderbaren habe diese Ungeheuer allein erzeuget. Die Verschiedenheit des ihnen zugeschriebnen Maaßes erregt allerdings starke Zweifel wider ihre Wirklichkeit. Der Herr Abt, Don Pernety, ein eifriger Vertheidiger derselben, leitet diese Verschiedenheit vornämlich daher, weil sie von allen denen, welche sie gesehen zu haben versichern, keiner genau zu messen Gelegenheit gefunden. Allerdings scheinen sie durch die Einbildung der Freunde des Wunderbaren ungemein vergrößert worden zu seyn. Daß indessen ein Volk, dessen Größe die unter den Europäern gewöhnliche um ein Merkliches überträfe, nicht unmöglich sey, beweisen, ausser den Spuren, die man in den glaubwürdigen Denkmalen des Alterthums findet, unterschiedene Beyspiele solcher Personen, die bey einer Länge von siebenthalb Fuß und noch drüber, dennoch wohlgebildet, gesund und zu allerley Verrichtungen, welche Leibeskräfte nothwendig erfordern, aufgeleget gewesen sind m). Wir wollen in der Folge die merkwürdigsten Beyspiele solcher ungewöhnlichen großen Menschen, so wohl unter den Europäischen, als andern Völkern anführen, wenn wir vorher unsern Lesern eine kurze Geschichte der Patagonen werden vorgeleget haben.

Patago-

l) De Noort 1599. Spilberg 1614. Harington und Karman 1704. Cf. Die Untersuchung der Frage: Ob es in den Südländern Riesen gebe? in der allg. Hist. der Reisen XVIII Th. S. 575.

m) S. Schreber l. cit.

Patagonien n) ist, bekanntermaßen, derjenige freye, noch keinem Europäischen Joch unterwürfige Theil des mittäglichen Amerika, welcher sich von den südlichen Grenzen von Chili und Brasilien bis an die Magellanische Straße, oder ohngefähr vom 38sten bis zum 53sten Grade südlicher Breite ausdehnet, in Osten an die Nord- in Westen an die Südseite grenzet, und sonst auch, nach dem Magellan, seinem ersten Erfinder, Terra Magellanica genannt wird. Die rauhe Witterung, der unfruchtbare Boden, und der gänzliche Mangel an allen den eingebildeten Schätzen, welche dem Europäischen Geitz allein zu einer Lockspeise dienen, haben dieses Land bisher, zu seinem Glücke, noch für der Tyranney aller gesitteten Völker bewahret.

Hernand Magaglians, oder, wie er gemeiniglich heißet, Ferdinand Magellan, war der erste Europäer, der, so viel man weis, diese Küsten beschiffet hat. Nach Pigafettä Bericht, welchem wir die Nachricht von seinen Reisen zu danken haben, sahen seine Leute 1519 am Rio de la Plata, also noch im heutigen Brasilien, aber nicht weit von der Patagonischen Grenze, einen Wilden von riesenförmiger Größe, der aber sogleich die Flucht ergriff, und ein Gebrülle, wie ein Ochse hören ließ. Nicht lange hernach, da sich Magellan den Winter über im Hafen St. Julian aufhielt, welcher im 57½ Grad an der Patagonischen Küste lieget, kam ein anderer dergleichen Riese tanzend und singend auf die Spanier loß, wobey er beständig Staub über seinen Kopf streuete. Die Spanier thaten ein gleiches. Hierauf

n) S. Frankf. neue Ausz. l. cit.

Hierauf bekam der Wilde Muth, sich ihrer, voller Verwunderung, zu nähern. Kaum reichten ihm die Spanier bis an den Gürtel. Er war sehr aufgeräumt, und hatte ein langes, um die Augen gelbes, auf den Backen mit Herzgestallten bemaltes Gesicht und weiß gefärbte Haare. Seine Kleidung bestand aus einer über seine Schultern hangenden Thierhaut. An seinen Füßen sahe man einige Stücke Fell, beynahe wie Pantoffeln, welche ihnen das Ansehen der Thierpfoten oder Patten gaben, daher ihn auch Magellan Patagone nannte, welches hernach die allgemeine Benennung der dasigen Wilden geworden ist. Da ihn Magellan mit einigen seiner Leute wieder ans Land schickte, kamen bald mehrere von seinen Landsleuten zum Vorschein, welche, nach dem Pigafetta 10 Palmen oder etwa 7 Fuß, nach dem Argensola hingegen, über 15 Spannen oder 12 Schuh hoch waren.

Ein andermal erhielt Magellan einen Besuch von sechsen dieser Wilden, die einen Kessel voll Fleisch verzehrten, woran sich zwanzig Matrosen hätten sättigen können. Da er gern ein Paar dieser Leute mit nach Spanien bringen wollte, lokte er einige derselben auf ein Schiff, legte zweenen mit List Fesseln an, welche, so bald sie die Fesseln merkten, fürchterlich zu brüllen anfiengen. Den einen lies man wieder laufen, den andern aber behielt man auf dem Schiffe, wo er dann einen ganzen Korb voll Zwiebak auf einmal aufzufressen und einen halben Eimer Wasser in einem Zuge zu trinken pflegte. Bald hernach starb er in der Meerenge am Scharbock.

Garcie de Loaise, der im Jahr 1525 durch Magellans Strasse segelte, ward in derselben, bey

der Bay St. Georg zween Kähne mit Wilden von hoher Statur gewahr, die von einigen seiner Leute Riesen genannt wurden. Sie blieben aber zu weit entfernet, als daß man sie hinlänglich unterscheiden können. Zween andere Spanier, Simon di Alkazora und Alfonso de Romargo, welche in den Jahren 1535 und 1539 diese Gegenden besegelten, sagen kein Wort von der Leibeslänge der Einwohner; obgleich die Leute des ersten, an dem Flusse Quadalquivir in der Meerenge, viel mit den dasigen Wilden zu thun hatten.

Eben so wenig erkläret sich hierüber der Verfasser der Reisebeschreibung des Admirals Drake, ob er gleich die Bewohner der nördlichen Küste der Meerenge als starke, flüchtige und verschlagne Leute beschreibet. Joh. Winter aber, der ein Schiff von Drakens Flotte kommandirte, und eine besondre Beschreibung dieser Reise hinterlassen hat, behauptet ausdrücklich, daß die Bewohner vom Port St. Julian an der östlichen Küste von Patagonien bloß eine mittelmäßige Größe hätten und bey weitem nicht so hoch wären, als die Spanier vorgäben. Unterschiedene Engelländer hätten den grösten Patagonen an Länge übertroffen.

Pietro Sarmento, welcher 1579 den Drake aufsuchen sollte, hatte vielen Verkehr mit den Wilden an der östlichen Küste von Patagonien, sagt aber nichts von ihrer Größe; daher er auch wohl nichts ausserordentliches daran muß bemerket haben. Allein in der Meerenge sah er einen ganzen Haufen Riesen, bemächtigte sich auch eines der grösten unter ihnen, der einem Zyklopen gleich sahe. Die andern hat er über

über drey Ellen lang und nach Verhältniß dick und stark beschrieben.

Anton Knivet, der des Thomas Kandisch oder Kavendisch zwote Reise vom Jahr 1592 beschrieben, macht noch ein fürchterlicheres Bild von diesen Riesen. Die Küsten um den Port Desire, sagt er, (im 48ten Grade der östlichen Küste von Patagonien) wird von Riesen, funfzehn oder sechzehn Spannen hoch, bewohnet. Ich habe die Fußstapfen eines derselben am Ufer gemessen, welche viermal so lang, als die unsrigen waren. Ich habe auch zween vor kurzem begrabne Wilden gemessen, deren todte Körper 14 Spannen in der Länge hatten. Diese Leute gehen völlig nackend, sie tragen lange Haare u. s. w. Richard Hawkins, welcher 1593 eben diese Gegend besuchte, schildert die Patagonen als grausame, treulose und so grosse Leute, daß einige sie auch Riesen zu nennen pflegten.

Sebald de Wert, ein berühmter Holländischer Seefahrer, sahe im Jahr 1599 in der Meerenge bey der grünen Bay, sieben Kähne mit Wilden, die, so viel man bemerken konnte, zehn bis eilf Schuhe hoch waren, aber sogleich ans Land flohen und mit Steinen die Holländer abhielten, hernach aber mit Händen Bäume ausrissen, welche von Fern eine Spanne dick zu seyn schienen, und sich hinter dieselben verschanzten.

Olivier van Nort, ein anderer Holländischer Admiral, der in eben demselben Jahre in die Südsee segelte, hatte mit den Patagonen im Port Desire Händel bekommen, er beschrieb sie als Leute von grossem und fürchterlichem Ansehen. In der Meerenge

bey dem Kap Nassau oder Forland wurde er von einem Haufen Wilden von mittlerer Größe angegriffen, von denen er sechse gefangen bekam; einer davon, welcher nachmals die Holländische Sprache lernte, sagte ihm, daß es in dem Lande verschiedene Völkerschaften gebe, worunter viere von gewöhnlicher Größe wären; daß aber im Innern des Landes ein Riesenvolk, Namens Tiremenen, wohne, das in der Länge zehn bis eilf Schuh hätte, und beständig die andern vier Nationen bekriegte.

George Spilberg, ebenfalls ein Holländischer Admiral, sah im Jahr 1615 auf dem Feuerland einen Wilden von sehr grosser Länge. Unterschiedene begrabne todte Körper waren aber von gewöhnlicher Größe.

Aris Klasson, Kommiß auf des Le Maire Flotte, ein sehr glaubwürdiger Mann, versichert, er habe im Jahr 1616 unterschiedene, an der Patagonischen Küste begrabne Leichen untersuchet und gefunden, daß gar wohl dasjenige, was die vorigen Seefahrer berichtet, wahr seyn könnte, weil diese Leichen fast alle 10 bis eilf Fuß lang gewesen. Wenigstens muß man von dieser Untersuchung sagen, daß die Furcht, weil sie mit kaltem Blute geschehen, hier die Gegenstände nicht habe vergrössern können.

Garcie de Nodal, ein Spanier, welcher zwey Jahre hernach durch die Meerenge schiffete, sagte nur, daß die Einwohner an der Patagonischen Küste die Europäer um einen ganzen Kopf überträfen.

Die folgende Seefahrer, als Narborough und Wood, Barthelemy, Sharp, Rowley, Dampier, Lionel, Wafer und Herr de Gennes haben

ben an diesen Küsten entweder gar keine Einwohner, oder doch nur lauter Menschen von gewöhnlicher Grösse, gesehen. Der letztere, der im Jahr 1696 die Meerenge besegelte, saget, die Bewohner derselben wären zwar von ansehnlicher Größe, beyweiten aber nicht acht bis 10 Fuß hoch, wie von einigen auf eine übertriebene Art vorgegeben worden. Allein im Jahr 1704 sahen Harrington und Torman, zween französische Schiffkapitains, einmal sieben dieser Riesen in der Baye de Possession, ein andermal erblickten sie deren sechs, zum drittenmal über 200 Mann, theils Riesen, theils Leute von gewöhnlicher Größe.

Frezier, ein zuverläßiger Seefahrer, der 1712 sich an der Küste aufhielt, giebt uns eine umständliche Nachricht von den Einwohnern Patagoniens, „die „westliche Küste desselben, sagt er, wird von der magellanischen Meerenge bis zur Insel Chilon von „einem Volke bewohnet, welches Chanons genennet wird. Sie gehen, ohnerachtet sie zwischen Bergen in einem überaus kalten Lande wohnen, dennoch „ganz nackend. Bisweilen bedecken sie sich mit einer „Thierhaut, welche bloß viereckicht geschnitten ist und „um ihre Schultern gehangen wird. Etwas tiefer „im Lande wohnet ein Riesenvolk, welches Kaunahuces heißt, und weil diese mit den Chanons in „Freundschaft stehen, kommen sie mit ihnen oft bis „an die Spanischen Wohnungen auf der Insel „Chilon". Frezier hat wohl dieses Riesenvolk nicht selbst gesehen; allein Don Pedro Molina, Gouverneur der Insel Chilon und andere Augenzeugen haben ihn versichert, man habe sie wenigstens neun oder zehn Fuß lang befunden. Dieses sind eigentlich diejenigen Patagonen, die an der nächsten östlichen Küste

ste sich aufhalten und in den alten Berichten der Seefahrer gemeynet werden. Die Spanier, welche die Küsten der Südsee in dem mittägigen Amerika bewohnen, sagt Raveneau de Büssòn in den Reisen der Flibüstirs, haben gewisse weisse Indianer zu Feinden, die einen Theil von Chili bewohnen und Leute von einer erstaunlichen Größe und Dicke sind. Sie werden beständig von ihnen bekrieget, und wenn sie einige Spanier erwischen, pflegen sie denselben den Leib aufzureissen und das Herz heraus zu nehmen.

Zu allen diesen so wohl ältern, als neuern Zeugnissen nehme man hier noch dasjenige, welches der Kommodore Byron und seine Leute von diesen Riesen erzählet haben, so wird man wenigstens das Daseyn derselben unmöglich in Zweifel ziehen können, ob man gleich auch diejenige nicht verwerfen darf, die uns die Patagonen als Leute von gewöhnlicher Größe beschrieben haben. Daraus folget weiter nichts, als daß jeder die Sache so erzählet, wie er sie gesehen hat. Man muß also den Schluß machen, daß diese Art Leute wirklich vorhanden sey, und man sie deswegen gar nicht für erdichtet ausgeben könne, weil einige Seefahrer sie entweder gar nicht, oder doch keine andere Patagonen, als die von gewöhnlicher Größe, gesehen haben.

Frezier, dieser scharfsinnige Schriftsteller, ist ebenfalls der Meynung, und füget seiner vorhin angezeigten Stelle noch hinzu: „Was ich, nach dem Zeug„niß glaubwürdiger Leute, hier angeführet habe, ist „mit dem, was wir in den Berichten der berühmte„sten Seefahrer lesen, so übereinstimmend, daß man, „meines Erachtens, ohne Leichtsinnigkeit glauben „kann, es gebe in diesem Theile von Amerika eine

„Art

„ Art Menschen, deren Größe die unsrige weit über„ trift. Ihr seltner Anblick hat vielleicht eine Ver„ grösserung in dem ihnen beygelegten Maaße verur„ sachet. Man muß aber auch erwägen, daß die „ meisten die Größe nur von ohngefähr, nicht aber „ nach der strengsten Schärfe bestimmet haben, und „ alsdann wird sich finden, daß ihre Zeugnisse, nach „ allen Umständen der Zeit und des Orts, genau mit „ einander überein kommen".

Es ist unstreitig, daß die heutigen Bewohner der beyden Ufer der magellanischen Meerenge von gewöhnlicher Größe sind. Eben so gewiß scheint es zu seyn, daß diese besondere große Art vor 200 Jahren ihren ordentlichen Aufenthalt an den wüsten Küsten der Nord- und Südsee gehabt, wo sie entweder in elenden Kabanen oder in Höhlen fast unzugänglicher Felsen gewohnet, wie es Olivier von Noort berichtet. Aus dem Berichte dieses berühmten Seefahrers erhellet, daß von der Zeit an, wo die Europäischen Schiffe in diesen Gegenden anzulangen pflegten, diese Leute sich verborgen halten, so lange sie Schiffe gewahr werden; daher man sie auch nicht entdecken können, ob man gleich fast alle Augenblicke Merkmale von ihrem Daseyn an der Küste gefunden. Zu dieser Schüchternheit hat sie vermuthlich das Betragen der ersten Europäer bewogen, die an diese Küste gelandet sind, und sich immer bemühet, sich einiger dieser Leute zu bemächtigen und sie mit nach Europa zu nehmen.

Wenn man weis, wie hoch alle im Stande der Natur lebende Wilden ihre Freyheit schätzen, so wird man sich über die schüchterne Zurückhaltung dieses ungemein wild und furchtsam beschriebnen Volkes gar

nicht verwundern können. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat sie die allzu öftere Landung europäischer Schiffe an dieser Küste bewogen, selbige zu verlassen und sich tiefer in das Land hinein zu ziehen, von wannen sie iezt nur zu gewissen Zeiten an das Ufer des Meeres kommen.

Anson vermuthet, daß sie unter den Kordilleras an der westlichen Küste wohnen, und sich nur selten an der östlichen zeigen. Wenn also diejenige Schiffe, die seit 100 Jahren an die Patagonische Küste gekommen, diese grosse Leute nur selten gesehen, so rührt es vermuthlich daher, weil sich dieses wilde, furchtsame Volk von dem Meere, das nun ihrer Freyheit so gefährlich ist, weit entfernet, und sich, nach dem Beyspiel so viel anderer Indianischer Nationen, in die Gebirge zurück gezogen hat, um den Europäern so leicht nicht in den Wurf zu kommen o).

Unter

o) Um sich von der Wirklichkeit eines Patagonischen Riesengeschlechtes vollkommen überzeugen zu können, lese man in dem prächtigen Werke, das allhier kürzlich in der Haude und Spenerischen Buchhandlung in drey Quartbänden unter folgendem Titel erschienen: Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Südmeer, auf Befehl Sr. Großbrit. Majest. unternommen von Kommodore Byron, Kapit. Wallis, Karteret und Koock, aus den Tagebüchern der verschiedenen Befehlshaber und den Handschriften Jos. Banks, Esqu. in 3 Bänden verfaßt von Dr. Jo. Hawkesworth, aus dem Engl. übersetzt von Jo. Fr. Schiller. Mit viel saubern Charten und Kupfern. — Besonders a) die allgemeine Einleitung von S. 9-18. b) Im

I Theil

Unter den einzelnen Beyspielen solcher Personen die zu einer ausserordentlichen Größe und folglich zu riesenartigen Menschen erwachsen waren, sind folgende merkwürdig:

1.) Keißler fand auf dem kaiserlichen Schloß Ambras, ohnweit Inspruck in Tyrol, das Gemälde von einem gewissen Hans Brav, der im Jahr 1550, nach dem Leben, da er ins 48te Jahr gieng, gezeichnet war. Er hatte über 12 rheinländische Fuß, also eine wirkliche Goliaths Länge.

2.) In Hannover befand sich am Hofe des Herzogs Johann Friedrich, ein Trabant aus dem Amte Münden, der, nach der annoch da zu lesenden Grabschrift, eine Höhe von vier Ellen und 6 Zoll hatte. Im Jahr 1676 starb er in einem Alter von 44 Jahren und 2 Monathen.

3.) Der Erzherzog Ferdinand hatte, ausser einem Zwerg von 3 Spannen in der Länge, zugleich einen Heiducken, der eilf Schuhe hoch war.

4.) Im Jahr 1749, den 27. Febr. starb in Harlem der berühmte Kajanus, dessen Höhe 8 Schuh 9 Zoll Amsterdammer Maaß oder fast 8 rheinländische Fuß betrug. Er würde noch länger gewesen seyn, wenn er nicht verwachsene Knie gehabt hätte p).

5.) Zu

I Theil das 3. Kap. S. 28 - 32. und in Kapitain Wallis Reise 1 Kap. S. 147 rc. 154. 164 rc. Man wird nach Durchlesung der angezeigten Stellen schwerlich einige Zweifel wegen der Wirklichkeit solcher Menschen übrig behalten.

p) S. *Lond. Chron.* 1760. p. 507. (Nach Schwedischen Maaße. 8 F. 4 Z. *Tuneld* Geogr. Stockh. 1762 p. 516.) Schreber l. c. p. 29.

5.) Zu Anfang des 14ten Jahrhunderts ist in dem Holländischen Dorf Spaarwoude ein Mann, Namens Klaas von Kyten begraben worden, der $8\frac{1}{2}$ rheinländischen Fuß gemessen. Sein Maaß ist bis iezo noch an der dasigen Kirchmauer zu sehen.

6.) Noch vor wenigen Jahren ließ in Amsterdamm sich ein Frauenzimmer sehen, welche sieben rheinländische Fuß lang, dabey aber wohl gewachsen und schön gebildet war q).

Ferner gehören hieher

7.) Der Hottentotte von 6 Fuß 7 Zoll, dessen der Abt de La Caille (in seinem Journ. S. 143.) gedenket.

8.) Der Engelländer von 7 engländischen Fuß und 5 Zoll, beym Thoresby r).

9.) Der Riese von 7 Fuß 6 Zoll, der in Engelland zu sehen gewesen s).

10.) Ein anderer Engelländer von 7 Fuß 7 Zoll t).

11.) Ein Schweitzer u) und 12) ein Frießländer x), beyde von 8 Fuß, vermuthlich rheinländisch Maaß.

13.) Ein

q) S. Müllers Linn. Natursf. I B. p. 103. Cf. *Houttuyn* l. c. p. 145. und *Browne's* Reyzen. p. 4.

r) S. *Thoresby* Nat. Hist. of Leeds p. 611.

s) S. *Philos. Transact.* n. 240. *Plott* Nat. history of Staffordsh. p. 295.

t) *Philos. Transact.* n. 264.

u) S. Stöller vom Wachsthum des menschlichen Geschlechts. S. 22.

x) Von der Linden Physiol. reform. p. 242.

13.) Ein Schwedischer Bauer von 8 Fuß, beym Rudbeck y).

14.) Ein Schwede unter der ehemaligen hiesigen Garde von 8 Fuß, 6 Zoll z), von welcher Länge noch einige Beyspiele vorkommen a). Der bekannteste ist wohl in den neuern Zeiten

15) der große Riese **Bernhard Gili**, den man so wohl hier, als in Dresden und an mehrern Orten im Jahr 1764 sehen konnte. Dieser war zehn Schuhe lang b) und versicherte, daß er noch im 9ten Jahre seines Alters die gewöhnliche Höhe anderer Knaben gehabt, von dieser Zeit aber angefangen habe, zu dieser ausserordentlichen Höhe aufzuschiessen. Ein Beweis, daß die Regel des **Plinius** und **Aristoteles** ihre Ausnahme leide, wenn ersterer behauptet, der Mensch erreiche schon in seinem dritten oder nach diesem in seinem fünften Jahre die Hälfte seiner Größe. Im **Schreber** wird das **Tridentinische Gebiethe**, im **Alton. gel. Merkur Tyrol** zum Vaterlande des berühmten Gili angegeben.

Von

y) In seiner Atlantica Tom. III. p. 245. Abhandl. der Schwed. Akad. 28 B. p. 340.

z) S. Stöller l. c. S. 18.

a) S. des Herrn von Haller Elem. Physiol. Tom. VIII. P. II. p. 41. Cf. Schreber l. cit. p. 30.

b) S. *Gaz. litt. de l'Eur.* 64. Août p. 325. *Celle de Berlin* 1764. p. 44. 1766. p. 296. und 307. *Alton. gel. Merc.* 1764. p. 308. Im Schreber l. cit. werden ihm nur 8 Fuß 2 Zoll Schwed. Maaß gegeben.

Von den hin und wieder gefundenen einzelnen vermeynten Riesenknochen c), welche, nach den Verhältnissen des menschlichen Körpers, Personen von wenigstens 12, 13 und mehr Schuhen anzuzeigen scheinen, haben wir schon oben gesaget, daß es größtentheils Knochen grosser Thiere sind d). Am wenigsten ist von den ungeheuren Geribben zu halten, welche 17, 18 bis 25 Fuß lang gewesen seyn sollen e). Diese gehören ohnstreitig in das Reich der Fabeln. Wie stark müßten die Knochen solcher Riesen, im Verhältniß gegen ihre Länge, und wie stark müßten die Muskeln gewesen seyn, welche dergleichen ungeheure Knochen hätten bewegen sollen? f)

Von

c) S. Hamb. Journ. I B. p. 76-79. Rollinsons Beschreibung eines ohnlängst gefundenen Riesengeribbes von 9 Fuß 6 Zoll ꝛc. *Journ. des Scav.* 64. Sept. p. 501.

d) Cf. Abhandl. der Schwedischen Akad. 28 B. p. 335. und 338.

e) Als die Knochen des Riesen von 15 Fuß in den Gräbern der kanarischen Könige. S. allg. Hist. der Reis. II Th. p. 30. Des Teutobachs von 25 Fuß u. a. m. in des Herrn von Haller Elem. Phys. l. cit.

f) S. Schreber l. c. p. 30.

Von einigen unförmlich dicken und schweren Menschen.

Wie die Natur in der gewöhnlichen Größe der Menschen sehr merkwürdige Abweichungen hat, so findet man auch einzelne Beyspiele von ausserordentlicher Schwere und Dickheit menschlicher Körper, wovon wir aus des Herrn Professor Müllers Linn. Natursystem I B. S. 104 einige anführen wollen.

Vor etlichen Jahren, sagt er oder Herr Houttuyn, reisete ein Engelländer über den Berg Senis in Piemont, dessen Gewicht 550 Pfund ausmachte.

Ein anderer Engelländer aus Linkoln starb im Jahr 1724 im 29ten Jahre seines Alters. Er war 6 Schuh, 4 Zoll lang, 10 Schuh im Umfang, und hatte 580 Pfund an Gewichte. Er war ein Ochsenhändler und verzehrte täglich 18 Pfund Rindfleisch.

Im Jahr 1565 starb der Stadteinnehmer in Durlach, dessen Körper 600 Pfund wog. Die Möglichkeit solcher ungeheuer dicken Massen menschlicher Körper wird im angeführten Werke durch ein ziemlich neues Beyspiel eines Engelländers bestätiget und auf der 2ten Kupferplatte die Abbildung desselben geliefert. Dieser Engelländer hieß Eduard Brigth. Er hatte in Malder in Essex einen Kaufmannsladen, und wog in seinem 29ten Jahre 609 Englische oder 557 Nürnberger Pfunde. Seine Di-

cke

cke war sehr ausserordentlich, denn es konnten sich wohl sieben erwachsene Personen in seine Weste einknöpfen.

Inzwischen sind Menschen von solcher unförmlichen Dicke, wie die vorher beschriebne Menschen mit allzu kleinen oder ungeheuer grossen Körpern, fast lauter einzelne Abweichungen von dem gewöhnlichen Wege der Natur, die man für keine besondere Gattungen im Geschlechte der Menschen, sondern größtentheils für merkwürdige und seltne Ausnahmen halten muß.

Durch Kunst entstellte Menschen.

Nachdem wir von einigen seltnen Abweichungen der bildenden Natur in Ansehung der Größe, der Dicke u. s. w. geredet, so werden vielleicht einige durch Kunst bewirkte und entweder durch die Verschiedenheit im Begriff des Schönen, oder durch gewisse Bedürfnisse veranlassete Mißbildungen hier nicht am unrechten Orte stehen. Herr von Linné rechnet unter die mißgebildeten Menschen auch diejenigen, die einen Mangel an irgend einem Theile haben, wie zum Beyspiel die Hottentotten, an denen man immer nur Eine Hode findet. Allein dieser Mangel ist nicht so wohl das Werk der Natur, als vielmehr einer unzeitigen Vorsorge der Aeltern, welche ihre Knäblein, bald nach der Geburth, eines dieser Theile berauben, um sie desto geschickter zum Laufen auf der Jagd zu machen. Hieher könnte man auch, wie Herr Müller g) saget, die berufenen Amazonen zählen, die nur eine Brust haben sollten, weil ihnen die andere gemeiniglich abgenommen wurde, damit sie an der platten Seite den Bogen desto besser halten und auf der Jagd so wohl, als im Kriege, die Pfeile desto besser abdrücken konnten. Merkwürdig ist es, daß der Archiater auch diejenigen europäischen Frauenzimmer in die Klasse der monströsen Menschen setzet, welche durch enge Schnürbrüste sich eine allzuschlanke Gestallt verschaffen.

Wenn übrigens, die Chineser, wie Herr von Büffon in diesem Band erzählet, ein erhabnes Hinterhaupt

g) Im Linn. Syst. der Natur I Th. p. 105.

terhaupt und ihre Weibspersonen kleine Füße; wenn die Einwohner von Astrakan h) sehr breite Stirnen haben; wenn diese an einigen Stämmen von Wilden in Amerika, wie z. B. an den Karaiben, ungewöhnlich niedergedrükt, oder, wie an einigen kanadischen Stämmen, kugelrund, oder, wie an andern Wilden, zugespitzt, oder, wie bey den Wilden am Marahon viereckicht erschienen; wenn den Neuholländern oben und unten zween Vorderzähne fehlen; so hat man dieses als Verunstaltungen anzusehen, woran die Natur so wenig Antheil hat, als an den Malereyen, welche die Reisenden auf den nackten Leibern unterschiedener Völker bemerket haben, oder an den Farben, die manche Neger in den Südländern ihren Haaren geben i).

Von der Art, wie unterschiedene wilde Völker ihre Haut aufzuritzen und auf derselben allerley Figuren einzubeitzen pflegen, ist schon oben S. 58. 73. 74. 76. 80. 118. 124. 169 und 176 geredet, auch S. 124 eine Vorstellung eines dergleichen durch Kunst entstellten Gesichtes gegeben worden. Hier will ich nur noch eine kurze Nachricht und etliche getreue Abbildungen von den alten gemalten Brittanniern oder Pikten aus einem alten, vielleicht seltnen Werke k) beyfügen, die,

h) S. allg. Hist. der Reisen X Th. p. 67.

i) S. Schreber l. cit. p. 25.

k) Hier ist der vollständige Titel des Werkes: *Admiranda narratio*, fida tamen, de commodis & incolarum ritibus Virginiæ, nuper admodum ab Anglis, qui à Dno. *Richardo Greinville*, Equestris Ord. viro, eo in coloniam Anno 1585 deducti sunt, inventæ, sumtus faciente Dno. *Waltero Raleigh*, Equestris Ord. viro, Fodinarum

die, meines Erachtens, einigen unserer Leser nicht ganz überflüßig scheinen mögten.

„Die gemalten Menschen, heißt es daselbst, „welche vor alten Zeiten denjenigen Theil von Brit„tanien bewohnten, der iezo Engelland heißet, sind „lauter Wilden gewesen l). Sie giengen völlig ent-

R 2 „blößet

dinarum Stanni Præfecto, ex Auctoritate Serenissimæ Reginæ Angliæ Anglico scripta sermone à *Thomâ Hariot*, ejusdem *Walteri* domestico, in eam Coloniam misso, ut regionis situm diligenter observaret, nunc autem primum Latio donata à C. C. A. Francof. ad Moen. 1590, fol. mit vielen saubern Kupfern. Als ein Anhang zu dieser Beschreibung von Virginien finden sich am Ende noch fünf schöne Kupferplatten von gemalten Brittaniern und einigen ihrer Nachbarn, die aus einer alten Engl. Geschichte genommen worden, um zu beweisen, daß die Brittannier vor Zeiten eben so wilde Menschen, als die alten Einwohner Virginiens, gewesen.

l) Die Pikten, (Picti, les Pictes,) waren mitternächtliche Völker, die auch *Agathyrsi* genennet wurden, und in gerader Linie vom großen Herkules in Lybien abstammen sollten. Da sie durch innere Unruhen sich entkräftet und unterdrükt fühlten, verließen sie die Skytischen Länder, begaben sich nach Groß Brittanien und wohnten zum Theil unter den Schottländern. Die Benennung der Pikten erhielten sie, weil sie die Haare, das Gesicht und ihren ganzen Leib mit allerley Farben bemahlten. Sie hatten unter sich, ohne Geitz und Neid, eine vollkommene Gemeinschaft der Güter und

„blößet und bemalten den ganzen Leib auf die Art,
„wie es in der Abbildung zu sehen ist. Die Haare
„ließen

und Weiber. Plinius sagt von ihnem im IV B. 12 Kap. Sie mahlten sich die Haare und das Gesicht mit blauen Farben und Figuren. S. *Cellarii* Notit. orbis antiqui p. 438. Percelebre nomen *Pictorum* est, populi Brittanniæ, sed nescio quam antiquum, quia *Tacitus* & Ptolomæus nusquam memorarunt, frequens tamen posterioribus. Videtur omnes Septentrionales Brittannos, saltem plurimos, significatu suo comprehendisse. *Claudianus* de III Consulatu Honorii vers. 54 inquit:

Ille leves Mauros, *nec falso nomine Pictos*,
Edomuit, Scotumque vago mucrone secutus.

Nec falso nomine: quia solita gens *pictis animalium figuris* corpus decorare, unde tamen putat inditum. *Camdenus* non comtemnendis rationibus probat, *Pictos* indigenas Britanniæ Septentrionalis fuisse.

In *Car. Stephani* Dict. hist. geograph. poetico stehet von den Agathyrsen: *Agathyrsi*, Pop. Scytis vicini à scriptoribus etiam plurimis *Picti* dicuntur, quoniam versicoloribus vestibus induuntur, quamquam alii de nativo colore intelligant. *Virgil Æn.* IV.

Cretesque Dryopesque tremunt, *pictique Agathyrsi.*

Solinus c. 20. Gelonis *Agathyrsi* collimitantur, *cæruleo picti*, fucatis in cæruleum crinibus, nec hoc sine discrimine, nam quanto quis alteri præstat, tanto propensiore notâ tingitur, ut sit judicium humilitatis, minus pingi.

Tab. V. Ein Britannischer Pikte. P. 260.

Hariot.

„ließen sie frey auf die Schultern herabhängen und „beschnitten bloß diejenigen, welche sich über die Stirn „herablegten. Den Baart konnten sie nirgends, als „nur über die Oberlippe, dulden. Die Brust war in „der Mitte mit dem Kopf eines Vogels, die beyden „Brüste mit Sonnenartigen Stralen, der Hintere „mit einem scheüßlichen Gesicht, beyde Knie mit Lö„wenköpfen, die Schienbeine und Waden mit schup„penartigen Figuren, die Schultern mit Greifsköpfen „bemalet, die Arme mit Figuren von Schlangen um„wunden. Um den Hals und um die Hüften trugen „sie einen starken eisernen Ring, an deren unterstem, „vermittelst einer Kette, der Säbel bevestigt war. „Der linke Arm war mit einem starken Schilde, die „rechte Hand mit einem großen Spieß bewafnet, des„sen Stiel unten in einer Kugel vest saß. Die Köpfe „der überwundenen Feinde pflegten sie als rühmliche „Siegeszeichen bey sich zu tragen.

„Ihre Weiber bewiesen sich im Kriege nicht min„der tapfer und grausam, als die Männer. Sie lies„sen ihre langen Haare zerstreut bis an die Mitte der „Oberschenkel herabhängen und bemalten sich die „Schultern mit Greifsköpfen, die Ellenbogen und „Knie mit Rachen eines Löwen oder eines andern „wilden Thieres, welches ihnen am ersten einfiel, den „obern Theil der Brust mit einem halben Monde, „zwischen dessen aufwärts stehenden Schenkeln ein „großer Stern, an beyden Seiten aber vier kleine be„findlich waren, beyde Brüste mit Sonnen, die Herz„grube und den Bauch mit großen flammenden Ster„nen, die Seiten des Leibes mit Ribbenförmigen „Streifen, den Hintern mit einer Sonnenscheibe, die „allenthalben ihre Stralen verbreitete, die Arme,

„Hüften und Schenkel mit allerley Streifen, Bän-
„dern, Blumen u. s. w. Sie trugen, gleich den
„Männern, am Hals einen eisernen Ring, um die
„Lenden einen dergleichen Gürtel, an welchem das
„Schwerd ebenfalls mit einer Kette bevestigt ist, in
„der einen Hand eine Lanze, in der andern lange
„Wurfspieße.

„Die unverheyratheten Weibspersonen waren
„ebenfalls, wie die Weiber, bemalet und bewafnet,
„außer daß ihre Malerey auf der Haut nicht so furcht-
„bar, als bey den Männern und Weibern ausgedacht
„war, sondern aus lauter Figuren der schönsten und
„auserlesensten Blumen bestand, welche sie jemals zu
„Gesichte bekommen; wie man aus der beygefügten
„Kupferplatte sehen kann“.

Die Figuren in diesem angeführten Werke zeugen genugsam, daß diese alte gemalte Brittanier nicht nur sehr große, furchtbare und grausame Leute gewesen seyn müßen, sondern daß auch, wenn man die Mädchens unter ihnen ausnimmt, alle Malereyen auf ihrer Haut vornämlich die Absicht gehabt, sich durch die Wahl ihrer Sinnbilder ihren Feinden immer furchtbarer zu machen.

M...

Bey-

Tab. VI. Gemaltes Britannisches Mädchen. P. 262.

Hariot.

Beyspiele einiger in der Wildniß aufgewachsenen Menschen m).

Vierfüßig, mit Haaren bedeckt, ohne Sprache und Vernunft, an Schärfe der Sinnen, an Stärke des Leibes, an fertigem Gebrauch der Glieder den Thieren gleich, doch nicht gesellig, wie diese; das ist das traurige Bild, welches einige Weltweisen vom Menschen, wie man sich ihn in seiner ursprünglichen Beschaffenheit vorstellet, entworfen haben. Es ist, wie man leicht erkennet, hauptsächlich nach einigen in der Kindheit verlohrnen Menschen gezeichnet, welche in Wildnissen, fern von aller menschlichen Gesellschaft, unter den Thieren wieder gefunden worden. Ihre Geschichte scheint hier in mancher Absicht einen Platz zu verdienen. Nach Durchlesung der wesentlichsten Umstände derselben wird es nicht schwer seyn zu entscheiden, ob sie zur Kenntniß des ersten Zustandes der Menschheit etwas beytragen könne?

Die bekanntesten Unglücklichen dieser Art sind

1) Ein Knabe, der in Hessen 1544 gefunden und am Hofe des Landgrafen Heinrichs gezeiget worden n). Er war, als ein dreyjähriges Kind von den Wölfen geraubt und erzogen worden, welche ihn mit den besten Stücken ihrer Beute genähret und angeführet

m) S. Hrn. Prof. Schrebers angef. Werk p. 31.

n) Juvenis lupinus Hessensis 1544. *Linn.* S. N. Edit. XII. p. 28. Müllers Linneisches Natursyst. I B. p. 86. Schreber l. cit. p. 31.

ret hatten, auf allen vieren erst zu kriechen, dann zu laufen, bis er es ihnen im Trabe gleich thun und die grösten Sprünge machen können. Ihre Fürsorge für diesen Knaben ist so weit gegangen, daß ihm die Wölfe in einer Grube eine Streu von Blättern gemacht, sich um ihn herum gelegt und ihn so wider die Kälte vertheidigt haben. Die Lebensart seiner Pfleger hat ihm daher so wohl gefallen, daß er, seinem Geständnisse nach, lieber unter ihnen, als unter den Menschen, seyn wollen. Er ist auch schwer zum Aufrechtgehen zu gewöhnen gewesen, und hat es nicht anders lernen wollen, als da man Stücken Holz um ihn herum gebunden. Alle Umstände dieser Erzählung verrathen ein offenbares Mährchen des funfzehnten Jahrhunderts, dessen Uhrheber nicht einmal recht bekannt geworden o).

2.) Ein Knabe von 12 Jahren, der ebenfalls 1544 in der **Hardt**, einem Walde bey dem Guthe **Echzel** in der **Wetterau**, von einigen Edelleuten auf der Jagd unter den Wölfen soll angetroffen und eingebracht worden seyn. Auch diese Nachricht ist von dem vorigen unsichern Gewährsmann entliehen.

3.) Ein Knabe, der 1661, in einem Alter von etwa 9 Jahren, in einem Walde in **Litthauen** von den

o) Phil. **Kamerarius** erzählet dasselbe (nach des Herrn Professor **Schrebers** Anmerk.) in den Horis subsecivis Cent. I. p. 345. aus den Additionibus zu *Lamberti* Buche de rebus gestis germanorum, deren Verfasser ungewiß ist, und macht dabey die Anmerkung: mirum, si verum est.

den Jägern unter den Bären gefunden worden p). Man sagt, er habe sich mit seinen Zähnen und Nägeln tapfer gewehret, als man ihn fangen wollen. Ein anderer aber, der bey ihm gewesen, sey den Jägern entwischet. Er soll übrigens wohl proportioniret, weiß, blondharig und von angenehmer Gesichtsbildung, aber gar nicht zu bändigen, viel weniger zur Kleidung und menschlichen Nahrung zu gewöhnen gewesen seyn q). Hr. Prof. Müller füget noch hinzu, er wäre dennoch gleich anfangs getaufet, und mit dem Namen **Joseph Ursinus** beleget worden.

4) Ein anderer r), der 1694 ebenfalls in Litthauen, an der rußischen Grenze, ohngefähr 20 Jahr alt, unter einer Heerde Bären entdeckt und gefangen worden, ist, als ein überall haariges Geschöpf, auf Händen und Füßen gegangen. Er hat wenig Merkmale der Vernunft, keine Sprache, auch nicht einmal eine menschliche Stimme gehabt und ist schwer zu zähmen gewesen, hat aber doch an einer Mauer nach und nach gerade stehen, ordentliche Speisen genüßen, auch endlich, wiewohl mit heiserer und nicht sehr menschlicher Stimme, reden gelernet. Von seinem Zustand in der Wildheit aber hat er sich nichts erinnern können.

5) Ein Knabe, der im vorigen Jahrhundert in Irrland in der Wildniß gefangen worden s). Er

 hat

p) Juvenis ursinus Lithuanus 1661. *Linn.* Müller l. c. p. 86. Schreber l. c. p. 32. *Vallm. de Bom.* Dict. d'Hist. Nat. Tom. V. p. 587.

q) *Connor* Evangel. medici, p. 133.

r) S. Schreber l. cit.

s) Juvenis ovinus hibernus *Linn.* Müller l. c. p. 87. Schreber l. c.

hat Gras und Heu, welches er vorher nach dem Geruch ausgesucht, gefreßen, gar nicht geredet, sondern wie die Schafe geblöcket, ist sehr gelenksam und geschwind auf den Füßen, hager, von der Sonne verbrannt, wild von Ansehen, auch überaus schwer und langsam zu zähmen gewesen. Tulpius hat ihn zu Amsterdam, in einem Alter von 16 Jahren gesehen t) und an ihm eine flache Stirn und erhabnes Hinterhaupt, eine weite Kehle, dicke, an den Gaumen gleichsam angewachsene Zunge, und eine stark einwärts gezogene Herzgrube bemerket, die er von der Gewohnheit, auf Händen und Füßen zu gehen, herleitet; so wie die besonders gebildete Kehle die Hauptursache des Geblökes u) gewesen zu seyn scheint.

6.) Diesem füget Herr von Linné noch einen andern wilderwachsenen Menschen aus dem Bambergischen bey x). Es ist nämlich ein Mensch gewesen, den Philipp Kammerer zu Ende des 16ten Jahrhunderts öfters am Bambergischen Hofe gesehen zu haben bezeuget, welcher, seinem eigenen Berichte nach, ohnweit Bamberg unter dem Rindvieh aufgewachsen und wegen einer besondern Gelenksamkeit seiner Glieder, ingleichen seiner Geschwindigkeit im Springen und Laufen, insonderheit auf allen vieren, bemerkenswerth

t) *Tulpii* Obſerv. med. p. 311.

u) Tulpius vermuthet, er sey unter den wilden Schafen in Irrland, wo es aber unsers Wissens keine giebet, aufgewachsen.

x) Juvenis bovinus Bambergenſis *Camerar. Linn.* Müller l. c. p. 87. Schreber, l. cit.

kenswerth gewesen ist. In vierfüßiger Stellung hat er sich mit den grösten Hunden herum gebissen, daß sie endlich die Flucht nehmen mußten, wobey er ihren Lauf sehr deutlich nachmachte y). — Man findet aber nicht, daß ihm einige Wildheit zugeschrieben wird. Auch läßt sich diese aus seiner Erziehung keinesweges schlüssen; denn im Stifte Bamberg hat es damals eben so wenig, als iezo, wildes Rindvieh gegeben. Folglich scheint auch dieser Mensch, wie der Herr Professor Schreber sehr wohl anmerket, in keiner Absicht unter die Wilden zu gehören.

7.) Ein Mädchen, welches in einem gebirgigen Walde bey Kranenburg, ohnweit Zwolla in Oberyssel 1717 im August gefangen worden z). Sie war ihren Aeltern in einem Alter von 16 Monathen entwendet worden; man weis aber nicht, wenn sie eigentlich ihren Aufenthalt im Walde genommen habe. Bey ihrer Gefangennehmung war sie 19 Jahr alt. Ihre Haut war sehr braun, hart, rauch, ihr Haar lang und dicke, ihre Sprache ein unordentliches Stammlen, ihre Nahrung grüne Kräuter und Baumblätter gewesen. Sie war aber dabey aufrecht, wie andere Menschen gegangen, und hatte um den Leib eine selbst gemachte Schürze von Stroh getragen. Vor Menschen ist sie zwar scheu und überaus schwer zu fangen aber doch nicht wild gewesen, hat sich auch bald zur menschlichen Gesellschaft gewöhnet. Ein halb Jahr nach ihrer Gefangennehmung hat sie so

y) S. *Camerarii* hor. subsec. Cent. I. p. 343.

z) Puella Transilvana 1717. *Linn.* l. c. p. 18. Müller. l. c. p. 87. Schreber l. c. p. 34.

so gar eine vorzügliche Zufriedenheit mit ihrer neuen Lebensart und eine starke Abneigung gegen ihren ehemaligen Aufenthalt an den Tag geleget. Die Zeichen die man ihr gegeben, hat sie verstanden, den Grüßenden gedanket, sich Mühe gegeben zu reden, sich auch zur Arbeit gewöhnet, und sehr gut spinnen gelernet a).

8.) Zween Knaben, die auf den Pyrenäen 1719 gefangen worden b). Man hat sie daselbst, wie die Gemsen, auf den Klippen herum springen sehen.

9.) Ein Knabe von ohngefähr 13 Jahren, der bey Hameln 1724 auf dem Feld ergriffen worden c). Als man ihn fand, war er nackend, nur mit einigen Ueberbleibseln eines Hemdes behangen. Seine Haut war glatt und weiß, nachdem er gewaschen worden. Sie zeigte die Narben unterschiedener Wunden. Sein Betragen war sehr wild und unbändig; er fürchtete sich aber doch für der Ruthe und ließ dadurch sich einigermaßen zähmen. Er bezeigte sich auch nicht sonderlich Leuteschen, sondern ließ gar leicht sich fangen, und begegnete nachher den Leuten, welche ihn besuchten, meistentheils freundlich. Nur Weibspersonen waren ihm unausstehlich. Er gieng aufrecht und war im Laufen sehr schnell und flüchtig, keines weges

a) Ihre Geschichte ist in den **Breslauer Sammlungen** von Natur- und Kunstgeschichten im XXIten Vers. S. 437 ꝛc. ausführlicher nachzulesen.

b) Pueri 2 pyrenaici 1719 *Linn.* l. c. **Müller** l. cit. **Schreber** l. c.

c) Juvenis Hannoveranus. 1724. *Linn.* l. cit. **Müller**. l. cit.

weges aber so geschikt, auf den Bäumen herum zu klettern. Seine Zunge war unförmlich dick, und schien, wie die Nachricht saget, an beyden Seiten angewachsen zu seyn. Das ist ohnstreitig die Ursache, warum er Sprachlos geblieben. Er wählte zu seiner Nahrung allerley rohe Erdfrüchte, bis er sich, nach einigen Wochen, zur ordentlichen Speise gewöhnte. Seine Freßbegierde war so stark, daß er es darinn auf einmal zwo Personen zuvor that. Er machte viel seltsame Sprünge und Geberden; besonders pflegte er oftmals die Erde zu küssen und Leuten Küsse zu zuwerfen. Uebrigens war er klein von Person, mit kurzem, krausem Haar und gedrückter Nase versehen. Nach zwey Jahren war von der Erziehung, welche der König in Engelland ihm zu London geben ließ, noch keine Wirkung zu spüren d). Er lernte dennoch so viel, daß er die nöthigsten Sachen in englischer Sprache fordern konnte. Sein Gedächtniß aber war und blieb so unvermögend, daß alle Hofnung verschwand, ihm viel mehr beybringen zu können. Er starb daselbst im Jahr 1727.

10.) Ein Mädchen, welches 1731 zu Songi in Chalons in Champagne, ohngefähr 9 bis 10 Jahr alt, in die Gefangenschaft gerieth e). Ihre Geschichte ist so merkwürdig, daß ich nicht umhin kann, selbige hier

d) S. Breslauer Sammlungen von Nat und Kunst. IV Suppl. S. 69. XXXV Vers. S. 506.

e) Puella campanica *Linn.* l. c. Müller l. c. Schreber l. c. p. 35. *Merc. de Franc.* 1731 Dec. Allg. Mag. VII Th. p. 219 &c. *Recueil pour l'esprit & pour le cœur.* à Zelle. Tom. II. 1764. p. 33. &c. *Vallm. de Bom.* Dict. Tom. V. p. 587.

hier so, wie sie vom Herrn de La Rondamine beschrieben worden, ausführlich zu erzählen.

Im September des erwähnten Jahres erblickte ein Edelmann, der sich in der Nähe von Chalon in Champagne, nahe bey der Marne, auf der Jagd befand, zween schwarze Gegenstände auf dem Wasser, die er für Wasserhühner ansah und von fern einen Schuß auf sie wagte. Die vermeynten Wasserhühner tauchten so gleich unter und kamen weit von dieser Stelle wieder ans Ufer, ohne die mindeste Spur einer Verletzung.

Es waren zween Mädchen von der Größe zehnjähriger Kinder, die gesellschaftlich mit einander lebten, ohne daß man wußte, woher sie, oder wie sie eigentlich bis hieher gekommen waren? Sie sprangen in Seen und Flüsse, um Fische heraus zu hohlen, welche die vorzüglichste Nahrung dieser wilden Kinder auszumachen schienen. Da ihnen der Schuß nicht geschadet, kamen sie aufs Land, mit einer starken Beute von Fischen beladen. So bald sie diese ausgenommen und abgewaschen hatten, verschlukten sie allmählig ihren Vorrath mit größter Begierde. Denn sie waren gewohnt, ihre Nahrung nicht erst zu käuen, sondern mit den Vorder-Zähnen in kleine Stücken zu zerreissen und so ungekäuet hinter zu schlucken.

Nach gehaltner Mahlzeit verließen sie die Ufer des Flusses, um sich tiefer ins Land zu begeben. Kurz darauf entdekte das eine von diesen wilden Mädchen einen Rosenkranz, den ein Reisender ohnstreitig auf die Erde fallen lassen und verlohren hatte. Jezt fieng sie an, zu hüpfen, zu springen und ein grosses Freudengeschrey anzustimmen. Aus Furcht, ihre Gespie-

lin

lin mögte sie dieses kleinen Schazes berauben, bedekte sie denselben mit ihrer Hand. Ihre Gespielin, so bald sie dieses merkte, schlug sie mit einer Art von Keule, dermaßen auf die Hand, daß es ihr unmöglich fiel, sie zu bewegen; doch hatte sie noch Kräfte genug in der andern, um dieser Unbescheidnen mit einer ähnlichen Keule einen Schlag vor die Stirne zu geben, der sie mit entsezlichem Geschrey zur Erde warf. Aus dem Rosenkranz, dem Preiß ihres Triumphes, bemühte sich die Siegerin, ein Armband zu verfertigen. Indessen schien sie doch gegen ihre verwundete und stark blutende Gespielin hernach einiges Mitleiden zu fühlen. Sie lief herum, einige Frösche zu suchen, klebte die Haut eines abgezogenen Frosches auf die verwundete Stirne, um das Blut zu stillen, und verband sogleich die Wunde mit einem Streife von Baumrinde, welchen sie mit ihren Nägeln loßgeschälet hatte. Hierauf schieden sie von einander. Die Verwundete nahm ihren Weg nach dem Flusse, ohne daß man hernach erfahren können, wo sie geblieben war; die Siegerin aber sezte den Weg fort nach Songi, einem Dorfe, das etwa vier oder fünf Meilen südwärts von Chalon gelegen ist.

Ohnstreitig hatte sie der Durst genöthigt, in der Abenddämmerung in dies Dorf zu gehen. Sie war barfuß, mit Lumpen und Fellen bedecket und hatte die Haare unter einer Mütze aus einem Flaschenkürbis verborgen. Gesicht und Hände waren so schwarz, als an einer gebohrnen Mohrin. In der einen Hand trug sie einen kurzen, am Ende dicken Stock, gleich einer Keule. Die ersten, welche sie erblickten, entflohen, unter dem beständigen ängstlichen Ausruf: Der Teufel ist im Dorfe. Jeder bestrebte sich Thür und

Fenster

Fenster am ersten zu verschlüßen. Ein einziger, der sich einbildete, der Teufel könne sich doch wohl vor den Hunden fürchten, ließ einen großen Hund auf das Mädchen loß, der mit einem stachlichten Halsband bewafnet war. Die Wilde sah ihn in voller Wuth auf sich loßgehen und erwartete seinen Anfall, ohne von der Stelle zu weichen. Bewafnet mit ihrer Keule, versetzte sie dem Hund, als er nahe genug an ihr war, einen so derben Schlag auf den Kopf, daß er augenbliklich todt zu ihren Füßen hinsank. Voller Freuden über ihren Sieg, sprang sie unterschiedene mal auf den Körper des getödteten Hundes. Hierauf machte sie den Versuch eine Thüre zu öfnen, weil sie aber damit nicht so leicht, als mit dem Hunde, fertig werden konnte, begab sie sich wieder aufs Feld, an die Seite des Flusses, und stieg auf einen Baum, wo sie von einem ruhigen Schlaf überfallen wurde.

Der verstorbene Vicegraf Hr. von Epinoy, befand sich damals eben auf dem Schloße von Songi. Auf die Nachricht von dem, was vorgefallen war, befahl er, die kleine Wilde zu haschen. Unter den Leuten, welche damals in dieser Gegend auf dem Lande waren, errieth einer, nach einer sehr leichten Muthmaßung, daß die Wilde durstig seyn mögte, und gab den Rath, einen Eimer mit Wasser unter den Baum, worauf sie sich befand, setzen zu laßen, damit sie dann heruntersteigen und ihren Durst löschen mögte. Als dieses geschehen war, trat man auf die Seite und beobachtete sie beständig von ferne. Beym Erwachen blickte sie nach allen Seiten, und weil sie niemand gewahr wurde, stieg sie herab, steckte das Kinn tief in den Eimer und genoß hurtig soviel van dem vorgesetzten Wasser, als ihr Durst zu fordern schien. Weil

ihr

ihr aber die Umstände doch noch mißlich vorgekommen waren, stieg sie wieder auf den Gipfel des Baumes, ehe man Zeit gewinnen konnte, sie zu erhaschen.

Diese fehlgeschlagene List ersezte man durch eine andere. Man lies eine Frau, mit einem Kind auf dem Arm, in der Gegend dieses Baumes spatziren gehen. Sie hatte verschiedenes Wurzelwerk und einige Fische in den Händen, und zeigte diese der Wilden, die auch, von der Begierde nach diesen Sachen gereitzet, einige Zweige tiefer herab, aber gleich wieder in die Höhe stieg. Die Frau hatte sich dadurch nicht abschrecken lassen, sondern mit einer lebhaften, gefälligen Miene, ihre Einladungen an die Wilde beständig wiederhohlet, ihr auch, durch Zeichen, alle mögliche Beweise der Freundschaft oder des Wohlwollens gegeben. Dadurch bekam das wilde Mädchen ein hinlängliches Zutrauen, sich vom Baum herunter zu wagen. Da sich aber diese Frau unvermerkt immer mehr und mehr vom Baum entfernte, so verschafte sie den in dieser Absicht verstekten Leuten Zeit, die Wilde zu greifen und sie nach dem Schlosse von Songi zu führen.

Von ihrer Betrübniß über die verlohrne Freyheit, sagt Herr de La Rondamine, und von dem Bestreben, sich wieder loszumachen, hat sie mir nachhero nichts gesaget. Es läßt sich aber davon leicht urtheilen. Blos darauf besann sie sich, daß es ihr vorkäme, als ob sie zween oder drey Tage nachher, da sie über den Fluß gekommen, ergriffen worden. Da die Marne auf eine halbe Meile weit von Songi Ostwärts vorbey fliesset, so scheint unsre kleine Wilde von Lothringen gekommen zu seyn.

Der Schäfer und seine Gehülfen, welche sie gehascht und nach dem Schlosse geführet hatten, ließen

sie Anfangs in die Küche gehen, bis man es dem Herrn von Epinoy gemeldet haben würde. Das erste, was hier die Aufmerksamkeit und Blicke des wilden Mädchens auf sich zog, war etwas Federwildpret, welches ein Koch eben zurichtete. Sie fiel mit solcher schnellen Begierde darüber her, daß dieser Mensch das Stück viel eher zwischen ihren Zähnen erblikte, als er den Raub wahrgenommen hatte. Als der Herr sie eben bey diesem Fras überraschte, ließ er ihr ein Kaninchen, mit sammt seinem Felle geben, welches die Hungrige sogleich abzog und verzehrte.

Diejenigen, welche sie damals genau betrachteten, glaubten, daß sie etwa neun Jahr alt seyn könnte. Sie hatte zwar anfänglich ein schwarzes Ansehen; man bemerkte doch aber in der Folge, da sie unterschiedene mal gewaschen worden, daß die weiße ihre natürliche Farbe sey. Die Finger an den sonst wohlgebauten Händen, besonders die Daumen, fand man ungewöhnlich stark und groß, in Vergleichung mit den übrigen Theilen der Hand. Diese größern und stärkern Daumen waren ihr, so lange sie noch in den Wäldern herum irrete, sehr wohl zu statten gekommen. Denn so oft sie sich auf einem Baum befunden, und, ohne hinunter zu steigen, gern auf einem andern seyn wollen; hatte sie, wenn die Zweige des nächsten Baumes dem ihrigen ein wenig nahe gewesen, ihre beyde Daumen auf einen Zweig ihres Baumes vest aufgestützt und sich dadurch, wie ein Eichhörnchen, auf den andern geschwungen. Daraus läßt sich schlüßen, wie stark und steif ihre Daumen gewesen seyn müßen, wenn sie, beym Ueberschwingen auf einen andern Baum, den ganzen Körper des Mädchens halten konnten.

Hr.

Hr. von Epinoy überlies das Mädchen dem Schäfer, deßen Haus dem Schlosse nahe lag und empfahl ihm die genaueste Sorgfalt und Aufsicht, unter Versprechung einer ansehnlichen Belohnung. Er nahm sie also zu sich, um sie zahm zu machen; daher man sie auch in der Gegend das Thier des Schäfers zu nennen pflegte. Es kostete viel Mühe und Schläge, diesem vernachläßigten Gemüthe die rohen und wilden Gewohnheiten und Neigungen zu vertreiben. Sie war sehr geschickt, Löcher in die Mauern und in die Dächer zu machen, auf welchen leztern sie eben so dreiste, als auf der Erde, herumlief. Es war desto schwerer, sie wieder zu fangen, weil sie die Geschicklichkeit hatte, durch so kleine Löcher zu kriechen, daß es auch sogar die Augezeugen kaum begreifen konnten, wie es möglich gewesen.

Unter andern entwischte sie eines Tages aus diesem Hause zur Zeit eines erschrecklichen Schneegestöbers und Glatteises. So bald sie wieder im Freyen war, hatte sie auf einen Baum ihre Zuflucht genommen. Die Furcht vor den Verweisen und vor dem Zorn des Herrn, sezte die ganze Nacht hindurch alle Menschen des Ortes in Bewegung. Man suchte den Flüchtling im ganzen Hause, weil man sich unmöglich vorstellen konnte, daß sie bey solcher Kälte und solchem Glatteis ins Feld zu kommen vermögend gewesen. Da man indessen, gleichsam aus einer übermäßigen Fürsorge, auch aufs Feld gegangen war, und sie da gesucht hatte, fand man sie daselbst auf einem Baume sitzend, und hatte zum Glük die Geschiklichkeit, sie auf eine listige Art wieder herunter zu nöthigen.

Nichts ist erstaunlicher, als die Behendigkeit und Flüchtigkeit ihres Laufes. Obgleich lange Krankhei-

ten und ein Mangel der Uebung seit vielen Jahren, ihr einen Theil ihrer Behendigkeit benommen hatten, so blieb sie doch immer in diesem Fall ein bewunderns- würdiges Beyspiel. Sie macht nicht etwa, wie andere Menschen, große Schritte, sondern ihr Lauf bestehet in einem fliegelnden Trippeln, das dem Auge sich entziehet. Es ist nicht sowohl ein Gehen, als ein Glitschen, weil die Füße beständig hinter einander gehalten werden. Kaum ist es möglich, an ihrem Körper oder an ihren Füßen eine Bewegung zu unterscheiden, und noch weniger, ihr zu folgen. Viele Jahre nach ihrer Gefangennehmung konnte sie noch ein Wild in vollem Lauf einhohlen, und sie hat hiervon, vermuthlich im Jahr 1737, der Hochseel. Königin von Pohlen, Frau Mutter der Königin von Frankreich, da sie das Herzogthum Lotthringen in Besitz nahm, eine Probe sehen laßen. Als diese Königin durch Chalon gieng, erzählte man ihr von dieser jungen Wilden, welche sich damals im Kloster der sogenannten Regentes befand, und führte sie zu ihr. Sie war damahls schon seit einigen Jahren der Wildheit entwöhnet; allein ihr Sinn, ihr ganzes Betragen, so gar ihre Stimme und ihre Sprache, schienen ein Mädchen von vier oder fünf Jahren anzukündigen. Der Ton ihrer Stimme war durchdringend fein, aber schwach, ihre Worte kurz und voller Verwirrung, wie bey Kindern, die noch nicht wißen, wie sie das ausdrücken sollen, was ihnen zu sagen einfällt. Ihre Geberden, ihr vertrauliches und kindisches Betragen zeigten endlich, daß sie unter allen Menschen bloß diejenigen unterscheiden konnte, welche ihr am allermeisten liebkoseten.

Die Königin von Pohlen überhäufte sie mit Liebkosungen, und als man ihr von der Schnelligkeit

dieses

dieses Mädchens im Laufen vieles gesagt hatte, wollte sie diese Prinzeßin mit auf die Jagd nehmen. Da sich hier das junge Mädchen in ihrer Freyheit sahe, und sich ihrer natürlichen Neigung überlies, verfolgte sie die aufspringende Hasen oder Kaninichen im Laufe, und kam alsbald, in gleicher Hurtigkeit, wieder zurük, sie der Königin zu bringen. Doch wir wollen zu der Geschichte selbst wieder zurück kehren.

Das Geschrey, welches ihr statt der Sprache diente, war etwas erschrekliches, besonders wenn es Zorn oder Entsezen anzeigte. Das allerfürchterlichste Geschrey aber entstand von einem ihr natürlichen Abscheu, wenn ein Unbekannter ihr nahe kam und sie berühren wollte. Einen sehr mißlungenen Versuch hiervon hat man bey dem Herrn von Beaupre, iezigem Staatsrathe und damahligem Aufseher von Champagne, gesehen. Er hatte die kleine Wilde, nicht lange nach der Zeit, da sie in das Hospital von St. Maur zu Chalons gebracht war f), zu sich in sein Haus führen lassen. Ein Mensch, dem jemand erzählte, was für einen Abscheu sie empfände, sich von einem Unbekannten anfassen zu lassen, sezte sich bey dem allen in den Kopf, sie umarmen zu wollen, so dringend man ihm auch die Gefahr dieses Unternehmens vorstellte. Das Mädchen hatte eben ein rohes Stück Rindfleisch in der Hand, wovon es mit großem Vergnügen speißte. Aus Vorsicht hielt man sie bey den Kleidern veste. So bald sie diesen Menschen in der Stellung, als ob er sie bey den Armen fassen wollte, nahe bey sich erblikte, versezte sie demselben, so

 wohl

f) Den 3ten Oktober 1731.

wohl mit ihrer Hand, als mit ihrem Stücke Fleisch, einen solchen Schlag über das Gesicht, daß ihm Hören und Sehen vergieng, und er sich kaum noch aufrecht erhalten konnte. Zu gleicher Zeit entwischte die Wilde, theils weil sie sich einbildete, alle Unbekannte wären Feinde, die nach ihrem Leben trachteten, theils, weil sie besorgte, für ihre That gezüchtiget zu werden. Sie lief ans Fenster, wo sie einen Fluß und Bäume wahrnahm, und sich zuverläßig entweder in den einen gestürzt oder auf dem andern ihre Zuflucht gesucht haben würde, wofern sie nicht sorgfältig wäre zurück gehalten worden.

Das schwereste, vielleicht auch das gefährlichste, was man an ihr zu bessern hatte, war der Genuß des rohen und blutigen Fleisches, der Blätter, Zweige und Wurzeln der Bäume. Ihre Natur und ihr Magen, welche durch den beständigen Gebrauch zu den rohen und mit ihrem natürlichen Saft angefüllten Nahrungsmitteln gewöhnet waren, konnten die zarten Speisen, welche das Kochen, wie die meisten Aerzte versichern, unverdaulich macht, gar nicht ertragen. So lange sie auf dem Schlosse von Songi war, auch noch die beyden ersten Jahre hindurch, welche sie zu Chalons im Hospital von St. Maur zubrachte, hatte der Vice-Graf von Epinoy Befehl ertheilet, ihr von Zeit zu Zeit, an Wurzeln und rohen Früchten, dasjenige zu bringen, was ihr am angenehmsten zu seyn schien; alles des rohen Fleisches und roher Fische, welche sie vorher im Ueberfluß auf dem Schloße von Songi erhalten, war sie iezt in diesem öffentlichen Hause gänzlich beraubet. Die Fische mogte sie am allerliebsten genüßen, entweder weil es ihr Geschmack so erforderte oder weil sie sich dazu gewöhnt hatte;

denn

denn es war ihr von Jugend auf leichter gewesen, im Wasser Fische, als auf dem Lande Wildpret zu erjagen.

Eines Tages, als Hr. L.. beym Vicegrafen von Epinoy auf dem Schloße von Songi war, und dieser Herr die kleine Wilde hatte kommen laßen, hatte sie kaum die Thüre nach einem Teiche von vielen Morgen Landes geöfnet gesehen, als ihre Begierde, noch zwey Jahre nach ihrer Gefangenschaft, sie hingerißen, mit allen Kleidern in den Teich zu springen, an allen Seiten herum zu schwimmen, und sich an einer kleinen Insel aufzuhalten, wo sie ans Land gestiegen, Frösche zu fangen und selbige mit gröster Bequemlichkeit aufzuzehren.

Indeßen wurde dieses Kind allmählig etwas zahmer. Man fieng an ein aufgewecktes Wesen, eine heitere, sanfte, leutselige Gemüthsart an ihr zu entdecken. Beydes war aber noch nicht stark genug, die rohen und wilden Sitten, die vorher zur Erhaltung ihres Lebens unentbehrlich waren, gänzlich zu vertilgen. Wenn sie nicht eben fürchtete, daß man ihr etwas zuwieder thun wollte, war sie besonders aufgeräumt und lies recht gut mit sich umgehen. Da sie eines Tages auf dem Schloße des Hrn. von Epinoy, einem großen Gastmal mit beywohnete, bemerkte sie, daß unter allen Gerichten keines von denen vorkam, welche sie für die besten hielte. Weil alles gekocht und gewürzt aufgetragen wurde, verschwand sie, wie ein Bliß, lief an die Gräben und Teiche, und kam bald hernach mit einer ganzen Schürze voller lebendigen Frösche zurück. Diese theilte sie mit verschwenderischer Hand auf die Teller der Gäste aus, und rufte für größer Freude über das Glück, so ein schönes Gericht angetroffen zu haben: tien man, man donc tien!

welches damals beynahe die einzigen Sylben waren, die sie heraus bringen konnte. Man wird leicht begreifen, was dieser Vorfall unter den gegenwärtigen Personen bey der Tafel für Bewegungen verursachte, den Fröschen die allenthalben herumsprangen, auszuweichen, oder sie zur Erde zu werfen. Die kleine Wilde verwunderte sich sehr über die Geringschätzung eines Gerichtes von so feinem Geschmacke; sie bemühete sich nochmals, die zerstreuten Frösche wieder aufzufangen und auf den Tisch und die Teller zu werfen. Ein Verfahren, das diese Wilde mehrmalen in Gesellschaften wiederhohlet hat!

Es kostete sehr viel Schwierigkeiten, sie vom Genuße roher Nahrungsmittel abzubringen. Nach ihren ersten Versuchen, sich zu gesalzenen Speisen zu gewöhnen und Wein zu trinken, waren ihr alle Zähne ausgefallen, die man, so wie die Nägel dieses Mädchens, als eine besondere Merkwürdigkeit aufbehielt. Die Zähne sind ihr wieder gewachsen, und hernach wie die unsrigen beschaffen gewesen. Ihre Gesundheit aber hat so viel gelitten, daß man es noch bis auf den heutigen Tag (nämlich 1755) an ihr wahrnehmen kann. Sie fiel aus einer tödtlichen Krankheit in die andere. Alle hatten ihren Ursprung in unerträglichen Schmerzen im Magen und Eingeweide und besonders in der Gurgel, welche zusammen gezogen und ausgetrocknet war. Die Aerzte hatten diese Krankheiten der wenigen Bewegung und Nahrung zugeschrieben, welche diese Theile iezo, in Vergleichung mit derjenigen erhielten, welche sie beym Gebrauche des rohen Fleisches gehabt. Diese Schmerzen verursachten ihr bisweilen Zusammenziehungen der Nerven durch den ganzen Körper und eine Entkräftung, welche durch alle gekochte

kochte Nahrungsmittel nicht wieder zu heben war. In Betrachtung solcher Zufälle, welche dieser Wilden einen ziemlich nahen Tod anzukündigen schienen, ist es vieleicht geschehen, daß man sich für verbunden hielt, ihre Taufe zu beschleunigen, in welcher sie den 16 Juny 1732 den Namen **Maria Angelika Memmie Le Blank** erhielt.

Es hatte wenig Anschein, der Jungfer **Le Blank** das Leben retten zu können. Ihr Zustand, wenn sie sich am besten befand, war eine Mattigkeit, welche ihr das Ansehen einer Sterbenden ertheilte. Herr von **Epinoy**, der ihr Leben sehr gern erhalten und verlängert wissen wollte, hatte ihr einen Arzt geschikt, welcher endlich, nach vielen vergeblichen Vorschriften, sich verlauten lies, man sollte ihr von Zeit zu Zeit, gleichsam verstohlner Weise, rohes Fleisch geben. Das geschahe sogleich: allein sie konnte nichts mehr davon hinterschlucken, sondern muste bloß, durch starkes Käuen, den Saft heraussaugen. Bisweilen brachte ihr ein Frauenzimmer, von der sie sehr geliebet ward, ein lebendiges Hühnchen oder Täubchen, aus welchen sie unverzüglich das Blut ganz warm heraus zu saugen pflegte. Dies diente ihr wie ein Balsam, welcher den ganzen Körper durchdrang, die Schärfe ihrer vertrockneten Gurgel merklich linderte, und ihr neue Kräfte verliehe. Mit aller dieser Mühe und diesen kleinen verstohlnen Freyheiten, gewöhnte sich **Jungfer le Blank** allmählig ab vom rohen Fleische, und wurde die gekochten Speisen endlich so gewohnt, daß man jezt bey ihr gegen alles, was roh ist, eine Abneigung verspüret.

Nach dem Tode des Herrn von **Epinoy** wurde die kleine **Le Blank** in ein Kloster zu Chalons ge-

than. Sie hatte sich da ziemlichermaßen gebildet und in unterschiedenen Arbeiten, die sich für ihr Geschlecht schikten, viel Fertigkeit erworben. Der Bischof zu Chalons, Hr. von Choiseül. brachte sie nachher in ein Kloster, wo sie schon vorher gewesen, und trug seinem dortigen Obervikarius auf, so viel möglich für ihren Unterricht Sorge zu tragen. Nachdem sie daselbst viele Jahre zugebracht, und sich auch so gar schon entschloßen hatte, den Schleyer in diesem Kloster anzunehmen, faßte sie auf einmal einen Widerwillen gegen dieses Haus, weil sie sich einigermaßen schämte, daselbst unter lauter solchen Personen zu leben, die sich erinnerten, sie noch in ihrer Wildheit gesehen zu haben, und ihr dieses auf eine harte Weise merken ließen. Sie erhielt also die Freyheit, sich in ein anderes Kloster zu St. Mennhould zu begeben. Bey ihrer Ankunft in diese Stadt, im Sept. 1747 traf sie Hr. de la Kondamine, Mitglied der Pariser Akademie der Wißenschaften, in dem Gasthofe, wo sie abgetreten war. Er speisete daselbst mittags mit ihr und ihrer Wirthin, und sprach viel mit Jfr. Le Blank, ohne daß diese wußte, wie vielen Antheil sie an seiner iezigen Reise und Neubegierde hatte. Sie erzählte ihm, wie sehr sie dem Herzog von Orleans verbindlich wäre, der seit 1744 für ihren Unterhalt bezahlte. Sie bedaurete sehr, daß man sie abgehalten hätte, sich das liebreiche Anerbiethen des Herzogs, sie zu Paris in ein Kloster zu bringen, zu Nutze zu machen. Hr. de la Kondamine versprach ihr, dem Herzog ihre Gesinnungen zu hinterbringen. Der Herzog ließ sie auch in der That, auf die Nachricht von ihrem Zustande, und auf das Zeugniß des Obervikars zu Chalons über ihre Aufführung, nach Paris kommen, und machte ihr in dem Nonnenkloster der neuen

neuen Katholiken, auf der St. Annenstraße, einen Plaz aus, besuchte sie, und fragte sie selber, um zu sehen, ob sie wohl unterrichtet wäre. Hier nahm sie zum erstenmal das Heilige Abendmal, und erhielt hier zugleich die Firmelung. Nach der Zeit ward sie, noch beständig unter dem Schuze des Herzogs von Orleans, in das Kloster der Heimsuchung zu Chaillot gebracht, und bereitete sich eben, eine Nonne zu werden, als ein Stoß, den sie durch den Fall eines Fensters an den Kopf bekam, und eine lange Krankheit, welche auf diesen Fall erfolgte, die gute Le Blank in die größte Gefahr sezten. Man verzweifelte an ihrem Leben; und auf den Rath eines Arztes, den ihr der Herzog zugeschikt hatte, ward sie nach Paris in das Kloster der Gastfreyen, in der Vorstadt St. Marceau gebracht, um daselbst bequemer abgewartet werden zu können. Endlich starb der Herzog, und Jungfer Le Blank befand sich nun in der kläglichsten Verfaßung. Krank, schwach, ohne Verwandte oder Freunde, zu denen sie eine Zuflucht nehmen können. Sie mußte noch über dies die kränkendste Geringschäzzung von Leuten erdulden, welche für den gethanen Vorschuß nicht bezahlt zu werden fürchteten.

In diesen traurigen Umständen sahe sie der Verfaßer der Nachrichten, wovon ich hier einen Auszug liefere, im November 1753 zum erstenmale. Der neue Herzog von Orleans, ein Erbe der hohen Tugenden seines Vaters, hatte den rühmlichen Schluß gefaßet, den Rükstand für sie zu bezahlen, und ihr Hofnung zu beßern Aussichten gemachet, auf deren Erfüllung sie aber bis zum Jänner des künftigen Jahres warten sollte. Auf die Frage: wovon sie aber die zween Monathe hindurch und vieleicht noch länger, leben

leben würde, da sie noch nicht einmal wieder zu ihrer völligen Gesundheit gelanget? antwortete sie mit einem bewundernswürdigen Vertrauen: „warum sollte „ mich wohl Gott gesucht, von den wilden Thieren „ weggenommen und zu einer Christin gemacht haben? Etwa daß er mich nun vergeßen und für „ Hunger sterben laßen wollte? Das ist unmöglich. „ Ich kenne niemand, als ihn. Er ist mein Vater, „ er wird für mich sorgen". — Der schönste Zug in der ganzen Geschichte dieses merkwürdigen Mädchens, der ihr so sehr zur Ehre, als es dem ganzen Geschlecht gesitteter Menschen zur Schande gereicht, daß man sie jemals in eine so traurige Verlegenheit kommen laßen!

Zum Beschluß wollen wir noch das Nöthigste von dem, was Jungfer Le Blank sich von ihren ersten Jahren zu besinnen gewußt, von ihrem wahrscheinlichen Vaterlande und von den Begebenheiten erzählen, wodurch sie nach Frankreich mag gekommen seyn.

Jungfer Le Blank hat, nach ihrem eigenen Geständniß, nicht eher, als nachdem sie einige Erziehung bekommen, ordentlich zu denken angefangen, und alle in der Wildniß durchlebte Zeit über, keine andere Begriffe gehabt, als die Empfindung ihrer Bedürfnisse und das Verlangen, sie zu befriedigen. Sie besann sich weder auf Mutter oder Vater, noch auf irgend einen Menschen in ihrem Vaterlande; nicht einmal auf ihr Vaterland selbst. Sie erinnerte sich nicht Häuser, sondern bloß Löcher in der Erde oder gewiße Arten kleiner Hütten, in welche man auf allen Vieren hineinkriechen mußte, und welche mit Schnee bedeckt waren, daselbst gesehen zu haben. Sie fügte hinzu, daß sie sich oft auf den Bäumen befunden, entweder

weder den wilden Thieren auszuweichen, oder von weiten diejenigen Thiere desto besser zu entdecken, welche sich für ihre Kräfte und Bedürfniße schickten, sie von dannen anzufallen und sich davon zu nähren.

Der einzige Vorfall in ihrer Kindheit, wovon sie ein schwaches Andenken übrig behalten, war folgender: Da sie noch sehr klein gewesen, hatte sie, entweder im Meer oder im Fluß ein großes Thier gesehen, das mit zwo Klauen, wie ein Hund, geschwommen, mit einem runden Kopf und großen funkelnden Augen, auch schwarzgrauen kurzen Haaren auf dem aus dem Waßer hervorragenden Vorderleibe, versehen gewesen. Da sie gemerket, wie es auf sie losgekommen wäre, sie zu fressen, habe sie, zu ihrer Errettung sich ans Land begeben und wäre schnell fortgelaufen, ohne das Thier näher zu betrachten.

Diese Beschreibung, welche mit der Abbildung eines Meer- oder Seewolfes (oder Seehundes) ziemlich übereinkömmt; die starke Neigung, die Jungfer Le Blank viele Jahre hindurch, seit ihrem Aufenthalt in Frankreich, an sich behalten, ins Waßer zu springen, mit bloßen Händen darinn zu fischen, und, ohngeachtet der Kälte und des Eises, wie ein Fisch, darinn herum zu schwimmen; die Begierde, nichts anders, als rohe Dinge zu eßen; die Ohnmachten, welche sie anfangs überfielen, wenn sie der Hitze des Feuers oder der Sonne ausgesetzet war, scheinen gewiße Beweise zu seyn, daß dieses Mädgen in den mitternächtlichen Gegenden, um das Eismeer, wo häufige Seewölfe gefangen werden, gebohren sey. Andere Beobachtungen erregen, wie aus der Folge zu ersehen, die Vermuthung, daß Jungfer Le Blank von dem Volke der Esquimaux seyn müße, welche

in

in dem Lande Labrador, gegen Mitternacht von Kanada, wohnen.

Im Jahr 1747 erzählte sie dem Hrn. de la Kondamine ausdrücklich, sie wäre zweymal über das Meer gekommen. Beym Vicegraf Hrn. von Epinoy hatte man sagen hören, beyde kleine Wilden wären sogar auf einer der amerikanischen Inseln verkauft worden. Die Frau, welcher sie angehöret, wäre darüber sehr vergnüget gewesen; da ihr Mann sie aber nicht leiden können, wäre sie genöthiget worden, sie wieder zu verkaufen und wieder zu Schiffe gehen zu laßen. Es ist unsicher, ob man sich auf die vermeynte Erinnerung der Jungfer Le Blank verlaßen kann, daß auf dem Schiffe, worauf sie herüber gekommen, Leute waren, welche ihre Sprache verstanden; eine Sprache, die nichts anders, als ein kreüschendes und durchdringendes Geschrey ausmachte, das in der Kehle, ohne die geringste Aussprache bestimmter Töne und ohne eine Bewegung der Lippen, hervorgebracht würde.

Die Wirklichkeit ihrer doppelten Schiffarth, wovon sie eine ziemlich deutliche Vorstellung behalten, und worinn ihre Reden niemals von einander unterschieden waren, und ihres Aufenthaltes auf einige Zeit in einem warmen Lande, wie die französischen amerikanischen Inseln sind, scheinet hauptsächlich dadurch bestätiget zu werden, daß für sie das Zuckerrohr und Maniok, welche nur in den wärmsten Gegenden wachsen, keine unbekannte Dinge waren, und weil sie sich entsann, davon gegeßen zu haben, auch begierig darnach grif, als man ihr beydes zum erstenmal in Frankreich vorzeigte. Diese Umstände gehören unumgänglich zur Entwickelung der Begebenheiten, wodurch die Le Blank aus den mitternächtlichen Län-

dern

dern, wo sie gebohren zu seyn scheint, erst nach den antillischen Inseln, von da nach Europa und auf die Grenzen von Frankreich kann gekommen seyn.

Als die beyden Wilden in Champagne ankamen, hatten sie, nach der Aussage der Jungfer Le Blank, einen kurzen Stock, an deßen Ende eine Kugel von sehr hartem Holze war, nebst einer Art von einem krummen Gartenmesser, aber mit zwoen und breitern Klingen, welche sich, eine jede auf ihre Seite, an einem hölzernen Griff zusammenlegen ließen. Dies Messer diente ihnen insonderheit, ihre gefangne Beute zu zerlegen und auszunehmen, oder sich in der Nähe zu wehren. Sie trugen diese Waffen in einer Art von Sack oder in einer Tasche, welche an einem breiten Gürtel von Fellen, der ihnen fast bis an die Knie gieng, bevestigt war. Beym Klettern auf die Bäume hatten sie, zu mehrerer Bequemlichkeit, den hintern Theil ihres Anzugs zwischen den Zähnen gehalten.

Es scheint wohl, daß beyde Kinder nach ihrer Entlaufung, von welchem Ort es auch mag geschehen seyn, keine andere Absichten gehabt, als ihr Leben und ihre Freyheit zu erhalten, auch keine andere Wege verfolgt haben, als welche ihnen der Zufall oder ihre Bedürfnisse zeigten. Bey Nacht, wo sie fast heller sahen, als am Tage, liefen sie herum, sich etwas zu eßen oder zu trinken aufzusuchen. Das kleine Wildpret im Lager und Baumwurzeln, waren ihre gewöhnlichste Lebensmittel. Ihre Waffen und ihre Nägel dienten ihnen statt Küchenmessers und Koches. Den Tag pflegten sie entweder in Löchern, in Büschen oder auf Bäumen hinzubringen. Die letzten waren ihre Warten, sich in der Ferne umzusehen, ob

sie etwas von ihren Feinden zu fürchten hätten, wenn sie herunter stiegen, oder ob sie einen schicklichen Raub auf denselben ausspüren könnten?

Die Vorsehung, die allen Geschöpfen die natürlichen Triebe und Eigenschaften zu Erhaltung ihrer Art ertheilet, hatte diesen Kindern eine unbegreifliche Fertigkeit in Bewegung der Augen verliehen. In einem Augenblicke konnten sie, fast ohne den Kopf zu bewegen, allenthalben um sich herum sehen. Was Jungfer Le Blank von dieser Fertigkeit noch übrig hatte, war erstaunenswürdig, wenn sie es zeigen wollte.

Die Bäume waren zugleich ihre Ruhebetten oder Wiegen. Sie schliefen darauf ungemein ruhig, indem sie auf den Zweigen, vermuthlich wie zu Pferde, saßen, und sich durch die Winde, aller rauhen Luft bloßgestellt, einwiegen ließen, uud sich keiner weitern Vorsicht bedienten, als mit einer Hand sich anzuhalten, und die andere statt eines Kopfküßens zu brauchen. Die breitesten Flüße waren ihnen, bey Tag oder Nacht, kein Hinderniß in ihrem Laufe. Zuweilen giengen sie bloß zum Trinken in die Flüße, wie die Pferde nach der Schwemme. Sie stekten alsdann das Kinn bis an den Mund ins Wasser, und pflegten es, wie die Pferde, einzuschlurfen. Am häufigsten besuchten sie die Flüße, um Fische zu haschen, welche sie am Ufer ausnahmen und roh verzehrten.

Wie sind aber nun wohl diese beyde kleine Wilden in Europa auf das veste Land gekommen, und nicht eher, als bey Chalons in Champagne, wahrgenommen worden?

Den

Den schon vorher angeführten Beweisgründen, daß beyde Wilden in den mitternächtlichen Ländern, ohnweit vom Eismeere gebohren seyn mögten, giebt ihre weiße, der unsern ähnliche Farbe die völlige Entscheidung, weil bekanntermaßen alle Völker im neuern Theile von Afrika oder in den gemäßigtern Himmelsgegenden von Amerika, entweder schwarz, röthlich oder schwarzbraun aussehen. Man weis, daß fast alle europäische Völker, welche in Amerika Pflanzstädte haben, genöthigt sind, Sklaven zum Anbau der Länder und zur Bereitung deßen, was ihnen diese tragen, als Zucker, Indigo, Kakao, Kaffe, u. s. w. dahin zu schaffen. Die afrikanischen Schwarzen finden gar keine Schwierigkeit, sich zu der Luft in Amerika zu gewöhnen; die Wilden aber aus nördlichen Gegenden hat man daselbst ohne Fortgang als Eingebohrne des Landes zu brauchen gesuchet. Die Engelländer, Dänen und Holländer haben eben so, wie die Franzosen, Pflanzstädte auf einigen von den antillischen Inseln, und haben mehr als einmal wilde Esquimaux dahin geführet. Nun wollen wir annehmen, daß irgend ein Schifshauptmann aus Nord-Holland, aus dem nördlichen Theile von Schottland oder aus einem Hafen von Norrwegen abgegangen, in den Ländern am Nordpole Sklaven weggenommen, und sie nach einigen europäischen Pflanzstädten auf den antillischen Inseln, zum Verkaufe gebracht, wo sie Zuckerrohr und Maniok gesehen und gegessen haben können. Eben dieser Schifshauptmann kann auch einige dieser Sklaven, entweder aus Mangel der Gelegenheit, sie vortheilhaft zu verkaufen, oder um der Seltenheit willen, mit nach Europa zurük geführet, und die Jugend unserer beyden Wilden kann ihnen in dem Falle natürlicher Weise

den Vorzug, aufbehalten zu werden, verschaffet haben. Und so mögen sie, bey seiner Ankunft in Europa seyn verkauft oder verschenket worden.

Es hat auch viel Wahrscheinlichkeit, daß man zum Scherz oder zum Betrug auf den Einfall gerathen, sie schwarz anzustreichen, um sie alsdann für Sklaven aus Guinea verkaufen zu können und von ihrer Entführung keine Rechenschaft geben zu dürfen.

Ohnstreitig sind beyde Kinder zur See nach Europa gebracht worden. Je näher man also den Ort, wo sie ans Land gekommen, bey der Gegend annimmt, wo sie gefunden worden, desto mehr wird man das Wunderbare ihrer Geschichte vermindern. Man setze z. B. daß beyde in einem Hafen an der Südersee verkauft und von dannen auf der Yssel, oder auf den Kanälen, welche durch das Land gehen, nach dem Wohnplatz ihrer neuen Herren, etwa nach Geldern oder nach Kleve an das Ufer der Mosel gebracht worden, so durften sie, bey ihrer natürlichen Bestrebung nach Freyheit, auf ihrer Flucht nur den Ardenner Wald erst erreicht haben, so erklärt sich das übrige von selbst. Ihre Wanderschaft kann sie gegen Süden und Westen in Lothringen, und von da nach Champagne in die Gegend, wo man sie angetroffen, geführet haben. Und auf die Art würde sich alles, was man in den Erzählungen der Jungfer Blank angemerket, leicht erklären lassen.

Noch einfacher und kürzer würden die vorhergehenden Muthmaßungen gemacht werden können, wenn man annähme, daß die beyden kleinen Wilden aus den Ländern um den Nordpol nach den antillischen Inseln, St. Domingo, Guadalupe

pe oder Martinike geführet und hier von einem Franzosen gekaufet worden, der bald hernach wieder nach Frankreich zurück gekehret, sich in Lothringen gesezt und diese beyden Kinder mit sich dahin gebracht hätte. Sie würden freylich nicht gesäumet haben, wieder zu entwischen. Hieraus würde sich auf eine sehr natürliche Art erklären lassen, wie es zugegangen, daß die kleine Le Blank, fast alsobald nach ihrer Ergreifung, einige französische Wörter zu verstehen und einige verstümmelt auszusprechen geschienen; imgleichen wie es gekommen, daß sie, wie man erst aus ihren Zeichen, hernach aus ihren Reden hat muthmaßen können, bey einer Dame gewesen und bey ihr Teppichwerk machen gesehen. Endlich erfordert auch diese lezte Muthmaßung nur eine kurze Zwischenzeit von etwa zwölf oder vierzehn Tagen, seit ihrer Entlaufung von ihrem Herrn in Lothringen, bis auf die Zeit, da man sie bey Chalons angetroffen hat. Man wird auch dadurch desto besser zu erklären vermögend seyn, wie es zugegangen, daß ihre schwarze Farbe noch hielte, ob sie gleich, wenigstens durch Einen Fluß, geschwommen waren.

Indessen scheint es wunderbar, daß in diesem Fall, da die beyden Kinder so nahe an dem Orte, wo sie entlaufen, gefunden und die Begebenheit bald öffentlich bekannt geworden, die Eigenthumsherren sich nicht gleich sollten zu erkennen gegeben haben. Vielleicht waren aber diese schon ihrer überdrüßig, weil sie beyde so schwer zu zähmen und von einer neuen Flucht abzuhalten waren. Dies wird mehr, als eine bloße Muthmaßung, seit dem Herr L. erfahren, daß man wirklich von Holland aus ihrentwegen einige Nachfrage gethan und beyde junge Wilde vom Herrn von

Epinoy wieder verlangt hätte, der sie aber nicht zurück geben wollen, weil man in dieser Forderung keinen grossen Ernst bemerket.

Wenn man ein Volk kennete, dem ein feines, kreüschendes, durchdringendes Geschrey, wie es der Le Blank eigen war, statt der Sprache dienete; so würde man ihr eigentliches Vaterland genau zu bestimmen fähig seyn. Unsere Muthmaßungen haben ihren Ursprung wahrscheinlich von den Esquimaux hergeleitet. Da indessen die angeführten Beweisgründe sich eben so gut auf Grönland, Spitzberg und Novazembla schicken, so würde sich, wenn etwas daran gelegen wäre zu wissen, ob sie auf dem vesten Lande von Amerika oder in unsern Europa gebohren wäre, auch dieses gar wohl haben bestimmen lassen. Denn bekanntermaßen haben die wilden Amerikaner, so wohl männlichen als weiblichen Geschlechtes, da sich an gewissen Theilen keine Haare bey ihnen finden, ein Unterscheidungszeichen, wodurch sie eben so wenig mit den Europäern oder Afrikanern, als mit den asiatischen Völkern, verwechselt werden können.

Folgender Umstand gehört noch unter die entscheidenden Beweisgründe, daß Jungfer Le Blank wahrscheinlich zu den Esquimaux gehörte. Madame Duplessis von St. Helena, eine gebohrne Pariserin, seit 46 Jahren aber eine Nonne im Hotel-Dieu zu Quebek in Kanada, hatte in Frankreich einer Freundin ein Geschenke von allerley Vorstellungen und Figuren der Wilden gemacht, mit welchen die Franzosen und Mißionarien von Neu Frankreich in einiger Gemeinschaft leben. Man hatte sie der Le Blank gezeiget. Als die Reihe an die Esquimaux kam, gerieth sie alsbald in ein angenehmes Erstaunen, welches

welches die Zurückkehr ehemahliger Empfindungen und Begriffe in ihr hervorzubringen schien. Eben diese Folgerung läßt sich auch aus der Beschreibung ziehen, welche sie von den Fahrzeugen der Esquimaux gemacht und wodurch sie angab, wie diese von den Kähnen anderer Wilden, die man ihr vorzeigte, unterschieden wären g).

Der 11te und lezte von bekannten wild aufgewachsenen Menschen war Johann von Lüttich h), welcher im fünften Jahre von seinen Aeltern auf der Flucht verlohren, sechzehn Jahre hernach aber in der Wildniß wieder gefunden worden. Er hat insonderheit einen ausserordentlich feinen Geruch gehabt, wodurch er die eßbaren Wurzeln in der Erde zu entdecken und seine Wärterin von Ferne zu unterscheiden gewußt haben soll.

Aus den angeführten Nachrichten erhellet, wie Herr Professor Schreber l. c. saget, daß an diesen verwilderten Menschen keinesweges alle Stücke, welche den vorgeblich natürlichen Zustand des Menschen bezeichnen sollen, wahrzunehmen gewesen. Sie sind nicht auf allen vieren gegangen, welches von dem Lithauischen und Irrländischen Knaben, doch nicht mit nöthiger Zuverläßigkeit, erzählet wird. Sie waren auch nicht hariger, als gewöhnlich, ausgenommen der eine Lithauer und das Zwollische Mädchen. Ihre Haut war weder stärker, noch von anderer Farbe, als gewöhnlich. Schärfere Sinne, stärkere Leibeskräfte und grössere Behendigkeit

 waren

g) S. allgem. Magaz. VII Th. p. 263 rc.

h) Johannes Leodicensis. *Boerrh. Linn.* l. c. Schreber l. c. p. 36.

waren ebenfalls nicht an allen anzutreffen, wenigstens nicht in einem höhern Grade, als jeder Mensch, wenn er will, sie haben kann. Was ihnen allen zu mangeln schien, war die Vernunft, nebst der Sprache. Dieser Mangel war augenscheinlich eine Folge der Einsamkeit. Jene ließ indessen bey etlichen sich nicht ganz verkennen. Sie entwickelte sich bald genug, wenn sie unter Menschen kamen, obwohl, wie gewöhnlich, nicht bey allen in gleicher Vollkommenheit. Das Vermögen zu reden äusserte sich ebenfalls bald genug durch Versuche, die Werkzeuge der Sprache zu gebrauchen. Die Sprache ist überhaupt eine Folge der Geselligkeit. Wenn man Kinder mit einander aufwachsen lassen wollte, ohne sie eine Sprache zu lehren, so würden sie ohnfehlbar selbst eine zu erfinden suchen. Je weniger ihrer beysammen und je eingeschränkter ihre Bedürfnisse wären, desto eingeschränkter würde die Sprache seyn. Die Amerikaner können hiervon einen Beweis abgeben. In gänzlicher Entfernung von Menschen denkt man gar nicht an die Sprache, und vergißt so gar diejenige, welche man vorhero zu reden wußte.

Ein Kalifornischer Knabe von zwölf Jahren, der nebst seinem Vater fünf Jahre in der Wüste zubrachte, verstand, als beyde wieder gefunden wurden, so wenig von seiner an sich selbst sehr armen Muttersprache, daß wirklich seine ganze Kenntniß derselben sich auf eine äusserst kleine Anzal von Wörtern einschränkte i).

Der Schottländer Selkirk hatte die Kenntniß der Sprache und das Vermögen zu reden fast gänzlich verloh-

i) S. Nachrichten von Kalifornien S. 176.

verlohren, da er fünf Jahre völlig einsam auf der Insel Juan Fernandez zugebracht k).

Ueberhaupt, fährt Herr Schreber fort, läßt sich nicht wohl annehmen, daß die beschriebne verwilderte Menschen schon im zartesten Alter in die Wildniß gerathen wären. Sie würden sich selbst weder ihren Aufenthalt, noch hinlänglichen Schuz gegen die Strenge der Witterung haben verschaffen können, und in deren Ermangelung binnen kurzem haben umkommen müssen. Vielleicht würden sie sich auch im gegenseitigen Falle in so bevölkerten Gegenden, als die meisten von denen sind, wo man sie gefunden hat, nicht so lange haben verborgen halten können. Sie waren also vor ihrer Verwilderung schon ziemlich heran gewachsen, und hatten folglich bereits einen Theil von Erziehung genossen, wenigstens erst gehen, einigermaßen denken und reden gelernet. Hierauf wurden sie, durch einen Zufall, von den Ihrigen getrennet; vielleicht einige durch eine Art von Wahnsinn, womit unterschiedene von ihnen deutlich behaftet waren; vielleicht andere durch eine harte Begegnung, auf Reisen u. s. f. Eine gewisse Blödigkeit des Gemüthes oder Furcht hinderte sie, nach menschlicher Gesellschaft sich wieder umzuthun, welches ausserdem gewiß nicht unterblieben seyn würde. In Betrachtung dieser Umstände wird hoffentlich kein Zweifel seyn, daß von allen diesen Verwilderten keiner von dem ursprünglichen Zustande des Menschen auch nur einigen Begriff geben könne.

k) S. Allg. Histor. der Reisen, XII Th. S. 71.

Der Mensch ist bestimmt zu denken, gesellig zu seyn, sich zu bilden, seine Fähigkeiten durch den Gebrauch zu erhöhen, den Schöpfer aus den Werken der Schöpfung zu erkennen. Höhere Bestimmungen des Menschen entdekt uns die göttliche Offenbarung.

Vom Aufenthalt und von der Nahrung des Menschen l).

Der Aufenthalt des Menschen, welcher in seinem ersten Zustand, in einer warmen Gegend, unter freyem Himmel war m), wie er es noch in einigen Ländern zu seyn pfleget n), ist jezo, nachdem sich das Geschlechte der Menschen unter allen Himmelsgegenden ausgebreitet und sich entweder zum Herumziehen eingerichtet, oder an eine beständige Wohnung gebunden, auch zugleich weniger oder mehr Lebensart angenommen hat, entweder in Höhlen o), oder unter Zeltern, wie z. B. die Beduinen unter den Arabern, die Kurden, Kalmucken, Kirgisen und andere Steppenvölker in Asien, die Lappländer und Grönländer im Sommer, unterschiedene Völker in Amerika u. s. w. entweder in beweglichen Hütten, wie die Kralen der Hottentotten, oder in unbeweglichen Hütten und in Häusern. Zu den Hütten der lezten Art gehören die Winterwohnungen der Grönländer, die Häuser der Araber in Jemen, der Neger, der Chilier

l) S. Schreber l. c. p. 38. &c.

m) S. des Hrn. Prof. Fabers Archäologie I Th. S. 9.

n) Besonders in solchen, wo es wenig regnet, als in Kalifornien. S. Nachr. von Kalifornien, S. 102.

o) In Felsenhöhlen wohnen z. B. ein Theil der Araber; S. des Hrn. D. Büschings Erdbeschr. V. Th. p. 529. in selbst gemachten Gruben unter der Erde, die Kamtschatkalen. S. allg. Hist. der Reis. XX. Th. p. 294.

Chilier u. s. w., auch diejenigen, welche in warmen Ländern unter den Bäumen und von den lebendigen Zweigen derselben gemacht worden. An diesem Aufenthalte der Menschen pflegen auch unterschiedene Thierarten mit Antheil zu nehmen, davon einige als **Hausthiere**, nicht ohne merkliche Abänderung ihrer natürlichen Beschaffenheit und Sitten, mit Fleiß erzogen und genutzet werden, andere hingegen, als Schmarozer, sich selbst mit einmischen.

Die **natürlichste Nahrung** des **Menschen** sind Baum- und Erdfrüchte, nebst andern Erzeugnissen des Gewächsreiches. Dies beweiset so wohl die Stellung und Bildung seiner Zähne, als der Bau des Magens und der Gedärme p). In den wärmern Gegenden von **Afrika**, **Indien** und **Amerika** sind es vorzüglich die Früchte oder der Kohl oder die Augen an der Spitze der mannigfaltigen **Pappelbäume**. Der **Dattelbaum** q) insonderheit nähret mit seiner

p) S. des Hrn. **von Hallers** Elem. physiol. Tom. VI. p. 194.

q) Phoenix dactylifera *Linn.* Sp. Pl. p. 1658. Palma major *C. B. Pin.* p. 506. *Dod.* Pemt. 819. *Kæmpf.* Amœn. 688. Tab. 1. 2. *Ejusd.* Exot. 668. und 686. T. 1. 2. f. 2. 11. 16. **Dietr. Pflanzenr.** II p. 1325. Man ißet den weichen Theil der Datteln roh und getrocknet. Man preßt aus ihnen ein Oel, deßen sich die Bewohner Indiens statt ihrer Butter bedienen. Die Kerne werden gemalen und wie Mehl gebrauchet. In Ermangelung eines beßern Futters geben sie auch die Aegyptier ihren Kameelen. Siehe **Haßelqu. Reise** S. 540.

seiner Frucht fast ganz allein einen großen Theil von Persien und Oberägypten. Von einer andern Palmenart, nämlich dem **Sagu-** oder **Sagobaume** r) ist vornämlich das Mark eine Hauptspeise der Ostindier und **Malayer**, weil aus dem sogenannten Sego auch gute Suppen bereitet werden können. Die Inseln im stillen Meere haben ihren Einwohnern zu diesem Zwecke die sogenannte **Brodfrucht** s) anzubiethen,

r) Cyclas circinnalis *Linn.* l. c. Arbor Zagœ amboin. *Sebæ* Thes. I. p. 39. T. 25. f. 1. Tessio *Kæmpf.* Jap. 897. Olus Calappoides *Rumph.* Amb. I p. 86. T. 22. 23. Dietr. l. c. p. 1322.

s) The bred-fruit-Tree. L'Arbre à Pain. Der Brodbaum. *Sitodium* altile *Solandri,* befindet sich auf allen Inseln der Südsee, also auch auf der neu entdeckten Insel Otahitee. In *Raji* Hist. Plant. Tom. III. in Append. Fruticum & arborum in Luzone Insulâ nascentium & à Patre *Camelio* S. J. observat. wird dieser Baum Cap. 9. de arboribus fructu tubercul. echinato p. 52. n. 7. mit folgender Beschreibung angeführet: *Rhymay* Marianorum, *Arbor* est ligni fragilis, resinosi et viscosissimi *lactis*, ad caudicem imum lata emittens fulcra. *Folia* magna trilobata, vicissim in minores divisa lobos. *Fructus* cortice tuberculoso papillari, flavescens, magnitudine capitis humani, nucibus carens, crudus non est vescus, sub cinere coctus *panis ordinarius* est *Marianorum*. In des Archiaters Gen. und Sp. Pl. habe ich keine Nachricht von diesem Baum finden können. Cf. Allg. Hist. der Reisen, XII. Th. p. 179.

then, Kalifornien den seinigen die Phitahaja t). Die Feigen u) sind das hauptsächlichste Nahrungsmittel der Griechen im Archipelagus und Morea; die Pharaonsfeige x), die Nahrung der Einwohner im disseitigen Aegypten; die Kastanien y), der Bewohner unterschiedener, besonders gebirgischer Gegenden in Italien, wie ehemals für mehrere Europäer die Frucht einer Gattung Eichen, deren Eicheln iezo noch in Portugal, Spanien und der Barbarey stark gegessen werden z).

Von

t) Zwo Gattungen vom *Cactus.* S. Nachr. von Kalifornien, p. 53.

u) *Ficus Carica* Linn. l. c. p. 1513. *Dod.* 812. Ficus communis *C. B. Pin.* 457. Blackw. Tab. 125. Dietr. l. c. p. 1229. In den warmen Ländern sind die vollkommen reife Feigen ein allgemeines, vortreflich nährendes und wohlschmeckendes Nahrungsmittel, in kalten Ländern aber, wo sie nicht bis zu ihrer völligen Reife gelangen, pflegen sie fast ein wirkliches Gift zu seyn. Wer sie zu häufig speiset, soll davon leicht einen sehr übelriechenden Schweiß, ja sogar die Krätze bekommen. S. *Linn.* Amœn. Acad. Vol. I. p. 45.

x) Ficus Sycomorus *Linn.* l. c. Amœn. acad. I. p. 26. Ficus Pharaonis *Cam. Math.* 103. f. 3. Dietr. l. c. p. 1233. *Norden* Voyage d'Egypte. Tom. I. p. 57. Tab. 38.

y) *Fagus* Castanea sativa *Linn.* Ib. p. 1416. *C. B. Pin.* p. 418. Dietr. l. c. 1097. Maronen.

z) *Quercus* esculus *Linn.* l. c. p. 1414. Quercus parva s. Fagus Græcorum & esculus *C. B. Pin.* 420.

Von **Wurzeln** ist die **Kassave** oder **Manihot** a) ein allgemeines Nahrungsmittel im südlichen Amerika, die **Igname** oder **Inhame** b) und **Batate** c) ebendaselbst und in unterschiedenen heissen Gegenden Asiens, die **Papas** oder **Erdtuffeln** d), unsere **Erdbirnen** e), in Peru, die **Sarana** f) in Kamtschatka;

a) *Jatropha* Manihot L. S. oben S. 174. not. c.

b) *Dioscorea* alata, bulbifera und sativa *Linn.* l. c. p. 1462. 1463. Cf. oben S. 125. nota *).

c) *Convolvulus* Batatus *Linn.* l. c. p. 220. *C. B. Pin.* 91. *Rumph.* amb. V. p. 366. Tom. 130. *Kalm.* it. II p. 300. Dietr. l. c. 1. p. 184. Diese knollichte Wurzel übertrift an Süßigkeit und Annehmlichkeit im Geschmack fast alle bekannte Wurzeln, sie schmelzt beynahe im Munde, und wird auf eben die Art, wie die Erdtuffeln, zum Eßen zubereitet. Die Indianer machen aus den Wurzeln auch einen Trank, den sie **Moby** nennen; er ist geistig, ohne in den Kopf zu steigen, hält sich aber nicht länger, als vier oder fünf Tage. S. **Millers** Gärtn. Lex.

d) Solanum tuberosum *Linn.* l. c. p. 265. *C. B. Pin.* p. 167. *Prodr.* p. & T. 89. Dietr. l. c. p. 221. **Blackw.** T. 523.

e) *Bunium* Bulbocastanum *Linn.* l. c. p. 349. *C. B. Pin.* p. 162. Nucula terrestris *Lob.* Hist. 429. Dietr. 1. p. 287. **Erdnuß.** Einige graben die knollichte, fleischigte Wurzel und eßen sie roh. Sie schmecken fast wie Kastanien und sind kein unangenehmes Eßen; wenn sie aber gesotten sind, geben sie mit Butter und etwas Pfeffer eine sehr liebliche und nahrhafte Speise.

f) oder die **Feuerlilie**, **Pomponische Lilie** und der **türkische Bund**. Lilium bulbiferum, pomponium und Mar-

ka; die mittlere und kleine Natterwurzel g) in Siberien bey den Samojeden und Jakuten.

Noch von weit ausgebreitetem Gebrauche sind die mehlichte, durch den Anbau vergrösserte und vermehrte Samen einiger Gräser, oder die Getreidearten; vorzüglich der Reiß h), der im größten Theile von Asien; der kleine Mays i), welcher in Aegypten, Arabien, Persien und in der Bucharey; der große k) und kleine guineische Hirsen l), der in Afrika und Westindien, wo sich Neger aufhalten, der Kara-

Martagon *Linn.* l. c. p. 433. &c. Dietr. 1. p. 366 nebst der Sardana oder dem Hedysarum alpinum *Linn.* p. 1057 und Tschina oder Lathyrus tuberosus Ib. p. 1033. *Gmel.* Flor. Sib. Tom. I. p. 43 46. II. p. 29. 6. Allg. Hist. der Reisen, XX Th. p. 289.

g) *Polygonum* viviparum *Linn.* l. c. p. 516. Beyde, oder Bistorta alpina media & minor *C. B.* sind nur Spielarten. Dietr. 1. p. 446. Keimender Wegetritt. Die Samojeden eßen die Wurzel dieser Pflanze mit dem Fleisch ihrer Rennthiere. Flor. Suec. n. 340.

h) *Oryza* sativa, *Linn.* l. c. p. 475. Dietr. l. c. p. 410.

i) oder Durrah. Milium arundinaceum semine plano & albo *Bauh.* theatr. Bot. p. 514. Eine Gattung des Linneischen Holcus. S. Niebuhrs Beschreibung von Arabien. Cf. oben S. 145 not. y.

k) *Holcus* bicolor *Linn.* Mantiss. II. p. 301.

l) *Panicum* Indicum, spicâ longissimâ. *Bauh.* Theatr. Bot. p. 523. Ebenfalls ein Holcus *Linn.*

Karakan oder das korakanische Kammgras m), welches in Zeylon; die unterschiedene Arten Weitzen, Rocken, Gerste, Hafer, die besonders in Europa; das Welschkorn n) das vorzüglich in Nordamerika als Materialien zur Bereitung des Brodes und ähnlicher Mehlspeisen gebrauchet wird.

Hierzu kommen auch noch eine Menge anderer Gesäme, Obstfrüchte, Köhle und Wurzelwerk, die ebenfalls bald roh, bald verschiedentlich zubereitet, zur Abwechselung mit gegessen werden. Im äussersten Norden vertritt die Stelle derselben ein Moos, das Fiallagras der Isländer oder Isländische Flechte o), und einige Arten Tang, vornämlich der Zuckertang oder das Zuckersüße Meergras p).

Mit diesen und mehrerern Abwechselungen der Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche war der veränderliche Geschmak der Menschen lange noch nicht befriedigt. Er hat sich auch eine Menge Nahrungsmittel aus dem Thierreich erwählet. Die meisten davon sind aus der Klasse der Saugthiere, von welchen die Krautfressenden, vorzüglich die Wiederkäuen-

m) Cynosurus coracanus *Linn.* l. c. p. 106. Gramen dactylon aegyptiacum *C. B. Pin.* 7. Theatr. p. 110. Onom. Bot. III. p. 456.

n) Zea Mays *Linn.* s. oben S. 145 nota y.

o) *Lichen* Islandicus *Linn.* Sp. Pl. II. p. 1611 n. 29. α. β. Allg. Hist. der Reisen XIX B. p. 16. Dietr. l. c. p. 1272.

p) *Fucus* saccharinus *Linn.* l. c. p. 1630. Cf. Kranzens Grönland I Th. S. 90. Dietr. l. c. p. 1289.

käuenden q), nebst dem Schwein und Hasen, am häufigsten gegessen werden; seltner die andern Thiere von der Verwandtschaft des leztern r), imgleichen der **Elephant**, welcher den Mohren oder Negern, den Einwohnern in Kongo, den Hottentotten rc. s); das **Pferd**, welches dem Tartar, den Mohren, Arabern, Chinesern, Lappländern, Patagoniern rc. t); das Geschlecht der **Robben** und **Wallroße**, die sämmtlich den Völkern am Eismeer zur Nahrung dienen u). Noch

q) *Pecora Linn.* Ed. XII. p. 90.

r) *Glires Linn.* p. 76.

s) S. Allg. Hist. der Reisen, II Th. p. 100. IV. p. 126. Cf. Dappers Afrika, p. 550 552. Hallens Thiere p. 382. Kolbens Vorgebirge der guten Hoffnung, 4to p. 321 VIII. Mannigf. III B. p. 540.

t) S. Allg. Hist. der Reisen, VII Th. p. 255 275. De La Porte Reisen eines Franzosen, VII Th. p. 144. 145. Stuttg. Phys. ökon. Ausz. III B p. 236. Mannigf. II Jahrg. p. 510. Gmelin in den Gött. Reisen Tom. V. p. 126 und 469 — 472. *Sloane* Intr. in Hist. Nat. Jamaic. p. 20. Dappers Afrika p. 307. 308. 458. 459. Andersons und Iversens Reise, p. 113. Taverniers Reisen, p. 147 Tom. III. p. 79. Du Val Weltbeschr. P. II. p. 393. Högströms Lappl. Stockh. 1748, p. 150 — 162. Voy. à la mer du Sud. p. 295.

u) S. Allg. Hist. der Reisen, XX Th. p. 290 — 291. Cf. *Vallm. de Bom. Dict.* d'Hist. Nat. Tom. V. p. 544. Mannigfalt. II Jahrg. p. 577. Kolbens Vorgebirge rc. 4to p. 330. n. XVIII. J. *Lobo* Voy. en Abissinie P. I. p. 139. Dappers Afrika, p. 124.

Noch weniger beliebt sind die Raubthiere. Doch pflegen der Bär z. B. unter den Lappländern, Chinesern u. a. m. x); der Hund, bey den Tungusen, Mohren u. a. m. y); der Hund und Katze bey den Negern an der Goldküste auf Jamaika ꝛc. z), so gar in Frankreich a), der Löwe, Leopard und Tiger am Vorgebirge der guten Hofnung b) und sonst in Afrika, keine seltne Kost zu seyn. Am wenigsten scheinen die den Menschen ähnlichen Affen eßbar, ob sie gleich ebenfals ihre Liebhaber gefunden haben c). Sollte man

x) S. Högström om Lapm. p. 209. Deutsch 1748. p. 150. &c. Allg. Hist. der Reisen, Tom. XVII. p. 324. Tom. XIX. p. 290. Gmelin in den Gött. Reisen, Tom. V. p. 126. 127. Tramplers Wallfischfang. Leipz. 1771. 8. p. 63. Neuhofs China, p. 348.

y) S. Le *Brun* Voyage, Tom. I. p. 118 119. Shaws Reisen, p. m. 61. Berl. Samml. IV B. 5 St. p. 548. Physik. ökon. Ausz. III B. p. 236. *Vallm. de Bom.* Dict. Tom. III. p. 136. Bosmanns Reise p. 287. Hallens Thiere p. 491. Reise in das Südmeer, Nürnb. 1772. p. 165. 170. 177. 184.

z) S. Allg. Hist. der Reisen, IV Th. p. 126. Hamb. Magaz. X. B. p. 551. Boßmanns Reise, p. 282.

a) S. Physik. ökon. Ausz. III. B. p. 235.

b) S. Kolbe l. c. p. 317. Reise in das Südmeer, p. 170. *Vallm. de Bom.* l. c. Tom. VIII. p. 202. *Piso* de Indiæ utriusque re nat. p. 103. Shaws Reise, p. 153. Dappers Mesopot. p. 151.

c) S. Allg. Hist. der Reisen, II. Th. p. 363. Cf. *Vallm. de Bom.* l. c. Tom. X. p. 532. Neue Mannigf. I. p. 537. *Geoffr.* Mat. med. Tom. VIII p. 252.

man aber wohl glauben, daß es auch Barbaren gäbe, die sich mit Fleisch, von ihrer eignen Gattung sättigen? So sehr man geneigt war, dieses in Zweifel zu ziehen, so gewiß läßt sich doch behaupten, daß unterschiedene Wilden in Amerika z. B. die **Neuseeländer, Neuholländer** 2c. wirkliche **Menschenfresser** (Anthropophagi) sind d). Alles was man zu ihrer Entschuldigung sagen könnte, ist, daß bey ihnen das Menschenfleisch nicht sowohl als ein ordentlich Nahrungsmittel, sondern als eine Ceremonienspeise betrachtet zu werden scheinet e). Vom

d) Von **Menschenfreßern** überhaupt lese man die **physikalisch-oekonom. Ausz.** III B. p. 235. **Hamb. Journ.** II B. p. 103. **Ives Reisen** p. 114. **Allg. Hist. der Reisen** Tom. XII p. 25. 27. Tom. XIV. p. 236. Tom. XV. p. 139. 282. Tom. XVI. p. 252. 293. 298 und 648. **Dappers Afrika**, S. 538. 539. 572. **Olearii Reisen**, p. 80. **Rich. Blome** Engl. Amerika p. 292 293. **Adam Brands** Chinesische Reise, Berl. 1712, 8vo. p. 66. Chr. Detl. *Rhode* Cimbrisch-Hollsteinische Antiquitäten. Hamb. 1720, 4to. p. 2, 15, 16. *Garcilasso* de la Vega Hist. de Yncas, Tom. I, p. 45 46 und p. 51. 52. 414. *Diodori Siculi* L. III, Cap. 8, 9, 15—34.

e) Es giebt noch eine Menge vierfüßiger Thierarten, welche von einigen Völkern, zuweilen aus besonderem Appetit, bisweilen aus Mangel anderer Nahrungsmittel oder im Nothfall, verzehret werden, als:

1) Der **Aguti** oder das **Ferkelkaninchen**, s. mein **Naturlexikon**, I B. Berl. 1774, p. 657.

2) Der **Ameisenfreßer**, s. **Neue Mannigf.** I Jahr. S. 220. **Kolbens** Vorgebirge 2c. 4to. p. 337.

3) Die

3) Die Armadillen oder Schildverken, Kürassierschweine, s. Mannigf. III Jahr. p. 634. Reise in das Südmeer, p. 164. Allg. Hist. der Reisen, XII Th. p. 85.

4) Bieber, s. Allg. Hist. der Reisen, XVII Th. p. 225, 324. *Elsholtz* Diaetet. p. 122.

5) Der Dachs, s. neue Mannigf. I Jahrg. p. 259.

6) Das Eichhörnchen, s. *Sloan.* Introd. in Hist. nat. Jam. p. 24, 25. Allg. Hist. der Reisen, XIX Th. p. 290.

7) Der Esel. In Italien wird ihr Fleisch in Cervelatwürsten gegeßen, s. Stuttg. phys. ökon. Ausz. III B. 235, auch in China stark und häufig verzehret, s. Osbeks Reisen, p. 546. Cf. Reise in das Südmeer, p. 190. *Cours d'Hist. Nat.* Tom. I, p. 447. 448. Der Arzt, 1 Ausg. I, 238 V. 212. Mannigf. II Jahrg. p. 510. Dappers Asia, p. 238. Neuhofs China, p. 274, 275. Andersons und Iversens Reise, p. 113.

8) Die Fledermäuse, s. Thevenots Reise, P. III, p. 138. Allg. Hist. der Reisen, II Th. p. 398. XI Th. p. 404. XII. 413. Heydts Schauplatz rc. p. 78. *Clusii* Exot. p. 95. 96. Dappers Mesopotam. Babylon rc. p. 97. *Ejusd.* Afrika p. 389. *Ejusd.* China p. 143. Taverniers Reisen rc. T. III, p. 65.

9) Die Füchse, s. Olearii Reise nach Moskau und Persien, p. 86. Gmelin in den Götting. Reisen, V Th. p. 126. 127. Högströms Beschr. von Lappland, Leipz. 1748. p. 150—162.

10) Der Igel, s. Adans. Reise nach Senegal. Brandenb. 1773, p. 247.

11) Der Kameel, s. Mannifalt. II Jahrg. p. 586. Dappers Afrika p. 15, 295, 307. *Ejusd.* Mesopotam. und Arabien, p. 415. Allg. Welthist. XVI Th. p. 407, § 329.

12) Die Kaninchen, sind ein Leckerbißen in Engelland, s. Physik. ökon. Ausz. III Th. p. 235, werden auch in Deutschland häufig verzehret.

13) Der Luchs, allg. Hist. der Reisen, XVII Th. p. 229.

14) Die Mäuse, Ratten rc. s. Physik. ökon. Ausz. III. B. p. 236. Abh. der Schwed. Akad. II Th. p. 81. Mannigf. II J. p. 510. Beckm. Bibl. I, p. 187. Gmelin in den Götting. Reisen, V Th. p. 469 rc. Allg. Hist. der Reisen, XIII Th. p. 463. XIX Th. p. 290. Zuchelli Mißion nach Kongo, p. 287.

15) Der Maulwurf, welchen die Araber zu eßen pflegen, s. Berl. Samml. IV B. p. 548.

16) Das Murmelthier, S. Mannigf. I J. p. 624. Gmelin in den Gött. Reisen, V B. p. 469-72.

17) Das Muskusthier oder Bisamkatze. Allg. Hist. der Reisen, VI B. p. 547, 548. Cf. Mannigf. II J. p. 510. Vom Genuß der Muskusratzen.

18) Das Nasenhorn, s. Kolbens Vorgebirge der guten Hofnung, 4to p. 323.

19) Die Ratten, s. Mäuse n. 14.

20) Das Rennthier, s. Högströms Lappl 1748, p. 129. Physik. oekon. Ausz. III B. p. 236. Kolbe l. c. p. 334 n. XI. Leems Beschr. der

Finn-

Vom Geflügel ist vorzüglich die Familie der Hüner f); die Krähenartigen aber g) und Raubvögel h) sind bloß denen eßbar, welche sich überhaupt in Ansehung der Raubthiere nicht ekel beweisen i).

Finnlappen, p. 56. De la Porte Reisen, VII Th p. 105. Olearii Mosk. und Persien, p. 68.

21) Seebären-Hunde-Kuh- oder Löwen, s. Mannigf. II J. p. 510. Stellers Meerthiere p. 107-152. Dappers Afrika p. 496. Bankrofts Naturg. von Guiana, p. 113. Adans. Reise nach Senegal, Brandenb. 73, p. 213.

22) Die Seeotter, s. Stellers Meerthiere, p. 185-199.

23) Der Vielfraß, s. Allg. Hist. der Reisen, XIX B. p. 304.

24) Der Wolf, Gmelin in den Gött. Reisen, V Th. p. 126.

f) Gallinæ *Linn.* S. N. XII. p. 267.

g) Picæ. *Linn.* l. c. p. 139.

h) Accipitres. Ib. p. 121.

i) Indeßen werden von manchen Völkern auch die meisten Arten großer und Raubvögel mit gutem Appetit verzehret. Als 1) die Adler, s. Allgem. Hist. der Reisen, XIX B. p. 290. 2) Die Falken, s. *Tournefort* Voyage, Lettre VI, p. 93. 3) Die Geyer, s. Allg. Geschichte der Reis. l. c. 4) Die Kraniche, s. Ebend. 5) Reiger, s. Ebend. 6) Störche, s. Debes Hist. der Inseln Faroe. Kopenh. 1757, 8vo. p. 238-242. und Allg. H. d. R. l. cit. 7) Die Straußen u. s. w.

Die Fische und Amphibien werden, einige wenige von der giftigen Art ausgenommen, fast ohne Unterschied zur Speise gebraucht. Jene sind fast die einzige Nahrung einiger Völker, als der Neuholländer k), der Neger an der Goldküste l), der Einwohner der Westinseln bey Schottland m), der Lappländer n) und Isländer o). Von diesen speisen die Ausländer 1) die **Eidexen**, besonders die so genannten **Kammeidexen**, Iguana p), 2) **Fischottern** q), 3) **Frösche**

S. Dappers Afrika p. 307. 308. Allg. Welthist. Tom. XVI. p. 293 — 298, §. 239.

k) S. Allg. Hist. der Reisen, XII Th. S. 429.

l) S. Ebend IV Th. S. 127.

m) S. *Martin.* West. Isl. p. 373.

n) S. *Linn.* Flora Lappon. p. 269.

o) S. Allg. Hist. der Reisen, XIX Th. p. 45. An der Küste des Eismeeres werden die gefrornen unaufgethaut verzehret, s. Physik. ökon. Ausz. III B. p. 237. Die Jakuten eßen sogar verfaulte Fische und pflegen dies ekle Gericht Argiß zu nennen. Ebend. Cf. Fr. v. Groeben Guineische Reise p. 13, hinter seiner Oriental. Reise. Marienwerder 1694 4to.

p) S. Mannigf. II J. p. 510. Stuttg. phys. ökon. Ausz. III B. p. 236. ingl. Vol. X, p. 307. *Vall. de Bom. Dict.* d'Hist. Nat. Vol. III p. 383. *Sloane* Intr. in Hist. Nat. Jam. p. 25. Dappers Afrika p. 23. Ebend. Mesopotam. &c. p. 350. Hieron. *Benzonis* novæ novi Orbis Historiæ. Vignon. 1600, 8vo. p. 212, 213, 2 6. *Lerii* Navigatio in Brasil. p. 118.

q) S. oben n. 22. nota.

sche r), Kröten s), Krokodile und ihre Eyer t), Schildkröten und ihre Eyer u), die Schlangen, welche besonders bey den Arabern, Mohren, Marsiern u. s. w. beliebt sind x) und andere mehr.

r) Diese werden in Frankreich am häufigsten, und unter andern auch die großen martinikischen Frösche, gespeiset, s. Phys. ökon. Ausz. III B. p. 235 236. De La Porte Reisen IX B. p. 265. *Elsholtz* Diætet. p. 124.

s) Diese verzehret man besonders in Siam und Surinam. S. Phys. oekon. Ausz. III B. p. 236. *Lerii* Navig. in Brasil. p. 118. Von der Surinamischen Pipa sagt *Laurentius* in specim. Reptilium. Viennæ 1768, 8vo. p. 25. Caro nigris Americanis in deliciis est.

t) S. Mannigf. II J. p. 581, nota k. Adansons Reise nach Senegal. Brandenb. 1773. p. 218. 221. Heydts Schaupl. von Afrika und Ostindien, p. 78. Dappers Afrika p. 122. *Oexmelin* Hist. des Avanturiers p. 101. Hieron. Benzonis nov. orbis Historiæ, p. 212 &c.

u) Die Liebhaber des Schildkrötenfleisches werden Chelonophagi, Mangeurs de Tortues genennet. S. Mannigf. III J. p. 357 und 383. *Vall. de Bomare Dict.* d'Hist. Nat. Tom. XI. p. 395. *Elsholtz.* Diaet. p. 123. Osbecks Reisen, p. 374, 375, 383, 391. Allg. Hist. der Reisen, III B. p. 348. XII Th. p. 162. XVII Th. p. 235. *Sloane* Intr. in Hist. Nat. Jam. p. 18. *Bellon.* Obs. p. 67. *Oexmelin* Hist. des Avant. p. 86 &c. Barchewitz Ostind. Reise p. 150.

x) S. Phys. oek. Ausz. III B. p. 236. Berl. Samml. IV B. p. 157. *Vallm. de Bomare* l. c. Tom. II, p. 347

Tom.

Von Insekten werden zwar nur wenige Arten gegessen; es finden sich aber doch unter den minder ekeln Völkern auch Liebhaber, die sich am Genuß der Ameisen y), der Bienen z), der Flöhe a), der Heuschre-

Tom. X. p. 477. Beckmanns Naturgesch. p. 63. Martini Naturlexikon, I. Band, p. 489. Mannigf. II Jahrg. p. 624. not. a und 510. Adansons Reise nach Senegal, Brandenb. p. 104.

y) In Neuspanien gehören sie unter die Leckerbißen, s. *Jo. Laërt* Nov. orbis L. VII. c. 8. Im Mexikanischen pflegen die Einwohner eine Gattung großer Ameisen öffentlich auf dem Markt einzukaufen und zu eßen, s. Allg. Hist. der Reisen, XIII Th. p. 678. Die ersten Spanier fanden in Neu-Granada in Südamerika viele Völker, die sich von großen Ameisen ernähreten. Ebend. XVI T. p. 391. In Brasilien giebt es unter andern eine große Art von Ameisen, welche sie *Tamaioura* nennen. Sie sind so groß, als das Glied eines Fingers. Man pflegt sie daher auszunehmen, und geröstet für eine gute Speise zu halten, s. *Piso* de Indiæ utriusque re nat. p. 291. Cf. *Vallm. de Bomare* l. c. Tom. IV, p. 555.

z) Unter die Bienenfreßer gehören die Einwohner in Zeylon, s. Knox Beschr. von Zeylon p. 25. Ingleichen die Indianer in Guiana, s. Bankrofts Guiana p. 142.

a) Die Liebhaber dieser Insekten werden *Ptirophagi* genennet und finden sich besonders in Guiana, s. Dappers Afrika p. 396. *Vall. de Bomare* l. c. Tom. I. p. 128.

Heuschrecken b), der Läuse c), Palmbaumwürmer d), Raupen e), Saguholzwür-

U 5 mer

b) Von den Heuschreckenfressern (Acridophagi) lese man Rathlefs Akridotheologie II Th. p. 277. Leßers Insektotheol. p. 336 und 350 not. r. *Kundmanni* Rar. nat. & art. p. 1059. De La Porte Reisen, IV Th. p. 219. Abh. der Schwed. Akad. XIV. Th. p. 81. Gesellsch. Erzähl. II Th. p. 199. Adansons Reise. Brandenb. p. 130. *Vallm. de Bomare* l. c. Tom. X. p. 303. D. *Zückert* Mat. aliment. p. 273. Shaws Reise, p. 165. Haßelquists Reise, p. 227 und 455. Allg. Hist. der Reisen, I B. p. 120. XII. 422. *Sloane* Intr. in Hist. Nat. Jam. p. 26. 29. *Ejusd.* Natural History of Jam. Vol. II. p. 207. *Ludolf* in Append. ad Hist. æthiop. *Kæmpf*. Amœn. Exot. p. 746. J. *Lobo* Voy. en Abiſſinie P. I, p. 108. Tavernier Orient. Reisen, Nürnb. 1681 fol. p. 67. Zuchelli Mißion nach Kongo, p. 287. Allg. Welthist. XVI B. §. 239. Nachr. von Kalifornien p. 117.

c) Die Läusefreßer heißen *Phthyrophagi* und werden größtentheils nur unter den Hottentotten gefunden, welche sich damit festlich beköstigen. Man pflegt auch eine Art von Seeläusen unter dem Namen *Fotok* daselbst zu genüßen. S. *Vallm. de Bomare* l. c. Tom. IX. p. 293 und 299. Kolbens Vorgebirge der guten Hofn. p. 134. XVI. Kap. §. 111. Phys. ökon. Ausz. III B. p. 236. Reise nach dem Südmeer, p. 217, 218. Cf. Meister im Oriental. Gärt. p. 253.

d) Curculio Palmarum *Linn.* S. N. XII. p. 606. Sulzers Insekt. Tab. III, f. 20. S. Berl. Sammt. VI B. p. 427. Bankrofts Guiana, p. 148.

e) S. *Rumphii* herbar. Amboin. Tom. III. p. 201.

mer f), Seidenwürmer g), Spinnen h), Wespen i), Würmer k) u. s. w. zu sättigen pflegen.

In der Klasse der Schalenthiere, als Schnecken, Muscheln, Krebse, Meerigel, dürften sich nur wenig Arten finden, deren Bewohner nicht entweder als Leckerbissen, wie die Austern, Kieler Mießmuscheln, Weinbergeschnecken, oder im Nothfall, genossen werden sollten. So gar zu den weichen Seewürmern (Mollusca), als zum Blakfisch l), Dintenfisch m), Seebeutel

f) Sagucampas Cossi Saguarii. leg. Allgem. Magaz. VIII B. p. 217.

g) S. *Stuck* Convivia antiqua p. 176. Osbecks Reise, p. 550. Olof Toree's Reise nach Surata und China. Lpz. 1772. p. 139.

h) Von den Spinnenfreßern (Arachneophagi) lese man das *Journ. Encyclop.* 68, Tom. II. p. 128. 1769, T. VI. p. 286. *Gaz. Salut.* 68. No. 16. p. a. 127. *Encycl. œcon.* Tom. II. p. 147. *Commerc. litt. Norimb:* 1734. p. 318, 1735. p. 23. *Kundm.* rariora Nat. & Art. p. 1064. Der Arzt 1 Ausg. III B. 221, IV 505. Hannov. Mag. 70. p. 526. Derhams Physikotheol. p. 399. Leßers Insektotheol. p. 335. lit. c.

i) Die Puppen der Wespen sind eine leckere Speise für die Einwohner in Karolina, s. Seeligmanns Vögel, IV Band. Vorrede, Bogen E. p. 1.

k) Davon werden allerley Arten gegeßen, s. Leßers Insektotheologie. p. 336. not. d.

l) Sepia, s. *Belon.* observ. p. 46.

m) Sepia Loligo. *Linn.* s. Ebend.

tel n) u. a. m. pflegen sich hin und wieder lüsterne Liebhaber zu finden.

Alle diese thierische Speisen werden, theils nach vorgängiger Zurichtung, mittelst der Luft und des Feuers oder Rauches, theils roh o), auch wohl halb verfaulet p), mit und ohne Zukost aus dem Gewächsreiche, genossen.

Das

n) Holothuria *Linn.* S. *Kæmpf. Amœn. exot.* p. 487. Cf. *Bontius* de Ind. or. hist. p. 19. post *Pisonem* de Ind. utriusque re nat.

o) S. Reise nach dem Südmeer, S. 66, 175, 177. Alvarez von Aethiopien, p. 182. Allg. Hist der R. XIV Th. p. 13. Thevenots Reise, 2 Buch, p. 332. 334. J. *Lobo* Voy. de l'Abissinie P. I, p. 90. Dappers Afrika p. 677. *Oexmelin* Hist. des Avanturiers p. 122. Rich. Blome Engl. Amerika, Leipz. 1697, 12mo p. 103 und 112. Allgem. Welthist. XVII Th. p. 208. §. 104.

p) S. Müllers Linn. Naturs. I B. p. 95. Der Arzt V B. p. 213. Phys. ökon. Ausz. III B. p. 236. De La Porte Reisen, VII Th. p. 4. Allg. H. der Reis. III Th. p. 193. XIV. 585. Kranzens Hist. von Grönland I Th. p. 189 — 192. Egedens Grönland 1763, 8vo p. 155, 156. Anders. Island ꝛc. Hamb. 1746, 8vo p. 118 ꝛc. 250 — 252. Debes Faroe p. 238 — 242. Blome l. c. p. 292 293. Ad. Brands Chines. Reise, Berl. 1712, 8vo. p. 48. 49. Viele pflegen auch das Fleisch kranker Thiere zu genüßen. Gmelin in den Götting. Reis. V Th. p. 126, 127 und 469 — 472. Dappers Afrika p. 622. Brand l. c. p. 114.

Das Mineralreich liefert nicht so wohl Speisen q), als vielmehr das Salz, zur Würzung der Nahrungsmittel aus den andern Reichen. Doch pflegen auch die Mohren in Afrika und Amerika eine gewisse Art von Erde zu essen r).

Unter den flüßigen Getränken, sagt Herr Professor Schreber, stehet billig das süße Wasser oben an, weil dessen Gebrauch am allgemeinsten ist. Auf dieses

p. 114. Cf. Meisters Orient. Indian. Kunst- und Lustgärtner, Dresd. 1692 4to p. 245. Asiat. und Afrikanische Denkwürdigkeiten, Nürnb. 1676, 4to p. 440.

Es giebt so gar Menschen, die kein Bedenken tragen, das Fleisch vergifteter Thiere zu genüßen. S. Mannigfalt. IV Jahrg. p. 248. Allg. Hist. der Reisen, XVI Th. p. 35. *Rumph.* Herb. Amboin. Tom. II. p. 263 — 269. Allgem. Welthist. XVI. Th. p. 655, §. 473. Die Hottentotten pflegen sogar alte Schuhe, Riemenwerk und gebratene Schafhäute zu eßen und sind in ihrem Appetit unter allen Menschen am wenigsten von den Schweinen zu unterscheiden. S. Kolbens Vorgebirge der guten Hofn. I Th. p. 135. 139. Dappers Afrika p. 622. Andersons Island rc. p. 250 — 252. Meister l. c. p. 245. Nicht minder abscheulich ist der Appetit der Einwohner in Jakuzk, welche die frühzeitige und Nachgeburthen der Thiere für Leckerbißen halten. S. Stuttg. Ausz. III Band p. 236.

q) S. von Hallers physiol. Tom. VI. p. 214.

r) S. Malouins Bäckerkunst, S. 97 rc.

dieses folgt hernach die **Milch**, besonders der wäßrige Theil derselben oder die **Molken**, welche bey den Isländern ein gewöhnliches Getränk ausmachen s). Hierzu kömmt in den heissen Ländern der **Palmensaft** t) und derjenige, welcher aus unterschiedenen Baumfrüchten durch das Ausdrücken erhalten wird. Die Gährung, in die er bald übergehet, hat ohnfehlbar der Kunst den Weg gezeiget, wie man mit Hülfe derselben den Vorrath von Getränken vermehren, oder aus Trauben und andern Obstfrüchten, aus dem Getreide und mehlichten Wurzeln u) **Biere**, aus beyden aber, wie auch aus den Stängeln gewisser Pflanzen x), und aus Milch y), **abgezogene Geister** oder auch wohl **Eßige** z) zum trinken zubereiten könne.

Alle

s) S. Allg. Hist. der Reisen, XIX. Th S. 45.

t) Die Art, wie der Palmensaft gesammlet wird, beschreiben *Rajus* in Hist. Plantar. Tom. II. p. 1358 und Adanson in seiner Senegal. Reise. Brandenb. 73, p. 158 — 163 ꝛc.

u) Als aus der Kaßave in Surinam, Barbados und auf den Karaibischen Inseln, aus Bataten in Nordamerika; aus einer unbekannten Wurzel am Vorgebirge der guten Hofnung. S. La *Caille* Journ. p. 133.

x) Wie das Matteit oder Heracleum Sphondilium *Linn*: in Kamschatka, Rußland, Pohlen ꝛc. Gmelin Flor. Sibiric. Tom. I. p. 214. Allg. Hist. der Reisen, XX B. p. 259.

y) Besonders aus Stutenmilch, wie bey den Tartarn und Kalmucken ꝛc. Allg. Hist. der Reisen, XIX Th. p. 378. Pallas Reisen ꝛc. I Th. p. 315 ꝛc.

z) Von dieser Art ist eigentlich der Quas der Rußen, welcher aus Mehl und Waßer, (Allg. Hist. der Reis. XIX.

Alle diese Getränke werden bey den meisten Völkern gewöhnlich kalt; warm aber die Aufgüße gewisser Kräuter, Wurzeln und Samen, als der Theeblätter in China und Japan, des Paraguay-Thees in Amerika, des Kiprei im Rußischen Asien und des gerösteten Kaffe's in den Morgenländern *) genommen. Wie nothwendig das erste und lezte dieser Getränke sich auch in den übrigen Welttheilen, unter andern überflüßigen Bedürfnissen gemacht habe, darf hier nicht erst gezeiget werden. Andere zusammengeseztere Getränke übergehen wir gänzlich mit Stillschweigen **).

XIX B. p. 94) oder aus Heidel- und andern Beeren (*Gmelin* Flor. Sibir. I 217) durch die Gährung bereitet wird.

*) Thea bohea und viridis. *Linn.* Sp. Pl. p. 734 735. Thee, Grüner Thee. Rhamnus theizans *Linn.* Mantiss. p. 207. Osbeks Reise nach China, p. 302. Viburnum Cassinoides *Linn.* Sp. Plant. p. 384. Paraguaythee. Epilobium (quod Lysimachia Chamænerion dicta latifolia C. B.) angustifolium. var β. lb. p. 494. Kiprei, deßen Aufguß berauschend ist, s. *Gmelin* Flor. Sibir. l. p. 218. Allg. Hist. der Reisen, XX 260. *Coffea* Arabica *Linn.* l. c. p. 245 Kaffe.

**) Was wir hier, um der nöthigen Kürze willen, von seltsamen und fremden Speisen und Getränken übergehen müßen, gedenken wir gelegentlich in den hiesigen Mannigfaltigkeiten umständlich zu beschreiben.

Schreiben

der Herren Deputirten und des Syndikus der theologischen Fakultät in Paris an den

Herrn von Büffon.

Einer unserer Kollegen hat uns angezeiget, Sie hätten sich, sogleich nach erhaltener Nachricht, daß Ihre Naturgeschichte sich mit unter den Werken befände, die nach Verordnung der theologischen Fakultät ausgewählet worden, um näher untersucht und beurtheilet zu werden, weil sie Grundsätze und Meynungen enthielten, welche mit den Religionslehren nicht völlig übereinstimmeten, gegen denselben erkläret, es wäre niemals in Ihren Sinn gekommen, von leztern abzuweichen; Sie wären daher geneigt, unserer Fakultät über jeden ihr in diesem Werk anstößigen Artikel die nöthigen Erklärungen zu geben. Wir können einen so christlichen Endschluß nicht genugsam loben. Um Ihnen aber die Ausführung desselben desto mehr zu erleichtern, schicken wir Ihnen hierbey den Auszug der Sätze, die uns dem Glauben unserer Kirche am allermeisten entgegen zu seyn schienen.

Wir haben die Ehre, mit vollkommner Hochachtung zu seyn

Hochzuehrender Herr,

Ihre

Im Fakultätshause
den 15ten Januar 1751.

gehorsamsten Diener
Deputirte und Syndikus
der theologischen Fakultät zu Paris.

Sätze

Sätze
aus der
von Büffonschen Geschichte der Natur
welche
der Pariser theologischen Fakultät
anstößig vorgekommen sind:

I.

Bloß das in dem ungeheuer großen Weltmeer versammlete Wasser war vermögend, durch die unaufhörliche Bewegung der Ebbe und Fluth, Berge, Thäler und andere Unebenheiten der Erdkugel hervorzubringen. — Die Regengüsse reissen allmählig ein, was das Meer zusammengehäuft hatte. Sie machen die Spitzen der Berge immer niedriger — bis — und unserm bewohnten Erdreich völlig ähnlich sind. S. I Band. S. 176.

II.

Sollte man sich nicht mit einem grossen Schein der Wahrheit vorstellen können, — bis — davon loßgerissen worden wären? Ebend. S. 188.

III.

Vor allen Dingen wollen wir also sehen, was daraus entstehen könnte, daß die Planeten und besonders die Erde, diese stossende Bewegung erhielten? Und in welchem Zustande sie sich nach der Absonderung von dem Sonnenkörper befunden? S. Ebend. S. 200.

IV.

IV.

Die Sonne wird, wahrscheinlicher weise, aus Mangel brennbarer Materie verlöschen ꝛc. — — Auf solche Art befanden sich also die Erde und Planeten, da sie aus der Sonne kamen, in einem entzündeten und durchaus geschmolzenen Zustand. Ebend. S. 207. 208.

V.

Das Wort **Wahrheit** veranlasset nur einen zweydeutigen Begriff — wenn man die Erklärung selbst im allgemeinen und ungemessenen Verstande nimmt, so pflegt sie blos einen abgezogenen Begriff auszumachen, der nur allein durch eine Muthmaßung entstanden. S. Ebend. S. 87.

VI.

Man hat unterschiedene Arten von **Wahrheiten**. Den **mathematischen** pflegt man die erste Stelle einzuräumen. Indessen werden diese blos aus Erklärungen gezogen, die aus angenommenen einfachen, aber abstrakten Sätzen bestehen. Alle dergleichen Wahrheiten sind Folgerungen, die aus diesen Erklärungen zusammengesetzt und abgezogen worden. Ebend.

VII.

Wie zweydeutig und zusammengesezt ist nicht also die Bedeutung des Wortes Wahrheit? War es wohl möglich, eine allgemeine Erklärung derselben zu geben? Müste man nicht vielmehr, wie wir oben gethan haben, die mancherley Arten der Wahrheit genau unterscheiden, um sich davon einen richtigen Begriff zu bilden? S. Ebend. S. 90.

VIII.

Von den übrigen Ordnungen der Wahrheit will ich hier gar nichts erwähnen. Die sittlichen z. B. welche theils unumstößlich, theils willkührlich sind, würden schon allein eine weitläuftige Untersuchung erfordern. — Weil sie bloße Wahrscheinlichkeiten, worüber man sich unter einander vereiniget, zum Gegenstand und zur Absicht haben. Ebend.

IX.

Die zween vornehmsten Gesichtspunkte also, nach welchen man die Wahrheit betrachten muß, sind die mathematische Ueberzeugung, und physikalische Gewißheit. Sie wird bloß Glaubwürdigkeit oder Wahrscheinlichkeit, so bald sie sich von der einen oder der andern entfernet. Ebend.

X.

Ueber das wirkliche Daseyn unserer Seele, können wir gar keinen Zweifel hegen, weil dieses Daseyn und Wir nur Ein zusammen gehöriges Wesen ausmachen. S. V Band S. 8.

XI.

Das Daseyn unsers Körpers und anderer äußern Gegenstände kann allenfalls jedermann in Zweifel ziehen, der ohne Vorurtheil darüber zu denken vermag; denn was ist jene Ausdehnung nach der Länge, Breite und Tiefe, die wir unsern Körper nennen, und welche uns so unmittelbar anzugehen scheinet, wohl anders, als ein bloßes Verhältnis unserer Sinnen? Ebend. S. 8. und Not. 1.

XII.

Glauben können wir es wohl, daß etwas außer uns vorhanden seyn müße; wodurch soll man sich aber völlig davon überzeugen? Von der Wirklichkeit alles deßen hingegen, was in uns ist, haben wir vollkommene Gewißheit. Das Daseyn unserer Seele hat also seine Richtigkeit; am Daseyn unsers Körpers aber könnte man leicht noch zweifeln, so bald man auf den Einfall käme zu denken, die Materie könne ja wohl auch nur eine zufällige Beschaffenheit unserer Seele, oder eine ihr eigne Art zu sehen, seyn. S. Ebend. S. 12 und Not. 5, 6.

XIII.

Denn unsere Seele sieht auf eine andere Art im Wachen, und wieder auf eine andere im Schlafen; auf eine noch verschiedenere Art wird sie nach dem Tode sehen. Die Materie überhaupt und alles, was iezt in unserer Seele Empfindungen hervor bringt, wird alsdann vielleicht für sie nichts wirklichers, als unser eigner Körper, dieser aber wird für uns gar nichts mehr seyn. S. Ebend. bis S. 13. und Nota 7.

XIV.

Da unsere Seele in ihrer Substanz unveränderlich, und, nach ihrem Wesen, unfähig ist zu leiden, so ist sie an sich immer dieselbe. S. Ebend. S. 6.

Des Herrn von Büffon
Antwort
an die
Herrn Deputirten und Syndikus
der theologischen Fakultät in Paris.

Meine Herren!

So wohl das Schreiben, womit Sie mich beehrten, als die aus meinem Werk ausgezeichnete, verdächtig scheinende Sätze, habe ich richtig erhalten. Ich bin Ihnen für die Gelegenheit sehr verpflichtet, welche Sie mir verschaffet, sie auf eine solche Art erklären zu können, die wegen der Rechtschaffenheit meiner Gesinnungen keinen Zweifel und keine Bedenklichkeit mehr übrig läßt. Wenn Sie es verlangen, meine Herren, so bin ich mit Freuden erböthig, im nächsten heraus zu gebenden Bande meines Werkes die Erklärungen, welche ich hierbey zu übersenden die Ehre habe, öffentlich bekannt zu machen. Ich bin mit Hochachtung

Meine Herrn

Dero

Den 12ten März
1751.

gehorsamster Diener
Büffon.

Ich

Ich erkläre hiermit:

1) Daß es mir niemals in den Sinn gekommen, dem Texte der Heiligen Schrift zu widersprechen, daß ich alles, was daselbst von der Schöpfung, so wohl in Absicht auf die Ordnung der Zeiten, als auf die Umstände der Begebenheiten selbst, erzählet ist, zuversichtlich glaube und gern alles fahren lasse, was ich in meinem Buche der Bildung der Erde oder überhaupt der Mosaischen Geschichte zuwiderlaufendes gesagt haben mögte. Meinen angenommenen Satz von Bildung der Planeten erkläre ich für nichts anders, als für eine philosophische Voraussetzung.

2) Unter dem Ausdruck: das Wort Wahrheit erreget nur einen unbestimmten Begriff, habe ich nichts anders verstanden, als was in den Lehrschulen ein allgemeiner Begriff heisset, welcher für sich selbst keine Wirklichkeit hat und bloß in den Arten wirklich vorhanden ist. Es giebt also in der That Wahrheiten, die schon für sich selbst gewiß sind, wie dieses in folgendem Artikel gezeiget wird.

3) Ausser den gefolgerten oder vorausgesezten Wahrheiten giebt es erste Grundsätze, die ohne Bedingung in allen Fällen wahr und gewiß sind, ohne daß dabey im geringsten etwas zum voraus gesezt werden dürfte. Die Folgerungen, welche überzeugend aus diesen Wahrheiten fliessen, sind keine willkührliche, sondern ewige und offenbare Wahrheiten. Durch Wahrheiten die bloß auf Erklärungen beruhen, habe ich

keine andere, als bloß die mathematischen verstanden.

4) In unterschiedenen Wissenschaften, besonders in der Metaphysik und Moral, giebt es dergleichen überzeugende Grundsätze und Folgerungen. Dahin gehören in der Metaphysik besonders das Daseyn Gottes und seine vornehmsten Eigenschaften, das Daseyn, das geistige Wesen und die Unsterblichkeit unserer Seele; in der Sittenlehre, die Verbindlichkeit, Gott aufrichtig zu verehren, jedem, was man ihm schuldig ist, zu geben, folglich Diebstahl, Todschlag und andere von der Vernunft verdammte Handlungen gänzlich zu verabscheuen.

5) Die Gegenstände unseres Glaubens halte ich für sehr gewiß, aber nicht für überzeugend. Gott, welcher sie offenbaret hat, und mich, nach dem Zeugniß meiner eigenen Vernunft, nicht hintergehen kann, ist mir ein sicherer Bürge für die Wahrheit und Zuverläßigkeit derselben. Für mich sind alle diese Gegenstände Wahrheiten vom ersten Range, sie mögen sich auf Glaubenslehren oder auf sittliche Vorschriften beziehen; Wahrheiten, von denen ich ausdrücklich versicherte, nicht reden zu wollen, weil sie auf meinen Gegenstand keine nothwendige Beziehung hätten.

6) Den Gedanken, daß der Gegenstand und Endzweck der moralischen Wahrheiten aus lauter Wahrscheinlichkeiten und solchen Dingen bestände, worüber man unter einander einig geworden, habe ich nie auf

auf wirkliche Wahrheiten, z. B. nie auf die Vorschriften der göttlichen Gesetze, nie auf diejenigen Wahrheiten angewendet wissen wollen, die zum natürlichen Gesetze gehören. Unter willkührlichen Wahrheiten der Sittenlehre verstehe ich nichts anders, als Gesetze, die lediglich vom Willen der Menschen herrühren und in unterschiedenen Ländern, nach den mancherley Einrichtungen der unterschiedenen Staaten, sehr unter einander abwechseln.

7) Daß das Daseyn unserer Seele, und wir selbst Eins wären, ist in dem Verstande falsch, als wäre der Mensch bloß ein geistiges Wesen und bestünde nicht aus Leib und Seele zusammen. Das Daseyn unseres Körpers und anderer Sachen ausser uns, ist eine gewisse Wahrheit, weil es nicht nur der Glaube uns lehret *), sondern auch die Weisheit und Güte Gottes nicht verstatten zu denken, daß er die Menschen in einem beständigen und allgemeinen Irrthum habe setzen wollen. Aus diesem Grund ist auch diese Ausdehnung in der Länge, Breite und Tiefe, die wir unsern Körper nennen, mehr als eine bloße Vorstellung unserer Sinne.

8) Wir sind also versichert, es müsse sich auch ausser uns noch etwas befinden, und unser Glaube an die geoffenbarten Wahrheiten scheint allerdings viele Gegenstände ausser uns voraussetzen und in sich zu schlüssen. Es ist nicht glaublich,

*) Ich sollte denken, daß es uns die Vernunft und so gar die Empfindung eben so begreiflich machte.

M...

lich, daß die Materie bloß eine Modifikation unserer Seele oder etwas Zufälliges in derselben sey; auch nicht in dem Verstande, daß unsre Empfindungen etwas Wirkliches, die Gegenstände aber, welche sie zu erregen schienen, nicht wirklich vorhanden wären.

9) Die Seele mag in ihrem Zustand nach dem Tode bis zum jüngsten Gericht sehen, wie sie will, so wird sie doch vom Daseyn der Körper, besonders ihres eigenen, gewiß überzeugt und der künftige Zustand ihres Körpers wird für sie, nach dem Zeugnisse der Schrift, allemal sehr wichtig seyn.

10) Durch den Ausdruk: die Seele kann, vermöge ihres Wesens, nicht leiden, habe ich nichts anders behaupten wollen, als daß die Seele, ihrer Natur nach, keiner äußern Eindrücke, die sie zerstören könnten, fähig ist. Ich habe nicht geglaubt, sie könne durch die Allmacht Gottes nicht schmerzhaften Empfindungen unterworfen werden, die, nach der Lehre des Glaubens, im künftigen Leben die Strafe der Sünde und die Qual der Boßhaften ausmachen sollen.

den 12ten März 1751.

Unterzeichnet.

Büffon.

Zweytes

Zweytes Schreiben
der Herren Deputirten und des Syndikus der theologischen Fakultät in Paris an den
Herrn von Büffon.

Hochzuehrender Herr!

Die Erklärungen, welche Sie uns wegen der Säze zugeschickt haben, die wir in Ihrer Geschichte der Natur tadelnswürdig fanden, sind uns richtig eingehändigt worden. Nachdem wir solche in unserer besondern Versammlung gelesen, hernach aber der Fakultät bey ihrer allgemeinen Versammlung den 1ten April 1751 vorgeleget, hat solche die Fakultät sogleich vorlesen hören, und selbige, nach der Berathschlagung und dem Schluße deßelbigen Tages, angenommen und gebilliget.

Zu gleicher Zeit, H. H. haben wir der Fakultät Nachricht von Ihrem Versprechen ertheilet, diese Erklärung, wenn es die Fakultät verlangte, Ihrer nächsten öffentlich erscheinenden Arbeit vordrucken zu laßen. Mit äußerstem Vergnügen hat sie diesen Vorschlag, in Hofnung einer zuverläßigen Ausführung, angenommen. Wir haben die Ehre mit Empfindungen der vollkommensten Hochachtung zu seyn,

Hochzuehrender Herr!

Ihre

Im Fakultätshause den 4ten May 1751.

gehorsamste Diener,
Deputirte und Syndikus
der Pariser theologischen Fakultät.

Innhalt

Innhalt des VI^ten Bandes.

Ankündi-

Ankündigung
eines sehr nützlichen ökonomisch-juristischen Werkes
unter dem Titul:

OECONOMIA FORENSIS,
oder

Kurzer Inbegrif
derjenigen Landwirthschaftlichen Wahrheiten, welche allen sowohl hohen, als niedrigen Gerichts-Personen zu wißen nöthig.

Welches
in den Paulischen Buchhandlungen zu Berlin und Stettin, auf Subskription soll gedruckt werden.

Hier ist der summarische Innhalt deßelben:

Erster Band.

Erstes Hauptstück.

Allgemeine Begriffe von der Landwirthschaft, in so ferne sie in die Rechtsgelahrtheit einen Einfluß hat.

Zweytes Hauptstück.

Von den Landwirthschaftlichen Wahrheiten, die bey Würdigung der Landgüther zu wißen nöthig.

Drittes Hauptstück.

Von den ökonomischen Einsichten, die bey den Gemeinheiten, und deren Aufhebung erfordert werden.

Viertes Hauptstück.

In wie weit die Kenntniß der Landwirthschaft im Kauf und Verkauf oder in Vertauschung der Landgüther, in Ansehung der daher entstehenden Rechtshändel, einen Einfluß hat.

Fünftes Hauptstück.

Von demjenigen, was bey Dirigirung der öffentlichen Verpachtung der Landgüther, und Einsetzung der Pächter, nach vernünftigen Wirthschaftssätzen, zu beobachten ist.

Sechstes

Sechstes Hauptstück.

Von dem Einfluß der landwirthschaftlichen Wahrheiten bey rechtlicher Beurtheilung und Entscheidung der zwischen Verpachtern und Pächtern vorfallenden Streitigkeiten.

Zweyter Band.

Siebendes Hauptstück.

Eine Anweisung zu den landwirthschaftlichen Wahrheiten, welche bey Bestimmung der Dienste und andrer Schuldigkeiten der Unterthanen zum Grunde zu legen sind.

Achtes Hauptstück.

Landwirthschaftliche Grundsätze, welche bey Erbtheilungen auf dem Lande, und insonderheit bey Abfindung der Wittwen, Töchter und Schwestern aus den Lehnen zu beobachten sind.

Neuntes Hauptstück.

Begriffe, welche bey Berechnung der Fructuum perceptorum & percipiendorum von der Landwirthschaft, zu richtiger Beurtheilung der darüber entstehenden Streitigkeiten, erfordert werden.

Zehntes Hauptstück.

Abhandlung desjenigen, was einem Richter bey Entscheidung der liquidirten Meliorationen und Deteriorationen aus der Landwirthschafts-Wissenschaft bekannt seyn muß.

Eilftes Hauptstück.

Grundsätze aus der Landwirthschaft, welche bey den servitutibus prædiorum rusticorum beobachtet werden müssen.

Zwölftes Hauptstück.

Anleitung, in wie weit einem Richter, bey Untersuchung und Entscheidung der Gränzstreitigkeiten, die Erfahrungen in der Landwirthschaft zu statten kommen.

Dreyzehntes Hauptstück.

Wie die Streitigkeiten, die bey den Pfändungen der Nachbaren auf dem Lande vorfallen, nach vernünftigen Wirthschaftsregeln behandelt werden müssen.

Vierzehntes Hauptstück.

Von den Landwirthschafts-Regeln, welche bey gerichtlichen Auspfändungen und Sequestrationen der Landgüther wahrzunehmen sind.

Aus

Aus dieser Anzeige des Innhaltes wird Jedermann sehr leicht von der Nutzbarkeit eines in seiner Art ganz neuen Werkes eingenommen werden. Es ist aber nicht genug, dem Publikum anlockende Titel und Rubriquen vorzulegen. Man fordert mit Recht auch einigen Beweis, ob der angezeigte Innhalt gründlich und gut ausgearbeitet worden? Diesen Beweis hoffe ich dadurch einleuchtend und überzeugend zu machen, wenn ich hiermit öffentlich anzeige, daß diese Oeconomia Forensis

a) von einem vornehmen Herrn von Adel bearbeitet worden, der in der Jugend bey der Landwirthschaft aufgewachsen, in seinen reifern Jahren einer sehr hohen juristischen Charge vorgestanden, hernach aber seine Zufriedenheit auf seinen Güthern bey der Landwirthschaft selbst gesucht, und folglich in beyden Fächern die gründlichsten Erfahrungen gesammlet hat.

b) Daß es der nämliche Herr Verfasser sey, welcher die Berliner Beyträge zur Landwirthschafts-Wissenschaft herausgiebt, wovon bereits 18 Stücke fertig und mit sehr vielem Beyfall aufgenommen worden sind, wovon auch die Fortsetzung ununterbrochen gedruckt wird. Wer aber die letztere Schrift besitzt und bedachtsam gelesen hat, wird keine weitere Empfehlung dieses neuen Buchs verlangen, weil man sich von den Arbeiten eines so richtig und schön denkenden Verfassers, der mit grossen Kenntnissen so viel Erfahrungen verbindet, schon zum voraus einen sehr vortheilhaften Begriff machen muß. Ich finde daher nur noch nöthig anzuzeigen:

1) Daß dieses Werk, nahmentlich Oeconomia Forensis, das erste und einzige in seiner Art ist. Wir haben zwar schon viele Werke von der Medicina und Mathesi forensi, aber zuverläßig noch keinen Entwurf, geschweige denn ein brauchbares Werk von der Oeconomiâ forensi, welche auf die Vortheile und Aufklärung so vieler Bedenklichkeiten in der Staats- und Landwirthschaft so grossen Einfluß hat, aufzuweisen.

2) Daß es in 2 Bände in groß Quarto, sauber gedruckt werden, jeder Theil aber 3 bis 3½ Alphabet enthalten soll.

3) Der

3) Der Erste Band wird auf Ostern 1775 und der Zweete auf Ostern 1776 erscheinen.

4) Wer also auf erwähntes Buch subskribiret, bekömmt selbiges vollständig um 4 Rthlr. davon werden 2 Rthlr. beym Empfang des Ersten und auf gleiche Weise 2 Rthlr. bey Ueberlieferung des Zweeten Bandes bezahlet. Nach Endigung eines jeden Theils hört die Subskription auf, und wird alsdann kein Theil unter 3 Rthlr. verlassen. Diejenigen also, welche den Subskritionstermin vernachläßigen, werden sich hernach gefallen lassen, für die beyden Theile 6 Rthlr. anstatt 4 Rthlr. zu bezahlen.

5) Alle Freunde und Gönner, welche sich bemühen, auf dieses so nützliche Werk Subskribenten zu sammlen, bekommen auf zehne das eilfte oder auf fünfe ein halbes Exemplar zu einer kleinen Schadloshaltung für ihre gütige Bemühungen.

6) Wird dieser Plan in den vornehmsten Buchhandlungen Deutschlandes unentgeldlich ausgetheilt.

7) Da ich anstatt eines Pränumerationsentwurfes nur einen Subskriptionsplan bekannt mache, so wird jedermann, der sich unterschreibet, ergebenst gebethen, solches mit dem vesten Vorsatze der Aufrichtigkeit zu thun, das Buch, wenn es fertig ist, gewiß zu nehmen; Denn da ich weiter dabey keine Absicht habe, wie Jedermann leicht einsehen wird, als lediglich zu wissen, wie hoch ich ohngefähr die Auflage machen kann, da den Subskribenten das Buch dadurch um den dritten Theil des Preises wohlfeiler, als außerdem geschehen könnte, geliefert wird; so schmeichle mir auch mit der sichern Hofnung, es werde jeder meiner Gönner eben so billig und gerecht gegen mich, als ich hochachtungsvoll gegen Sie, zu denken belieben.

Berlin, den 26. Julii 1774.

Joachim Pauli,
Buchhändler.